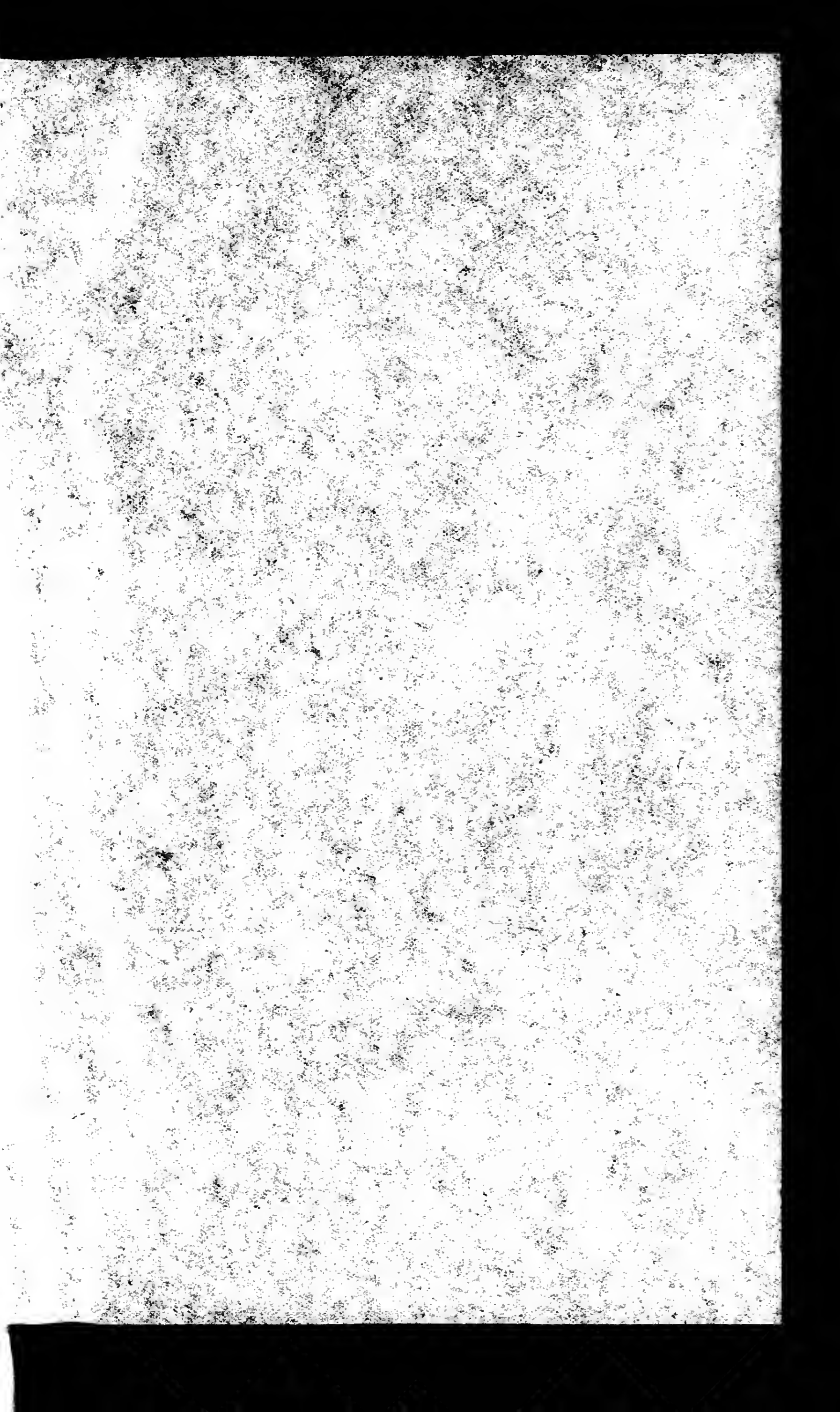
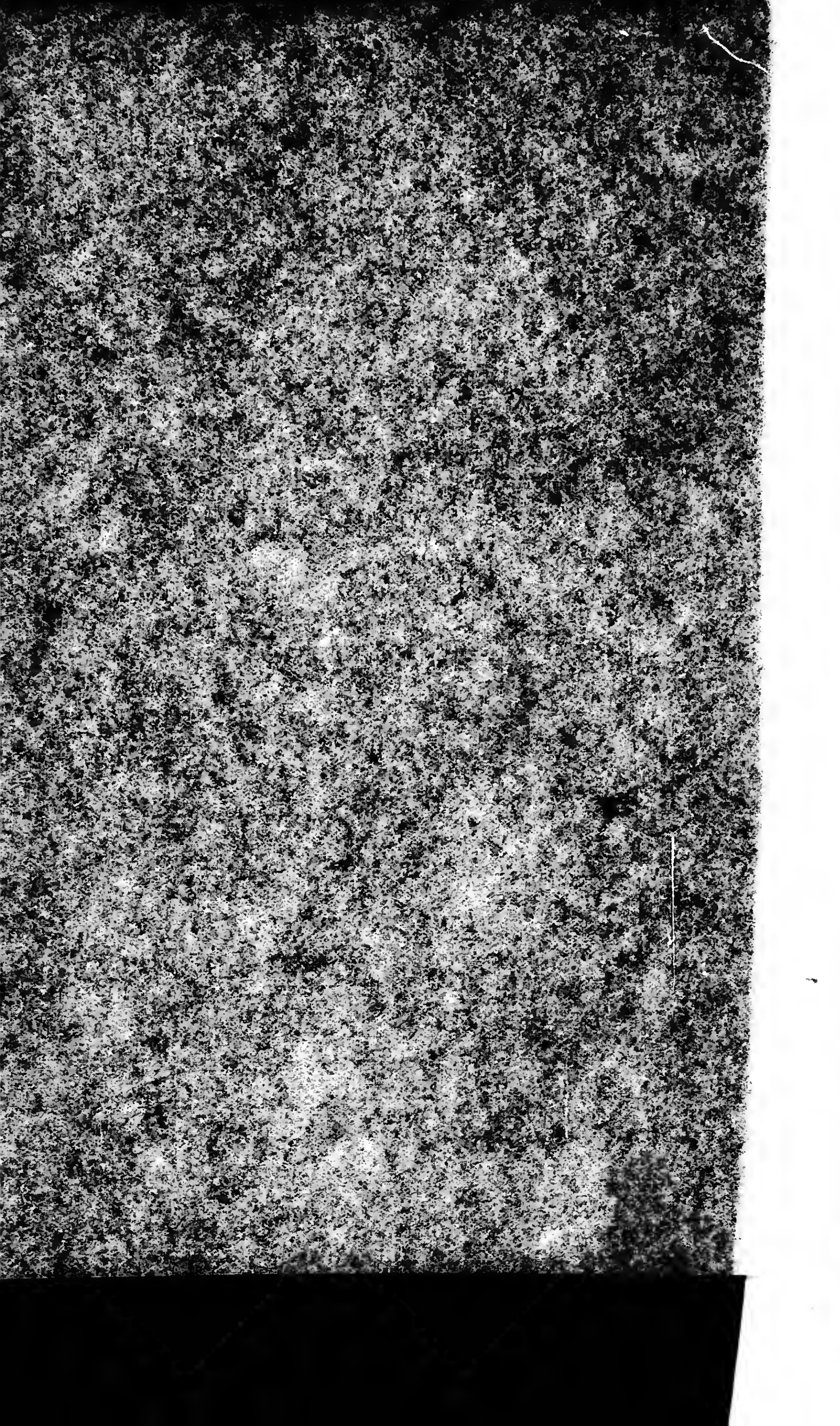




Friedrich v. Uechtritz





Erinnerungen

an

Friedrich von Uechtritz

und seine Zeit

in Briefen von ihm und an ihn.

Mit einem Vorwort

von

Heinrich von Sybel.

Hierzu ein Porträt in Lichtdruck, nach einer Zeichnung von C. F. Lessing.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1884.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Aus Friedrich von Uechtritz's Leben. Von Th. Paur XIII

Briefe von Friedrich von Uechtritz an seine Eltern und Geschwister

a. aus Leipzig 1819—1821 1

b. aus Berlin 1821—1828 27

c. aus Trier und Düsseldorf 1828—1836 67

Briefe Ludwig Tieck's 145

Brief von Friedrich von Uechtritz an seine Schwester, als Einleitung zu Dorothea Tieck's Briefen 155

Briefe Dorothea Tieck's 156

Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und C. Schnaase . . 229

Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und Friedr. Hebbel . . 291

Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und Rudolph Köpke . . 319

Briefe verschiedener Künstler und Schriftsteller an Friedrich von Uechtritz 375

Schluß 417



Vorwort.

Nachdem Frau Maria von Uechtritz die hier vorliegende Auswahl aus dem Briefwechsel ihres verstorbenen Gemahls zusammengestellt hat, folge ich nur einer erfreulichen Pflicht der Pietät, indem ich der Aufforderung meines werthen Freundes, des Verlegers des Buches, nachkomme, demselben einige einführende Worte voranzuschicken.

Denn eine der besten Erinnerungen aus meiner glücklichen Jugendzeit ist das Angedenken an jene schönen Düsseldorfer Tage, in welchen auf dem engen Raume einer damals sehr stillen Mittelstadt ein unvergleichliches Zusammenwirken aller Künste durch Schadow und seine kräftig aufblühende Schule, durch Felix Mendelssohn's musikalisches Genie, durch Immermann's, Uechtritz's und Schnaase's litterarische und dramaturgische Leistungen in das Leben gerufen wurde. Geraume Zeit hindurch bildete mein elterliches Haus einen der Mittelpunkte für den geselligen Verkehr dieses reichen und fruchtbaren Kreises; so war es mir als jungen Studenten vergönnt, aus nächster Nähe die Arbeit und den Genuß des künstlerischen Schaffens zu schauen, nicht selten in die innerste Werkstatt des dichterichen Geistes zu blicken, und an dem Jubel über jeden neuen Erfolg aus vollem Herzen Theil zu nehmen. Die damals empfangenen Eindrücke haben mich unauslöschlich durch das Leben begleitet. Hier habe ich erfahren, welch ein Segen es ist, in jugendlich empfänglicher Zeit zu richtiger Ausbildung des Schönheitssinnes angeregt zu werden, und so

ist es mir eine Freude, nach beinahe einem halben Jahrhundert an dieser Stelle den Anlaß zum Aussprechen einer bleibenden Dankbarkeit erhalten zu haben.

Ohne Zweifel war unter den Führern des damaligen Düsseldorfer Kunstlebens Friedrich von Uechtritz einer der wirksamsten. Er war eine durchaus auf das Ideale gerichtete Natur, ein Charakter von seltener Reinheit, streng gegen sich selbst und milde gegen Andere, unerschütterlich conservativ in seinen Ueberzeugungen und liberal in der Anerkennung der Gegner, gründlich in jeder Arbeit und bis zum Aengstlichen gewissenhaft im Kleinen wie im Großen. Im persönlichen Verkehre erschien er weniger lebhaft, vielseitig und geistsprühend als sein Freund Immermann; um zur vollen Geltung zu gelangen, bedurfte er längerer, zusammenhängender Mittheilung; dann aber zeigte sich ein höchst bedeutender Umfang historischer, philosophischer und theologischer Kenntnisse, eine gediegene und folgerichtige Durchbildung des Geistes und eine den Zuhörer fortdauernd anregende Gedankenfülle. Aus solchem Boden erhob sich sein schönes poetisches Talent in ruhiger, stets gleichmäßiger Entfaltung. Mit Unrecht ist er zuweilen der romantischen Schule zugezählt worden, denn völlig fremd waren ihm deren charakteristische Züge, die Hinneigung zum Phantastischen und Schrankenlosen, die Schwärmerei für ein mißverstandenes Mittelalter, die oft so wunderliche Mischung von Mystik und Humor, und vollends die Sucht, Poesie und Leben mit einander zu verschmelzen und im eigenen Leben jeder angeblich poetischen Leidenschaft zu fröhnen. Wie Uechtritz im Leben stets das objective Pflichtgebot anerkannt hat, so ist ihm in der Kunst alles Unklare und Verschwommene zuwider; mit der mondumglänzten Zaubernacht der Romantik hat er nichts zu schaffen, und auch das mystische Element der Religion erscheint bei ihm geklärt in fester Form des Dogma oder der philosophischen Speculation. Seine Schöpfungen bewegen

sich überall auf dem Boden realer historischer Verhältnisse und bewähren hier eine stets achtungswerthe, nicht selten große Begabung. Seine Diction ist edel und gewählt, hier und da etwas mühsam, stets aber durchsichtig und präcis. Er beherrscht alle Töne des ernsten und des leidenschaftlichen Pathos; Ironie, Witz und Humor sind ihm nicht völlig versagt, kommen aber selten zur Verwendung. Er besitzt die Gabe novellistischer Erfindung und dramatischer Gestaltung; die Personen seiner Dichtungen haben individuelles Leben und plastische Rundung; die Entwickelung der Fabel ist durchgängig einfach, ungekünstelt und spannend bis zum Schlusse. In seinen Romanen bewegt sich die Erzählung in belebter Anschaulichkeit, allerdings nicht selten ausführlicher und langsamer fort, als es dem modernen Geschmacke zusagen will. Auch ist das leichte Fahrzeug der Poesie bei ihm in manchen Partien etwas schwer mit Reflexionen und Discussionen beladen, wo man bedauert, den Inhalt dieser Erörterungen nicht in der concreten Form fortschreitender Handlung vor die Augen des Lesers gestellt zu sehen. Der letzte Grund dieser Mängel ist nicht etwa eine Neigung zu diffuser Weitläufigkeit, sondern immer wieder die gründliche Gewissenhaftigkeit, welche auch geringfügige Details nicht im Dunkel lassen, jeder Schattirung des Gedankens ihre Geltung sichern, jede Seite des Gegenstandes erschöpfen will. Wenn moderne Autoren über eine so weit getriebene Bedächtigkeit die Achseln zucken, so läßt sich dagegen nichts sagen; immer aber wäre Manchen unter ihnen zu wünschen, daß ihnen ein Theil von dem Reichthum und der Tiefe des geistigen Gehaltes zugefallen wäre, der aus jenen etwas schleppenden Formen hervorleuchtet.

Uechtritz hatte wie Immermann in den großen Jahren der Befreiungskriege die ersten starken Jugendeindrücke, in der Periode der Restauration aber, die für das männliche Alter entscheidende Seelenstimmung und Richtung erhalten. Den dort

erwachsenen Ueberzeugungen ist er trotz allem Wandel der Zeiten bis zur letzten Stunde des Greisenalters treu geblieben, und hier zeigt sich uns ein weiterer Grund dafür, daß gerade die reifsten und schönsten Erzeugnisse seines poetischen Schaffens nicht den, ihrem ästhetischen Werthe entsprechenden Eindruck auf das große Publikum ausgeübt haben. Eine weithin mächtige Wirkung auf die Nation erreicht der Dichter nur, wenn er große die Zeit erfüllende Grundgedanken in sich aufnimmt, um sie dann den Zeitgenossen in poetischer Verklärung und Steigerung vor das Auge zu stellen. Wo aber wäre dergleichen in der allgemeinen politischen, socialen und religiösen Gährung, die seit 1830 über unser Volk hereinbrach, zu finden, und vollends für den in der Restaurationszeit gebildeten Dichter zu finden gewesen? Uechtritz war ein warmherziger Patriot, aber er war kein Politiker im Sinne der neuen Zeit, so wenig wie die andern Genossen des Düsseldorfer Kreises, denen Allen bei der rastlosen künstlerischen Production das ästhetische Interesse jedes andere in den Schatten stellte. Nach altpreußischer Weise war er entschiedener Royalist, und demnach bereit, dem verehrten Königthum die Vorkehrungen für das Gemeinwohl vertrauensvoll zu überlassen. Je mehr sich die Gegenwart mit demokratischem Drange und mit politischem Parteitreiben erfüllte, desto weniger fand er im eignen Innern lebendige Berührungspunkte mit ihr. Völlig erfüllt von dem Sinne für ernste Forschung und allseitige Gerechtigkeit, sah er mit Widerwillen auf die leidenschaftliche Einseitigkeit und absprechende Oberflächlichkeit, die nun einmal in einem erregten Kampfe politischer Parteien, wo es auf rasches Erzielen momentaner Erfolge ankommt, unvermeidlich bleibt. Bei seinem großen historischen Sinne konnte er der immer stärker heranwachsenden Forderung, daß jeder Bürger an der Staatslenkung Antheil zu nehmen habe, eine innere Berechtigung nicht absprechen: im Gegentheil, er ließ in seinem,

dem Könige 1842 überreichten deutschen Ehrenspiegel die Germania ihren Kindern zurufen: doch nur preisen kann ich's, daß ihr mehr als Weib und Kind umfaßt, an des Staats Entwicklung Theil nehmt, alles Rückwärtsschrauben haßt. Immer aber blieb ihm die besorgte Frage, ob durch eine so allgemeine Betheiligung an dem politischen Getümmel nicht die geistige Ruhe aus der Welt verschwinden müßte, ohne welche die für Wissenschaft und Kunst erforderliche Sammlung und Vertiefung undenkbar ist. Dies Gefühl steigerte sich mit dem stets breiter und geräuschvoller hervortretenden Wachsthum der materiellen Interessen, der Eisenbahnen, der Fabriken, des Börsengetriebes; der rastlose Drang zum Erwerbe und die Mobilisirung aller Lebensverhältnisse drohten jeder ästhetischen Freude an dem Vorhandenen den Garaus zu machen; noch war die Zeit nicht gekommen, in welcher Gustav Freytag und Adolf Menzel poetische Motive auch auf dem Boden der Industrie zu entdecken wußten. Dazu kam auf der einen Seite die neue Hinwendung der Naturwissenschaft zu einer streng mechanischen Weltauffassung, welche dem Urquell aller Poesie, der Unabhängigkeit des persönlichen Geistes, die Nahrung zu entziehn, und auf der andern die philosophische und historische Kritik des positiven Christenthums, welche die Autorität der Kirche und das Dogma, ja in einzelnen Ausläufern die Existenz jeder Religion zu untergraben schien. Während die herrschende Zeitströmung sich immer mehr mit diesen Tendenzen erfüllte, fand sich Uechtritz dadurch im innersten Herzen abgestoßen und betroffen.

Denn den tiefsten Grund seines Wesens bildete ein starkes religiöses Bedürfniß, ohne dessen Befriedigung es für ihn keinen Antrieb zur Kunst, keine Sicherheit im geistigen, ja keine Ruhe im äußern Dasein gegeben hätte. In fester lutherischer Rechtgläubigkeit erzogen, wurde er weiterhin durch Adam Müller und Dorothea Tieck katholischen Anschauungen zugeführt, in welchen

er, bei der Flachheit und Nüchternheit des damaligen protestantischen Rationalismus, vor Allem auf der ästhetischen Seite erquickende Anregung fand. Zugleich aber war sein künstlerisch begeisterter Sinn auch unsern Classikern, Lessing, Goethe und Schiller zugewandt, aus deren bewunderten Werken ihm ein ganz anderes Bild der realen Dinge und ihres poetischen Abglanzes als aus dem geschmückten Cultus der katholischen Kirche entgegen trat. Zu voller Klarheit strebend wie immer, und doppelt gewissensstreng gerade an dieser Stelle, erfüllte er Jahre und Jahrzehnte mit angestrengten Studien und Meditationen, um diese Gegensätze innerlich zu überwinden, und im Ringen mit den unlösbaren Fragen des menschlichen Daseins den festen Einheitspunkt für Leben und Denken zu gewinnen. So sind seine großen Romane, im vollen Sinne des Goethe'schen Wortes, Bekenntnisse geworden, dichterische Verkörperungen der eignen Kämpfe und Abschlüsse. In dem ersten, und wie ich glaube, bedeutendsten, Albrecht Holm, erscheint in farbigen und oft erschütternden Bildern, seine gründliche Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche; in dem zweiten, dem „Bruder der Braut" entwickelt er gegenüber dem Rationalismus und Indifferentismus seiner Tage den Werth der protestantischen Heilslehren für ein nach Sühnung und Stärkung strebendes Gemüth; in dem letzten „Eleazar", feiert er die friedenvolle Glorie der ersten Christengemeinde inmitten des grauenvollen Untergangs des jüdischen Volkes. Bemerkenswerth ist es, daß er seine Stellung zu der modernen Evangelienkritik und deren Consequenzen nicht in gleicher Weise durch eine dichterische Production, sondern auf dem Gebiete des Gegners selbst, durch eine kritische Studie über den Ursprung und den Charakter des Evangeliums Johannis bezeichnet hat, eine Arbeit, deren wissenschaftliche Solidität auch diejenigen anerkennen werden, welche das Ergebniß derselben für einen Irrthum halten müssen.

So war der positive Glaube lutherischen Bekenntnisses bei ihm, wie bei dem Helden seines ersten Romans, trotz aller Angriffe und Lockungen von verschiedenen Seiten her, der Kern seines Daseins geblieben. Aber es war nicht bloß der gläubige Reformator, es war auch der lebensfrische und freier Forschung frohe Luther, dessen Spuren er nachfolgte. Nichts lag seinem hellen und wahrhaft humanen Sinne ferner, als düstere Weltflucht oder harter Dogmatismus. Energisch verwahrte er sich gegen die in gewissen rechtgläubigen Kreisen zur Mode gewordene Verdammung unserer classischen Dichter: niemand hat mit unbefangenerem Blicke und wärmerer Verehrung über Goethe geredet, als Uechtritz in seinem schönen Buche über das Düsseldorfer Künstlerleben. Als Schadow nach seiner zweiten Rückkehr aus Rom seinen ganzen Einfluß aufbot, um dort eine neue Auflage nazarenischer Kunstübung zu Stande zu bringen, hatte Uechtritz für ein in unserer Zeit hoffnungsloses Unternehmen nur einen milden Spott. Und so entschieden er sich von David Strauß und den Schülern Darwins hinwegwandte, so wenig wollte er etwas von der Doppelnatur des Protestantismus missen, welche seit den ersten Tagen der Reformation zum Hohne ihrer katholischen Gegner und zum Bollwerk ihres geschichtlichen Bestehens geworden ist: wie er von der Rechtfertigung durch den Glauben durchdrungen war, so bekannte er sich nicht minder kräftig auch auf dem religiösen Gebiete zu dem Princip der freien Forschung. Auf den letzten Seiten seines Albrecht Holm entgegnet dem katholischen Geistlichen, welcher die Gefahren einer solchen Freiheit für den Bestand des positiven Glaubens und des geschlossenen Kirchenthums hervorhebt, die Wittwe des Helden: „aus dem Schmelzofen freiester, rücksichtslosester Prüfung wird das göttliche Wort nur noch unüberwindlicher, wär's auch nicht in der Bekenntnißfassung Eures Tridentinums oder unserer symbolischen Bücher, hervorgehen. Unsere Kirche darf, um jene

der Religion drohende Gefährdung zu meiden, vor dem Rechte des Geistes, sich in der eigensten, innersten Tiefe seines Wesens zu befriedigen, nicht zurückschrecken. Das Verlangen, den Inhalt und die Beglaubigung des Christenthums nicht bloß nach dem Gewaltspruche einer zwingenden Autorität, sondern aus eigenster Zustimmung unseres Geistes zu erfassen, ist ein gerechtes und heiliges. In der Befriedigung dieses Bedürfnisses klopft der Lebenspuls unserer Kirche. Mit der Verläugnung desselben, mit der Ueberschätzung des äußeren Kirchenthums läuft sie Gefahr, in die Stellung eines Halbkatholicismus herabzusinken, welcher die Geistesgebundenheit, aber nicht die mächtige Gliederung und selbständige Machterscheinung des katholischen Kirchenwesens besitzt."

Uechtritz hat das Schicksal gehabt, daß in die Mitte seines Lebens und Schaffens eine große Wendung der nationalen Cultur gefallen ist. Wenn er dadurch der Gegenwart fremder geworden, so bleibt ihm ein ehrenvoller Platz in der Culturentwicklung unseres Volkes für immer gesichert. Und auch heute wird die Zahl derer nicht gering sein, welche, wenn sie einmal sich zu „Albrecht Holm" zurückwenden wollen, an der fesselnden, gestalten- und farbenreichen Erzählung, sowie an der edlen, das Buch durchströmenden Gesinnung sich erfreuen und erquicken werden.

Berlin, 18. October 1884.

Heinrich von Sybel.

Aus Friedrich von Uechtritz's Leben.

Von Th. Paur.*)

Unter den deutschen Dichtern im Gefolge der klassisch-romantischen Periode nimmt Friedrich von Uechtritz eine hervorragende Stelle ein. In naher persönlicher Beziehung zu Ludwig Tieck und Karl Immermann, von den Schöpfungen Beider fortdauernd innig berührt, hielt er seine eigenen doch frei von einem bestimmenden Einflusse jener zwei so eigenthümlich gearteten Schriftsteller; Schiller und Goethe, aus dessen Greisenalter noch eine freundlich anerkennende Kundgebung zu Uechtritz herüberreichte, verliehen seinem dichterischen Streben, auch wo es an das Aeußerste streifte, die künstlerische Mäßigung, welche seinem excentrischen Zeitgenossen Grabbe völlig abging. Uechtritz offenbarte in seiner persönlichen Erscheinung, in dem täglichen Hausleben, ebenso wie in seinem Dichten und gesammten schriftstellerischen Arbeiten, das schöne Maßhalten einer in sich gereiften Natur; damit verbanden sich, als charakteristische Merkmale, eine zarte Scheu vor dem Unedlen, Unsauberen auf leiblichem und geistigem Gebiete, peinliche Gewissenhaftigkeit in Aneignung und Verwerthung des wissenschaftlich Thatsächlichen und die sorglichste Acht auf Einwendungen von entgegengesetztem Standpunkte. Man brauchte nur zu sehen, wie werth Uechtritz die Bücher seiner auserlesenen Bibliothek hielt, wie die Spuren der vielfältigen Benutzung an ihrem geschmackvollen Aeußeren kaum sichtbar waren, wie aufgeräumt im anmuthendsten Sinne

*) Vortrag, gehalten in der Hauptversammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften im Herbst des Jahres 1875, abgedruckt im neuen Lausitzischen Magazin. Nur der Schluß wurde, zur Vervollständigung des Bildes der letzten Lebensjahre des Geschiedenen, im Sommer 1884 von Marie von Uechtritz hinzugefügt.

des Wortes es in seinem Arbeitszimmer, wie einladend für Geist und Herz in den anderen von der Hand befreundeter Künstler geschmückten Räumen aussah, um eine Anschauung von seinem Wesen und den Bedürfnissen desselben zu gewinnen. Uechtritz lebte und webte im Genusse der bildenden Kunst, in letzter Zeit freilich, wo er fast gänzlich des Augenlichtes ermangelte, nur noch im Nachgenusse der Erinnerung; um so frischer war in seinem Gedächtnisse der Reichthum der poetischen Litteratur, an der er sich herangebildet, aufbewahrt geblieben, so daß er bis in die letzte Zeit seines Lebens im Stande war, Scenen aus Goethe's Iphigenie und Tasso ohne Anstoß mit dramatischer Lebendigkeit frei vorzutragen. Ebenso unerschöpflich war sein treues Gedächtniß an Erinnerungen aus dem Zusammenleben und dem Briefwechsel mit den meisten hervorragenden Schriftstellern und Künstlern der letzten Jahrzehnte, und wenn er von solchen sprach, geschah es mit jener heiteren Farbenfrische, welche nur dem geistig Durchlebten eigen zu sein pflegt.

Hier in seiner Vaterstadt Görlitz, wo er auch das Leben beschloß, erschien die von dem Aeußeren abgewandte, sinnend einherschreitende hohe Gestalt mit den scharf geschnittenen geistvollen Zügen den meisten seiner Mitbürger als ein Fremdling, von dem sie nicht wußten, welchen Schatz von vollbrachtem und noch gegenwärtig fruchtbar thätigem Geistesleben er in sich barg; möge es diesen Blättern, trotz ihrer Lückenhaftigkeit, in etwas gelingen, das Gedächtniß des Verstorbenen, und mit ihm das einer zurückliegenden vaterländischen Litteraturperiode unter den Lebenden neu anzufrischen und Einiges davon zur Anschauung zu bringen!

Friedrich von Uechtritz, aus einem in der Oberlausitz alt angesessenen adeligen Geschlechte, wurde am 12. September des Jahres 1800 zu Görlitz geboren, wohin sich die Mutter, um ihre Wochen abzuhalten, von dem nahe gelegenen väterlichen Gute Kuhna begeben hatte. Als nicht lange darauf das Gut verkauft wurde, siedelte die Familie nach Dresden über, wo der Knabe Privatunterricht empfing. Im Jahre 1814 kehrte sie

dauernd nach Preußen zurück, indem der Vater das Rittergut Heidersdorf, eine Meile weiter als das frühere Besitzthum in derselben südöstlichen Richtung von Görlitz, erwarb; der junge Uechtritz besuchte nun, seit dem Herbste des genannten Jahres, das Görlitzer Gymnasium. Von früh auf wurde das Interesse des geweckten Knaben für Litteratur, Poesie und Geschichte lebhaft angeregt und genährt durch die abendlichen Vorlesungen des Vaters im häuslichen Kreise wie durch die Bücherschätze des Hauses und die an klassischer Litteratur reichhaltige Bibliothek des Conrectors Kuhnert, bei welchem er sich während der Gymnasialzeit in Pension befand; auch gelegentlicher Geschenke von werthvollen Büchern, besonders historischen, als Wilken's Geschichte der Kreuzzüge, Goldsmith's römischer Geschichte, Anacharsis' Reisen, gedenkt Uechtritz in der von ihm zurückgelassenen Lebensskizze als wesentliches Beförderungsmittels seiner jugendlichen Ausbildung. So darf es nicht wundern, wenn Uechtritz schon auf der Schule sich unter seinen Mitschülern durch schriftstellerische, namentlich poetische Versuche hervorthat.

Zu Ostern des Jahres 1818 bezog derselbe die Universität Leipzig. Obwohl er die juristischen Studien, die ihm eine spätere Laufbahn im Staatsdienst eröffnen sollten, nicht vernachlässigte, so nahmen ihn hier doch vorwaltend allgemeine Studien der Philosophie, Geschichte und Poesie, dazu das gesammte geistige Leben der höheren Gesellschaft und der Umgang mit den bedeutendsten Männern der damaligen wissenschaftlich-litterarischen Kreise der Universitätsstadt in Anspruch; er selbst nennt aus jener Zeit nicht gleichstrebende Studiengenossen, sondern hervorragende Persönlichkeiten von Ruf, deren anregendem und bildendem Einflusse er sich hingab. Mit dankender Anerkennung erinnert er sich der glücklichen Stunden in der Familie und im gelehrten Freundeskreise des Professors Krug, des Philosophen, Patrioten und unerschrockenen Vorkämpfers des deutschen Liberalismus; auch Heinroth und Clodius traf er bei ihm, die neben ihren wissenschaftlichen Arbeiten zugleich in das Gebiet der Belletristik streiften. Häufige Spaziergänge mit dem geistvollen

Romanisten Adolph Wagner, dem die Einführung guter Originaltexte und die Erklärung der großen italienischen Dichter in Deutschland so Treffliches verdankt, lenkten des Jünglings Blick auch dem Süden zu, dessen gluthvolle, zugleich tiefsinnige Poesie nebst der der Engländer während der Folgezeit für ihn eine Quelle anregender Formen und Stoffe war.

Eine nachhaltigere Einwirkung auf seinen späteren Entwicklungsgang übten zwei andere persönliche Beziehungen von der Universitätszeit. Zuerst die mit dem Freunde und Gesinnungsgenossen von Gentz, Adam Müller, der damals als österreichischer Generalconsul in Leipzig wohnte, bekannt durch seinen Uebertritt zum Katholicismus und seine auf katholische Principien gegründete Staatsweisheit; die Vermittlung dieser nicht ungefährlichen Bekanntschaft geschah durch den jungen Grafen Cajus Stolberg, Sohn des Dichters Leopold Stolberg. Aus dem geistvoll beredten Munde Adam Müller's gewann Uechtritz die erste Empfänglichkeit für eine bewundernde Anerkennung der auf die Natur und die Bedürfnisse des menschlichen Gemüthes, besonders in den großen Massen, so wirksam berechneten Lehre, Organisation und daraus erwachsenen Machtentfaltung der katholischen Kirche, wie sie in einem Theile seiner Schriften zu Tage tritt und noch bis in sein Greisenalter, trotz bibelkundiger christlicher Ueberzeugung und der von ihm lebhaft beklagten jesuitischen Verirrungen der Curie in jüngster Zeit, sich in der Beurtheilung der kirchlich-politischen Verhältnisse bei ihm geltend machte. Damals erschien der auf das jugendliche Gemüth versuchte Einfluß dem Vater und den Freunden so gefährlich, daß sie mit ernstlichen Abmahnungen in ihn drangen, die den Jüngling in körperlich krankhafte Aufregung versetzten. Auch der spätere Umgang mit theuren katholischen Freunden, vor Allem, wie Uechtritz schreibt, der persönliche Eindruck seiner großsinnigen Freundin Dorothea Tieck, der Tochter und litterarischen Gehülfin des Dichters, sowie eigene historisch-theologische Studien ließen ihn mehr und mehr die kahle und verständige Nüchternheit des Protestantismus empfinden und sich mit der Wärme der früheren

katholischen Kirchenlehre befreunden. Der von den Seinigen befürchtete Uebertritt zum Katholicismus unterblieb jedoch; wie er sich einerseits zu demselben sympathisch, andererseits zugleich verständig abwehrend verhielt, bezeichnete er selber treffend durch die Bezugnahme auf das Platen'sche Distichon:

„Wäre der Geist nicht frei, dann wär' es ein schöner Gedanke,
Daß ein Gedankenmonarch über die Seelen regiert."

Die Spuren eines solchen Gegeneinanderwirkens katholisch-poetischer und protestantisch-denkender Auffassung des Christenthums blieben in Uechtritz's Geist und Gemüthe bis zuletzt wahrnehmbar; nur führte ihn die philosophische Kritik niemals bis zu dem Punkte, daß er die Consequenzen der Darwin'schen Schöpfungstheorie und der David Strauß'schen Negation in ihrer äußersten Schärfe ohne eine gewisse leidenschaftliche Erregung zu besprechen vermochte.

Die zweite entscheidende Bekanntschaft aus den Universitätsjahren, ohne Zweifel von förderlich mäßigendem Gegengewichte zur vorigen, war die mit Ludwig Tieck, der seit dem Jahre 1819 sich in Dresden dauernd niedergelassen hatte. Er begegnete dem gefeierten Dichter der Romantik zuerst in einer kleinen Gesellschaft bei der Schwester der Gebrüder Schlegel, Gattin des Hofsekretärs Ernst in Dresden. Hier fand er, an Stelle eines geistberückenden Proselytenmachers, einen Dichtergeist von abgeklärter Gediegenheit, der den Culturbestrebungen aller Völker auf dem Gebiete der Dichtkunst mit tiefem Verständnisse gefolgt war und dieses Verständniß der deutschen Nation in meisterhaften Uebersetzungen, Erläuterungen und Kritiken eröffnet hatte und jetzt eben als mustergültiger Vorleser in ganz neuer Weise zu eröffnen fortfuhr, der selbst ein unversieglicher Born ächter Poesie, proteisch wechselnd in den mannigfaltigsten, immer krystallhellen Formen, neben dem Altmeister Goethe, dem ja sein Vorrang unbestritten blieb, zum Lieblinge der deutschen Lesewelt, zum Vorbild und Anhalte der jüngeren Dichter geworden war. Diese in solcher Art bedeutende Persönlichkeit mußte wohl auf den jungen Uechtritz einen fesselnden Zauber ausüben. Tieck

hatte bereits eine lorbeergekrönte Vergangenheit hinter sich und war doch noch in rastlosem Schaffen begriffen; sein ästhetischer Standpunkt, eine weite Allgemeinheit von Zeitaltern, Volksnaturen und dichterischen Ausdrucksweisen umfassend, ließ der Entwicklung des Jünglings, der für sein Streben den rechten Weg suchte, vollkommen freien Spielraum, obwohl er ihm gegenüber gelegentlich auch die Rolle des rathgebenden Mentors nicht verleugnete. Jedenfalls war seine Einwirkung auf Uechtritz eine nur mittelbare; die poetischen Arbeiten des Letzteren zeigen in der That nicht eine Spur von Nachahmung Tieck'scher Dichtweise. Die persönliche Liebenswürdigkeit Tieck's gegen ihn behielt Uechtritz sein Leben hindurch in treuem Andenken, und nicht wenig ermuthigend für Letzteren war es, daß der große Dramaturg fortdauernd lebhaftes Interesse für dessen dramatische Dichtungen bezeigte, sie empfehlend in die litterarische Welt einführte, ja dieselben häufig zur Vorlesung in den von ihm geladenen geselligen Abendkreisen wählte. Noch während der Studienzeit versuchte sich Uechtritz selbst an einem umfangreichen Trauerspiele, von welchem nichts weiter bekannt ist, als daß der Stoff desselben aus Sismondi's Geschichte der italienischen Republiken im Mittelalter entnommen war; außerdem erschienen von ihm, in Journalen veröffentlicht, eine Novelle und eine Anzahl kleinerer Gedichte.

Gegen Ende des Jahres 1821 trat Uechtritz zu Berlin als Auscultator und Referendar in die Justizverwaltung ein, und er genügte nicht bloß pflichtmäßig den Anforderungen derselben, sondern scheint darin auch mit innerem Antriebe gearbeitet zu haben. Doch der beste Theil seines Geistes, Herz und Seele, gehörten der Poesie und Litteratur an. Dem entsprechend waren auch die geselligen und freundschaftlichen Beziehungen, in welchen er während dieser Zeit zu Berlin lebte. Zuerst empfing ihn ein engerer Kreis von jungen Männern, unter welchen Heinrich Heine und Grabbe die bedeutendsten: auch hier wahrte Uechtritz, mitstrebend, beobachtend und lernend, seine Selbständigkeit, und weder das souveräne Sichgehenlassen des Einen, noch die geniale

Rohheit des Anderen fanden ihren gelehrigen Schüler an ihm. Dann verlebte Uechtritz seine Mußestunden in erweitertem Verkehr, zum Theil freundschaftlicher Berührung, mit allen damals hervorragenden litterarischen Persönlichkeiten der Hauptstadt. Der Historiker Friedrich von Raumer, der hegelianische Rechtsphilosoph Gans, der Kunstkritiker Waagen, der Criminalist Hitzig, der Uebersetzer Streckfuß, der Romanschriftsteller Häring, der spätere Gründer der Düsseldorfer Malerschule Fr. W. von Schadow, die Dichterin Helmine von Chezy, der Schauspieler und Theaterdichter Holtei, außerdem noch Chamisso in seiner frischesten Kraft, Varnhagen und Rahel, förderten und belebten wechselsweise sein Interesse für Litteratur und Kunst; insbesondere auch die litterarbelletristische Mittwochsgesellschaft, worin Chamisso und Varnhagen den Ton angaben, sah ihn in ihrer Mitte; dazu gesellten sich entferntere oder seltenere Begegnungen mit Alexander und Wilhelm von Humboldt, mit Hegel, Steffens, A. W. von Schlegel und Schleiermacher. Es bedarf nur der Anführung dieser Namen, um den weiten Kreis verschiedener und bedeutender Anregungen zu umschreiben, welche damals auf die junge Schöpferkraft bildend einwirkten.

Schon in den ersten Jahren des Berliner Aufenthaltes trat Uechtritz, fast gleichzeitig, mit drei großen historischen Tragödien an die Oeffentlichkeit; sie erschienen gedruckt im Jahre 1823, theils zu Brandenburg theils zu Berlin, unter den Titeln „Chrysostomus", „Rom und Spartacus", „Rom und Otto III." Die Stoffe derselben, aus der byzantinischen, altrömischen und deutschrömischen Geschichte, sind darin zu wirkungsvollen, malerisch gruppirten Tableaux verarbeitet; die Scenen wechseln in der bunt lebendigen Shakespeare'schen Weise, der versificirte Dialog in einfach gegliederter Sprache läßt mit manchen geschickt angebrachten Pointen der Charakterentwicklung bequemen Raum. Besonders treffend sind die gegensätzlichen Charakterzüge der germanischen und romanischen Volksthümlichkeiten und die dadurch bedingten Situationen zur Darstellung gebracht, und manche Scenen davon würden auch heute des Eindruckes von der Schau-

bühne herab nicht verfehlen. Uechtritz sandte diese größeren Erstlingsschöpfungen vor dem Drucke zur Beurtheilung an Tieck: mit Zagen trat er vor denselben als seinen „Meister und Richter", wurde auch anfangs durch längeres Schweigen von ihm eingeschüchtert, dann aber empfing er Rath und aufmunternden Zuspruch.

Zwei Jahre später hatte Uechtritz das Trauerspiel „Alexander und Darius" vollendet. Es ist in demselben ein bedeutender Fortschritt gegen die vorher genannten Arbeiten nicht zu verkennen: der Plan einheitlicher, die Ausführung sicherer und klarer, Handlung und Schauplatz von weltgeschichtlicher Bedeutung und in dieser ihrer Würde gehalten und durchgeführt. Der große historische Hintergrund, der Sturz des überlebten, an Ueberfülle hinsiechenden Orientes durch die jugendfrische Kriegs- und Geistesmacht des Griechenthums, läßt die Hauptpersonen der Handlung, Darius und Alexander, als Vertreter dieses Gegensatzes plastisch gestaltet hervortreten. Die schwermüthige Ahnung des Darius von der Unvermeidlichkeit seines Unterganges, theils erwachsen aus dem Ueberdrusse despotischen Waltens, das seinem menschlichen Gefühle widerspricht, theils aus dem Bewußtsein der Uebermacht des Macedoniers; das unabweisliche Gefühl der Furcht wie der Hochachtung vor dem kühnen Eroberer; dabei die hingebende Liebe zu seiner Gattin Statira, die den Geliebten aus dem hoffnungslosen Kampfe hinweg in die idyllische Einsamkeit der Paradiesesgärten retten möchte, — diese Züge zu einem harmonischen Bilde von wehmüthig düsterer Färbung vereinigt, scheiden sich ebenso scharf ab von dem hoffnunggeschwellten, mit sicherem Schwertesschlag die Zukunft sich erobernden, freudig und trotzig, seiner selbst gewiß, dem Aeußersten entgegenblickenden Charakter Alexanders, wie andererseits auch in diesem der hohe menschliche Sinn den edleren Regungen des Darius begegnet und der Dichter uns so in Beiden die schöne Blüthe der Menschlichkeit nicht vermissen läßt. Das bacchische Siegesfest Alexanders in Persepolis und der klägliche Tod des verrathenen Perserkönigs auf einsamer Flucht führen zuletzt zu dem Augen-

blicke tragischer Entscheidung, wo der Besiegte, aller Täuschung baar, sterbend dem schwelgenden Sieger prophezeien kann:

„Ich bin erwacht — doch Alexander träumt noch;
Ihm scheint die himmelüberwölbte Erde
Ein Tempel noch, wo Er als Gott sich brüstet
Und Throne sich als Opfer fallen sieht.
Der Tempel bleibt, allein der Gott wird fallen,
Wie seine Opfer!"

Auch ahnte und fühlte der irdische Gott wohl selbst das Herannahen des Vernichters; aber die innere Zuversicht ist stärker:

„Mag mich in Jugendkraft des Todes Pfeil
Versammeln zu des Orkus bleichen Schatten,
Mein Name wird doch bleiben, wie der Name
Achills, begeisternd, großer Seelen Vorbild,
So ewig als die Erde!"

und er ruft am Schlusse seinen Kriegern, die nach Frieden verlangen, den abweisenden Befehl zu:

„Nach Indien laßt meine Fahnen wallen!"

Die bacchisch-dithyrambische Lyrik im vierten Acte, nach Tieck's Meinung ein kühnes und neues Unternehmen des jungen Dichters, worin derselbe die Siegesorgie zur Darstellung bringt, entfremdet allerdings für eine Weile dem dramatischen Gange der Handlung: aber dieser Bestandtheil war dem Bilde nothwendig und konnte kaum in geeigneterer Form zu seinem Rechte gelangen; auch ist es dem Dichter doch mehr, als Tieck zugeben will, geglückt, den sinneberauschenden Taumel der Scene in die Handlung selbst hineinzustellen, ich meine dadurch, daß er während und vermittelst desselben vor unseren Augen den Brand des Königspalastes, der nach alter Prophezeiung den Untergang des Reiches bedeuten sollte, sich vollziehen läßt. Der ebenso wohlwollend als scharf blickende Kritiker hat in einer umfangreichen Vorrede zu der Druckausgabe von 1827 seine Bedenken gegen die Schwächen des jugendlichen Werkes, in der Dramatisirung einiger Scenen sowie in Sprache und Versform, nicht zurückgehalten, aber ebenso rückhaltlos und warm die echt poetische, zum Theil meisterhafte Ausführung, besonders aber die

selbständige Haltung des Dramas gegenüber den geltenden Meinungen des Tages, deren Vertreter es an Angriffen auf die neue Erscheinung nicht fehlen ließen, anerkannt und vertheidigt; er hob hervor, wie treu der Geschichte das Charakterbild Alexanders sich darstelle, nur mit dem verklärten Auge angeschaut, mit welchem der Dichter die Geschichte sehe und verstehe; die Fehler des Stückes, sagt Tieck, seien alle nur Fehler eines Neulings und die Schönheiten die eines Dichters. Auch die Rahel sprach sich brieflich gegen Tieck in ihrer enthusiastischen Weise, stark eifernd gegen die ästhetischen Verkehrtheiten ihrer Tage, ganz entzückt von dem Eindrucke, den die Dichtung auf sie gemacht habe, aus, und von Goethe berichtete später Holtei, er habe das Buch mit sich herumgetragen und sich liebkosend daran ergötzt, wie an einem edlen, rein poetischen Werke. Die Berliner Freunde nannten Uechtritz damals ihren „Alexandarius" und betrachteten mit Respect, wie gewissenhaft er zum Behufe des Druckes und der Aufführung den Wortlaut des Dramas in möglichster Vollendung festzustellen suchte. Für die Aufführung in Dresden 1826 sorgte Tieck selbst mit bestem Fleiße; eine solche fand dann auch in Berlin und in Wien statt; die Schauspieler gingen mit Lust an die Vorführung der schönen, hell beleuchteten Rollen; der Erfolg des Dichters auf der Bühne schien für die Folgezeit gesichert.

Kaum war die Dichtung durch die Aufführung und den Druck öffentlich bekannt geworden, so übersendete Uechtritz zu Anfang des Jahres 1827 schon einen neuen, in Stoff und Form völlig verschieden gearteten dramatischen Versuch zur Beurtheilung an Tieck; es war das historische Schauspiel „Das Ehrenschwert". Historisch ist es der Grundlage und dem Kostüme nach, nicht bezüglich der auftretenden Personen; die Geschichte spielt in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit und bringt einen Familienconflict aus den Parteikämpfen der Patrizier und der Zunftbürger in Nürnberg zur Darstellung. Der Hebel der dramatischen Verwicklung ist die Liebe eines Jünglings aus der Zunftgenossenschaft zur Tochter des patrizischen Bürgermeisters;

der gekränkte Ehrgeiz des jungen Helden, dem das Ehrenschwert von der Parteisucht der Regierenden abgesprochen wird, bricht sich an dem Patriotismus des Verletzten und findet am Ende volle Befriedigung im Untergange für die Rettung der Vaterstadt gegen den Verrath an den auswärtigen Feind. Für einen solchen Stoff paßte der prosaische Dialog, welchen der Dichter wählte, besser als der jambische Vers; der sprachliche Ausdruck ist einfach, derb und ein wenig nüchtern. Tieck konnte sich diesmal mit der Arbeit seines Schützlings nicht einverstanden erklären: er vermißte die eigentliche Kraft und Begeisterung des Tragischen und damit zugleich die Wahrheit und Ueberzeugung, wünschte auch die Verlegung der Scene von Nürnberg nach einer italienischen Stadt, etwa Mailand, und in eine frühere Zeit. Deshalb rieth er davon ab, das Stück in dieser Fassung einer Bühne anzubieten; Uechtritz hatte bereits Schritte für die Aufführung am königlichen Theater in Berlin gethan und bewirkte nun sofort einen Aufschub derselben bis zum Winter, wo sie dann vor sich ging. Auch an eine Umarbeitung im Sinne Tieck's legte er Hand an, hoffte namentlich einen großartigeren geschichtlichen Hintergrund zu gewinnen; aber er gab zuletzt den Versuch doch auf und ließ das Manuscript, wie es war, im Pulte liegen, bis im Jahre 1860 ein Theaterartikel in der Voß'schen Zeitung auf die mehr als zufällige Uebereinstimmung des damals in Berlin aufgeführten „Zunftmeisters von Nürnberg" von Oscar v. Redwitz mit dem „Ehrenschwert", welches nur durch die Aufführung von 1827 bekannt geworden war, aufmerksam machte. Dies veranlaßte Uechtritz, sein Jugendwerk wieder hervorzusuchen und mit einigen Verbesserungen für den Druck vorzubereiten; indeß auch diesmal unterblieb die Veröffentlichung; auch scheint keine weitere Aufführung als die erste stattgefunden zu haben.

Inzwischen trug sich in Uechtritz's äußeren Verhältnissen eine bedeutungsvolle Veränderung zu: er verließ im Juni 1828 Berlin und trat als Assessor bei dem königlichen Landgericht in Trier ein. Das Leben in dieser abgeschiedenen Stadt war

freilich, wie Uechtritz an Tieck schreibt, kein sonderlicher Ersatz für so Manches, was er in Berlin zurückließ; aber er empfand doch das Wohlthätige einer Entfernung, die ihn aus den bisherigen so zu sagen ausgelebten in neue Verhältnisse versetzte, und grade in einem Zeitpunkte, wo Berlin der Tummelplatz sehr unedler Streitigkeiten war, in die er auch seinen Namen hineingezogen sah, und welche ihm den ferneren Aufenthalt daselbst verleideten. Aber schon im Februar des folgenden Jahres 1829 schied er auch von Trier, nachdem er die gleiche Stellung beim Landgerichte zu Düsseldorf erlangt hatte, wohin ihn die günstige Lage des Ortes, das dort zu schönster Blüthe entfaltete Kunstleben und bedeutende Persönlichkeiten von tief greifender Wirksamkeit in Kunst und Litteratur, wie Schadow und Immermann, mächtig zogen.

Der Düsseldorfer Aufenthalt der nächsten drei Jahrzehnte war für Uechtritz die Quelle einer reichen, Anregung empfangenden und Anregung spendenden geistigen Thätigkeit; hier erst fand er die nährende Muße, in Stille und lebendiger Wechselbeziehung, deren sein Geist nnd Gemüth bedurften, wie fein organisirt sie waren, um in behaglicher Freiheit geistig genießend und schaffend athmen zu können. Mit den Verhältnissen in Düsseldorf erklärte er sich gegen Tieck fortdauernd sehr zufrieden; es sei eine wahre Freude, schreibt er, die Malerakademie zu betreten, und man dürfe die schönsten Hoffnungen darauf gründen. Diese hatte durch die Berufung Schadow's zum Director im Jahre 1826 einen erfreulichen Aufschwung genommen: die bedeutende Persönlichkeit dieses Mannes herrschte allerdings imperatorisch im Kreise der Künstler, sein scharfer Blick aber, seine hohe Einsicht leiteten auf den richtigen Weg und wußten den Befähigten wirksam zu fördern. Uechtritz bewegte sich täglich, unabhängiger als die Anderen, in diesem Kreise, würdigte mit liebevollem Verständnisse die Schöpfungen der Kunst, die er hier in den Jahren vor sich entstehen sah, und war zugleich eifrig bemüht, bei abendlichen Zusammenkünften durch Lectüre die litterarwissenschaftlichen Lücken der Künstler, besonders der jüngeren,

auszufüllen. Auswahl und Vortrag des Mitzutheilenden blieb Uechtritz überlassen, der seine Freude an dem jungfräulichen Entzücken der Hörenden hatte, die erst durch ihn mit Tieck's Schriften, mit den griechischen Tragikern, mit Aristophanes und Calderon bekannt wurden. Auch an den Maskenscherzen der Künstler, von Musik und Gesang begleitet, nahm Uechtritz thätigen Antheil; die großen Musikaufführungen während der zweijährigen Anwesenheit Mendelssohn Bartholdy's, mit welchem er ebenfalls freundschaftlich verkehrte, verliehen dem Interesse der Maler für die Tonkunst auch eine ernstere Haltung. Dagegen beklagte Uechtritz die katholisch-kirchliche Richtung des Meisters Schadow, die er von seiner italienischen Reise im Jahre 1830 heimgebracht: „er schien sich", schreibt er an Tieck, „wie ein Abtrünniger vorzukommen, der früher von Rom als Kunstapostel ausgesandt, das Himmelreich vergessen und der Eitelkeit der Welt gefröhnt, mit anderen Worten, statt einer Madonnen- eine Genremalerschule gestiftet habe." Uechtritz, der doch selbst eine lebhafte Sympathie für die poetisch-künstlerischen Elemente des Katholicismus hegte, gewahrte mit Besorgniß diesen einseitigen Einfluß des Directors auf einen Theil seiner Schüler; es ist bezeichnend für die damalige religiöse Stimmung unseres Uechtritz, wie er sich in seiner Darstellung des Düsseldorfer Kunst- und Künstlerlebens über das Verhältniß des Katholicismus und des Protestantismus zu einander und zu den Künsten ausspricht. Er unterscheidet zwischen jenem heiteren, im freien lebendigen Flusse befindlichen Katholicismus, welcher die reformatorische Richtung noch in sich schloß, und dem späteren, in den festen Formen des tridentinischen Concils erstarrten Kirchenthum, das nach dumpfer, von Weihrauch verdickter Gewölbesluft duftete und mit einem Fanatismus des dürrsten Verstandes verbunden war; aber auch den ersten frischen Anregungen der Reformation, bevor auch sie in Dogmatismus und ascetisch eifernde Frömmelei erstarrten, zollt der Verfasser seine volle Zustimmung. So verlangt er von der Kirche die Anerkennung des gesunden Menschlichen, und ist nicht gewillt, zu Gunsten des Pietismus

auf unsere großen Dichter zu verzichten, in deren Schöpfungen der innerste Herzschlag der Nation pulsire, sich loszusagen, wie die Pietisten es thun, von dem „Olympier“ Goethe, welchen verschmähen so viel heiße, als sich von dem Marke des geistigen Lebens unseres Volkes ablösen. Auf dem Gebiete der Malerei erschienen ihm deshalb Rafael und Dürer mit ihren christlichen Bildern in gleichem Rechte, während er dem Wiederbeleben dieser Richtung durch Schadow und Overbeck, als dem Geiste der Zeit widersprechend, seinen Beifall versagen mußte.

Aus dieser Stellung mag man erkennen, wie Uechtritz mit der durch und durch protestantischen Natur des Malers Karl Frd. Lessing sich so innig befreunden konnte; ein beredtes Zeugniß davon liefert die tief eindringende Charakteristik dieses Künstlers nach seinem Wesen und Schaffen in dem Buche über Düsseldorf. Uechtritz folgte im Laufe der Zeit nicht bloß dem Entstehen einer Reihe Lessing’scher Bilder, sondern er fand auch Veranlassung, dem Freunde mit wohlerwogenem Rathe, mit Anregung und Zuspruch beizustehen: er war es, der den Künstler zur Ausführung des „trauernden Königspaares“ drängte, als derselbe, durch Schadow entmuthigt, an seinem Berufe zur Historienmalerei verzweifelte; eine Vorlesung von ihm, aus K. A. Menzel’s deutscher Geschichte, führte Lessing zur Conception seiner Hußbilder, für deren letztes und bedeutendstes, das Concil zu Constanz, er dem Künstler zu dem Porträt des feinen diplomatischen Cardinals auf der linken Seite des Bildes als Modell diente. Die Zimmer des Verstorbenen bargen manches Kleinod von der Hand des großen Künstlers; auch den Carton des ersten Entwurfes zu Lessing’s Lenore, der in der späteren Ausführung, wie Uechtritz meinte, nicht zu Gunsten der Naturwahrheit der Hauptfigur abgeändert wurde.

Die Beziehungen unseres Uechtritz zu dem Kreise der Künstler bilden indeß nur die eine Seite seines Düsseldorfer Aufenthaltes; eine andere ganz wesentliche ist sein Verhältniß zu dem Schriftsteller Karl Immermann. Dieser war zwei Jahre vor Uechtritz von Magdeburg an das Landgericht in Düsseldorf ver-

setzt worden. Als Dichter bereits allbekannt, wenn auch verschieden beurtheilt, fand er sich bald in dem genialen Künstlerleben, das er hier antraf, heimisch, und er eröffnete demselben sofort eine weitere Bahn in der Richtung der dramatisch-theatralischen Kunst, auf welcher er selbst die nächsten Jahre hindurch der maßgebende Herr und Meister blieb, in ähnlicher Weise, wie Schadow im Bereiche der Malerakademie. Beide Männer waren von einem gleich energischen Willen beseelt, der sich den Mitstrebenden gegenüber nicht immer auf wohlthuende Weise geltend machte, und es bedurfte eines verständig und liebenswürdig vermittelnden Elementes, um manche Härten und Störungen in ihrem gemeinschaftlichen Wirken auszugleichen. Die Rolle eines solchen Vermittlers wurde Uechtritz zu Theil, für dessen edlen Charakter K. v. Holtei darin das glänzendste Zeugniß sieht, daß er sich einer so entschieden dominirenden Herrschernatur, wie Immermann, liebend zu fügen verstand, ohne an eigener Selbständigkeit sich etwas zu vergeben.

Als Uechtritz in Düsseldorf eintraf, hatte er eben Gelegenheit, in der zwischen dem Grafen Platen und Immermann ausgebrochenen litterarischen Fehde sich Letzterem in freundschaftlichem Lichte zu zeigen; dies wurde der Beginn ihrer auf gegenseitige Hochschätzung und gemeinsame Begeisterung für Kunst und Litteratur gegründeten Freundschaft, die bis zum Tode Immermann's im Jahre 1840 fast ungetrübt ausdauerte. Zu Beiden gesellte sich in gleichem Streben als Dritter der Kunstforscher Karl Schnaase, ebenfalls am Landgerichte, als Oberprocurator, angestellt; so hatten sich, wie Immermann scherzend gegen Tieck bemerkt, durch einen sonderbaren Zufall an dem Düsseldorfer Justizhofe drei Leute zusammengefunden, die so wenig, als ihnen nur möglich war, an Recht und Gerechtigkeit dachten. Ihre geselligen Zusammenkünfte, wechselnd im Hause der Drei, nachdem auch Uechtritz im Jahre 1837 mit Marie Balan zu „glücklicher segensreicher Ehe", so schreibt er selbst, sich verheirathet, und der befreundeten Familie v. Sybel, gewährten durch geistigen Verkehr und frische Mittheilung poetischer Schöpfungen diesem

engeren Kreise von Männern und hochgebildeten Frauen einen fruchtreichen Genuß, wie ihn jene Abendgesellschaften der Künstler nicht zu bieten vermochten. In diesem glücklichen Zusammenleben sah Uechtritz die bedeutendsten der späteren Dichtungen Immermann's entstehen und er war damals wohl meistens der Erste, der einen Einblick in den Ursprung und das Fortschreiten der Werke des Dichters gewann; ein ähnliches Verhältniß, wie das zu den Schöpfungen des Malers Karl Frd. Lessing.

Außerdem von wesentlicher Förderung für Immermann's Hauptstreben in Düsseldorf, das Theater, war Uechtritz's ästhetisch-praktischer Antheil an der Leitung desselben. Dieses hob Immermann aus Versumpfung und herkömmlicher Gewöhnlichkeit durch energische Anstrengung aller Kräfte des ihm zu Gebote stehenden Personals zu einem Kunstinstitut ersten Ranges, in welcher Art es seit der Weimarer Bühne unter Goethe's Leitung nicht mehr bestanden, leider nur auf wenige Jahre, empor. Er schuf eine Bühne im guten alten Sinn, welche die klassischen Dramen von Goethe, Schiller, Shakespeare und Calderon zu würdiger Aufführung brachte; die Productionen der Gegenwart, also auch die von Immermann selbst und Uechtritz, blieben unberücksichtigt. Im Augenblick ihrer Auflösung 1837, lediglich durch Mangel an pecuniärer Unterstützung herbeigeführt, blühte die Anstalt gerade im frischesten Leben, und Uechtritz war es, der im Vereine mit Immermann ihr einen rühmlichen Abschied bereiten half. Wie dieser den Freund ansah und schätzte, hat er in seinen Maskengesprächen, wo er selbst die Rolle des schwarzen Domino spielt, während er Schnaase in der des blauen, Uechtritz in der des rothen auftreten läßt, mit poetischer Verhüllung angedeutet. Die Freunde durften sich noch an dem späten, doch jugendfrischen Eheglücke Immermann's mit Marianne Niemeyer erfreuen; den Empfang der Neuvermählten in Düsseldorf feierte Uechtritz durch ein heiteres Festspiel, in welchem er die Gestalten des Immermann'schen „Münchhausen“, selbst den Käfer aus der Ziegengeschichte, dramatisch vorführte und in eigener Person den Hofschulzen mit imponirender Würde

zur Darstellung brachte, ohne eine Ahnung davon, daß schon nach zehn Monaten das liebliche Band durch den Tod gelöst sein würde. Die junge Wittwe blieb in Düsseldorf und in freundschaftlicher Beziehung zu Uechtritz, dessen vielseitiges Wissen und feines Verständniß sie gegen Tieck rühmend anerkennt, zugleich mit sorglicher Theilnahme seine angegriffene Gesundheit beklagend, die ihn so oft in seiner geistigen Thätigkeit hemme. Ein unvergängliches Denkmal hat Uechtritz seinem Schauen und Schaffen in Düsseldorf mit dem erwähnten Buche „Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben", das in den Jahren 1839 und 40 ohne völligen Abschluß erschien, gesetzt; es behandelt in einer Reihe geistreich combinirender Ausführungen, von der Betrachtung des Düsseldorfer Kunstlebens ausgehend, das geistige Leben der Zeit überhaupt nach seinen verschiedenen Richtungen und repräsentirt mit dem besonderen Gegenstande und der eigenthümlich vorschreitenden Methode der Entwicklung auf dem Gebiete der Kunstlitteratur im weiteren Sinne des Wortes einen vereinzelt hervorragenden Versuch.

Von Uechtritz's eigenen dichterischen Arbeiten aus dieser Zeit sind vorerst noch zwei geschichtliche Dramen anzuführen, die zu den vorangegangenen wie unter sich selbst, nach Ort, Zeit und Behandlung, in einem gegensätzlichen Verhältnisse stehen und welche die dramatische Wirksamkeit des Dichters abschließen, nämlich das Trauerspiel „Rosamunde" und das dramatische Gedicht „die Babylonier in Jerusalem"; jenes im Jahre 1834, dieses 1836 zu Düsseldorf gedruckt erschienen. Von der bürgerlich-nürnbergischen Stadtgeschichte und der ihr gemäßen prosaischen Gesprächsweise sehen wir den Dichter wieder zurückgewendet zu den idealeren Stoffen der Vorzeit, in „Rosamunde" zum Beginne des Mittelalters, in den „Babyloniern" zur alttestamentlichen Geschichte des jüdischen Reiches. Dort spielt eine grauenvolle Familientragödie des lombardischen Königshofes, streng dramatisch durchgeführt, hier die verhängnißvolle Täuschung des Prophetenthums auf einem Schauplatze und unter Einwirkungen, die den freien Willen der handelnden Personen gebunden

halten und so allerdings das dramatische Interesse des Stückes beeinträchtigen, während es sonst ebenso reich an prächtiger Diction, ergreifender Lyrik und blendend schönen Gruppirungen erscheint, wie das andere durch straffe Haltung, einschneidend scharfen Dialog und die unheildrohende Verkettung der Thatsachen, die das Ganze umfängt, einen furchtbaren Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, verwandt nur demjenigen, welchen die düstersten der Alfieri'schen Tragödien zur Folge haben. Doch hatte „Rosamunde", ungeachtet ihrer Bühnengerechtheit, kein Glück auf dem Theater: in Berlin wurde das Stück zurückgewiesen, in Dresden ungünstig aufgenommen, in Wien die Aufführung durch die Zeitumstände verhindert. Dieser schlimme Erfolg machte Uechtritz in weiteren Erwartungen von der Bühne für seine dramatische Thätigkeit irre; wie er an Tieck schreibt, mochte es ihm nicht genügen, bloß für den Leser zu dichten, und so dürfen die „Babylonier", die ohnehin der theatralischen Vorführung widerstreben, als sein dramatischer Schwanengesang angesehen werden, über welchen hinaus er keinen Anspruch mehr an die deutsche Schaubühne erhob. Den Stoff zu den „Babyloniern" hatte Uechtritz schon seit Jahren von der Berliner Zeit her liebgehegt: er hörte dort an einem der litterarischen Abende von Ludwig Robert, dem talentvollen Bruder der Rahel, die Mittheilung, daß Heinrich von Kleist ein Trauerspiel von der Zerstörung Jerusalems durch Titus beabsichtigt, er selbst dann diesen Schatz, doch erfolglos, zu heben versucht habe; er nahm davon einen lebhaften Eindruck in sich auf und indem er dasselbe tragische Ereigniß in der früheren Periode des Nebukadnezar wiederfand, überdies mit der Perspektive des erhofften Messias, gestaltete sich ihm nach großen Schwierigkeiten sein dramatisches Gedicht; für die Geschichte des letzten Unterganges durch die Römer bot sich ihm noch viel später eine andere Verwendung.

Der Thronwechsel in Preußen eröffnete der Stadt Düsseldorf die Aussicht, den neuen Herrscher Friedrich Wilhelm IV. in ihren Mauern zu begrüßen und die Musen wetteiferten, die

Ankunft des kunstliebenden Monarchen zu verherrlichen. Immermann war kurz vorher gestorben; die Aufgabe einer poetischen Festfeier fiel demnach Uechtritz zu. Gern ergriff er die Gelegenheit, von der kritischen Beschäftigung mit einer Arbeit über Schiller für die deutsche Vierteljahresschrift zur „alten geliebten Leier" zurückzukehren. In einem Cyclus romanzenartiger Gedichte, eingefügt in die erzählenden, deutenden und überleitenden Vor- und Zwischenreden der personificirten Zeit, entrollt der Dichter vor uns ein Gemälde der Glanzepochen des deutschen Nationallebens, von der großen Befreiungsthat Hermanns bis zu dem hoffnungerweckenden Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. Alle Thaten des deutschen Geistes in der Politik, in Kunst und Litteratur reihen sich zu einem Ruhmeskranze unserer vaterländischen Geschichte, welchem indeß auch das Unheilvolle des Zeitverlaufes eingewebt ist, vor allem der Zwiespalt, die Trübung in den Gemüthern, dann die Zersplitterung des Nationalkörpers in Theile ohne Einheit und Kraft. Zur Heilung des Einen besteige soeben ein Fürst den Thron,

„Von reichbegabtem Geist und warmem Herzen,
Von bildungsweitem Blick und deutschem Sinne;"

das Andere, Höhere, werde das königliche Weib Germania dem einig gewordenen, sich selbst treu gebliebenen deutschen Volke bringen, die Wiederaufrichtung des Kaiserstuhles und mit diesem den Sieg im Kampf für Erb' und Gut,

„Sei es in des Nordens Eb'nen, sei es an der Mosel Fluth!"

So dichtete Uechtritz, der deutsch gesinnte Edelmann, seinen „Ehrenspiegel des deutschen Volkes", welchen er am 10. Februar 1842 dem Könige überreichte und in demselben Jahre mit einem Anhange vermischter Gedichte von geringerem Werthe zu Düsseldorf erscheinen ließ. Es darf hier auch nicht unerwähnt bleiben, wie Uechtritz zehn Jahre später auf die damals gehegten Erwartungen von dem Regierungswechsel zurückblickte; auf dem inneren Titelblatte seines Druckexemplares finden sich handschriftlich vom 1. November 1854 die Verse:

„Wohl träumt' ich schönen Traum, als dieses Lied entstand;
Doch laßt uns, ob seitdem manch' edles Hoffen schwand,
Laßt uns in treuer Brust den frohen Glauben hüten,
Daß die entfall'nen nicht Germaniens letzte Blüthen!"

Zur selben Zeit, als Uechtritz diesen Preisgesang auf die Vergangenheit und Zukunft Deutschlands dichtete, legte er Hand an die Ausführung eines umfassenden historischen Romanes. Die erste Anregung zu dem Plane desselben empfing er aus dem Studium der Schriften Leopold Ranke's, dessen objectiv würdigende Auseinandersetzung der geschichtlichen Verhältnisse des Papstthums und der Reformation mit seiner selbstgewonnenen Auffassung von früher so gut übereinstimmte. Der Roman „Albrecht Holm" sollte die Reformation nach ihren innersten geistigen Bewegungen und deren Wirkungen in Italien darstellen; doch hatte sich ihm diese Aufgabe, wie er an Tieck schreibt, erst aus der besonderen Fabel entwickelt, die ihm vor einigen Jahren aufging und sich in ihm immer mehr zu einem beinahe erlebten Ereigniß ausbildete. Die Aufgabe war eine so weitschichtige, daß die Freunde an der Vollendung derselben zweifelten, zumal Uechtritz nur langsam und mit der gewohnten peinlichen Sorgfalt bei der Arbeit vorging. Aber das Werk kam glücklich zu Stande und erschien 1852 und 53 zu Berlin in sieben Bänden. Die Angelpunkte der geschichtlich-romanhaften Darstellung sind die Festwurzelung der kirchlichen Reform in den bürgerlichen und adeligen Kreisen Deutschlands und der Gegenkampf der Hierarchie von Italien her mit allen Waffen eines absolutistisch geeinigten, streng gegliederten Kirchenregimentes, in gegenwärtigem Falle zugleich mit der Geist und Gemüth umgarnenden Beredsamkeit hochgebildeter Prälaten und einer anmuthig täuschenden Philosophie des Gewährenlassens in Glanz und Ueppigkeit. Auch die deutsche Einfalt Albrecht Holm's wird in Rom von dieser Philosophie, noch mehr von den Reizen einer schönen und geistreichen Italienerin gefangen genommen; aber er findet sich wieder zurecht, kehrt in die Heimath zu seiner Braut zurück und gründet sich mit ihr einen ächt deutschen

Familienherd. Die schlichte Wahrheit gewinnt den Sieg über die glänzende Lüge; aber es ist dem Dichter nicht auch gelungen, die Phantasie des Lesers mit diesem Siege zu befreunden, und sie wendet sich ungern und ernüchtert von den strahlenden Bildern des Südens zu dem graulichen Norden zurück. Die Fülle des erzählenden, des schildernden und des religiös-philosophisch betrachtenden und entwickelnden Inhaltes ist an sich fast überwältigend; doch hat sie der Dichter weise in Schranken zu halten gewußt und dem letzteren Bestandtheile wäre nur einige Rückhaltung zu wünschen, um mit den anderen zusammen ein Meisterstück historischen Romanes zu bilden.

Wie Uechtritz über die Verwendung des Geschichtlichen in der Poesie dachte, spricht er früher einmal, zunächst bezüglich des Dramas, doch zugleich in umfassenderem Sinne, gegen Tieck aus. Während der Historiker Loebell die strengste Unterordnung der dramatischen Poesie unter die Geschichte oder vielmehr die Einheit von beiden vertheidigt und diesem gegenüber Immermann der Willkür des Dichters fast gar keine Schranken setzen will, repräsentire er selbst bei den darüber entstehenden Streitigkeiten eine Art von juste milieu und schmeichle sich mit Tieck's Beistimmung. „Auf der einen Seite", schreibt er, „kann ich nicht zugeben, wie Immermann meint, daß der Dichter mit seinem Stoffe wie ein Russe mit seinen Leibeigenen schalten dürfe, — von der anderen Seite muß ich aber darauf bestehen, daß, wenn er wie Jacob um die schöne Rahel sieben Jahre gedient, dann die Reihe an ihn komme, Herr im Hause zu sein. Aber, wie gesagt, er muß erst dienen." Diesen siebenjährigen Dienst um Rahel, fast buchstäblich genommen, hat sich Uechtritz nicht verdrießen lassen, und sein „Albrecht Holm" zeigt, daß er dann auch Herr im Hause geworden.

Der Roman blieb fortan für Uechtritz die einzige Form, in welcher er die von ihm erfaßten sittlichen Probleme zu poetischer Lösung brachte. Im Jahre 1860 erschien weiter zu Stuttgart in drei Bänden „Der Bruder der Braut". Die Grundlage der Dichtung ist ebenfalls geschichtlich: dieselbe spielt

in der Epoche des Sturzes und der Erhebung Preußens zu Anfang des Jahrhunderts, und eine Reihe von Charakterbildern und Thatsachen sind aus der lebendigen Erinnerung des Verfassers selbst aufgenommen; alles das ist mit spannender Lebendigkeit und den innigsten Antheil erweckend dargestellt. Von besonderer Eigenthümlichkeit ist es, daß die Geschichte sofort mit einer erschütternden Katastrophe beginnt und das Folgende für die Hauptperson im Wesentlichen nur die Bedeutung hat, zu zeigen, wie sie über ihren Fall sich erhebt, und die Freudigkeit des Lebens, die sie durch einen schweren Fehltritt eingebüßt hatte, zurückgewinnt. Es war ein schönes, aber gewagtes Unternehmen von dem Verfasser als Mitgliede eines Gerichtshofes, daß er den absichtslosen Verbrecher, indem der von ihm begangene Todtschlag verschwiegen bleibt, die „sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne" finden läßt, wie der Beisatz zum Titel es ausdrückt; aber daß er ihn in seinem Ringen nach neuer Sicherheit und Würde des Daseins nicht auf das eigene sittliche Bewußtsein stellt, sondern von dem Zuspruche des Beichtigers abhängig macht, gewährt seinem Charakterbilde nicht die volle Selbständigkeit, die man dem Helden des Romans wünschen möchte.

Ein dritter Roman, „Eleazar", womit Uechtritz seine dichterische Thätigkeit beschloß, erschien im Jahre 1867 zu Jena. Der Stoff dieses Spätlings gehört einer weit zurückliegenden Lebensperiode an, nämlich den in Berlin empfangenen Anregungen zu dem Drama „Die Babylonier in Jerusalem". Es wurde oben erwähnt, wie der Dichter daneben die letzte Belagerung durch die Römer nicht aus den Augen verlor, und, wenn ihm der Gegenstand damals für die dramatische Bearbeitung völlig unhandlich und spröde erschien, so zeigte sich ihm derselbe nun als einer der ergiebigsten und gewaltigsten, dabei günstig und bildsam zu dichterischer Behandlung, indeß nur in der schlichten, anspruchslosen Form der Erzählung. So schreibt der Verfasser selbst in dem Vorworte zu seinem „Eleazar", fügt jedoch bei, „er habe den Muth, das volle Gewicht der Bedeutung einer

Tragödie dafür in Anspruch zu nehmen und auf eine der tragischen Poesie verwandte Wirkung zu hoffen." Und diese Erwartung hat den Dichter nicht getäuscht: in Wahrheit trägt die Erzählung, welche über die Belagerung Jerusalems hinaus bis zur letzten blutigen Opferthat des Eleazar in der Bergfeste Masada reicht, in dem äußerst knappen Rahmen für die schrankenlose Weite und Tiefe des Inhaltes innerlich mehr den Charakter einer Tragödie als den einer erzählten Geschichte; das fortschreitende Entsetzen der Begebenheiten trifft die Seele des Lesers mit rascheren und gewichtigeren Schlägen, als es sonst im Wesen des Romanes liegt. Das Historische, nach dem Berichte des Josephus, ist bis in die nebensächlichen Züge hinein mit großer Treue festgehalten, ohne der dichterischen Weihe zu entbehren. Härten des Ausdruckes, die hier und da die Lecture erschweren, sind dem Prosastile des Verfassers von früher eigen und werden überall von der Bedeutsamkeit des Inhaltes aufgewogen.

Als Uechtritz seinen „Eleazar" schrieb, befand er sich nicht mehr in Düsseldorf. Er hatte im Jahre 1858 mit dem Titel eines Geheimen Justizrathes aus Gesundheitsrücksichten den Staatsdienst verlassen, erfreute sich noch im Jahre 1860 der Ertheilung des Ehren-Doctordiploms von der philosophischen Facultät zu Bonn, und siedelte dann, im April 1863, für immer in seine Heimathstadt Görlitz über. Hier durchlebte er mit patriotischer Begeisterung die gewaltigen Ereignisse der Zeit, die seine früh gehegte Hoffnung auf die Zukunft Deutschlands erfüllten. Hier gab er sich während der letzten ihm vergönnten Lebensjahre, so weit seine körperlichen Kräfte es gestatteten — und oft darüber hinaus — den Geist bewahrte er frisch bis zum Ende — den ernstesten Studien über das Evangelium Johannis hin. Diese Aufgabe erfüllte so sehr seine ganze Seele, daß er die äußersten Schwierigkeiten überwand, die Durchführung in entsprechender Weise möglich zu machen. Ein schweres nervöses Augenleiden, welches in den letzten Jahren die Sehkraft immer mehr schwinden ließ und mit gänzlichem Erblinden drohte, gestattete ihm nicht mehr selbst zu lesen und zu schreiben. Aber

es war, als ob das Licht, welches äußerlich immer mehr erlosch, nur desto heller nach innen strahlte. Immer tiefer drang unter der großen Prüfung der Blick seines Geistes in die ewige Wahrheit. Je fester und freudiger er wurde im eigenen Besitz, um so milder wurde er gegen Andere. Diese Milde, fast möchte man sagen Verklärung, auch der äußeren Erscheinung, war im steten Wachsen; über die ganze Gestalt ergoß sich, wie Fernestehende versicherten, ein Abglanz der tief-innersten Harmonie seines Wesens. Wenn die Ergebung, ja Freudigkeit bewundert wurde, mit der er die harte Prüfung der immer schwächer werdenden Augen ertrug, äußerte er: „Es ist Gottes Gnade, welche mir die, mich so ganz hinnehmenden Studien über das Johannesevangelium schenkte! Dies Werk vollendet — weiß ich nicht, wie schwer mir das Dasein, ohne lesen und schreiben zu können, werden wird!" —

Dieser harte Kampf sollte ihm erspart werden. Kaum war die letzte Zeile geschrieben, so durfte er eingehen in die Heimath des ewigen Friedens.

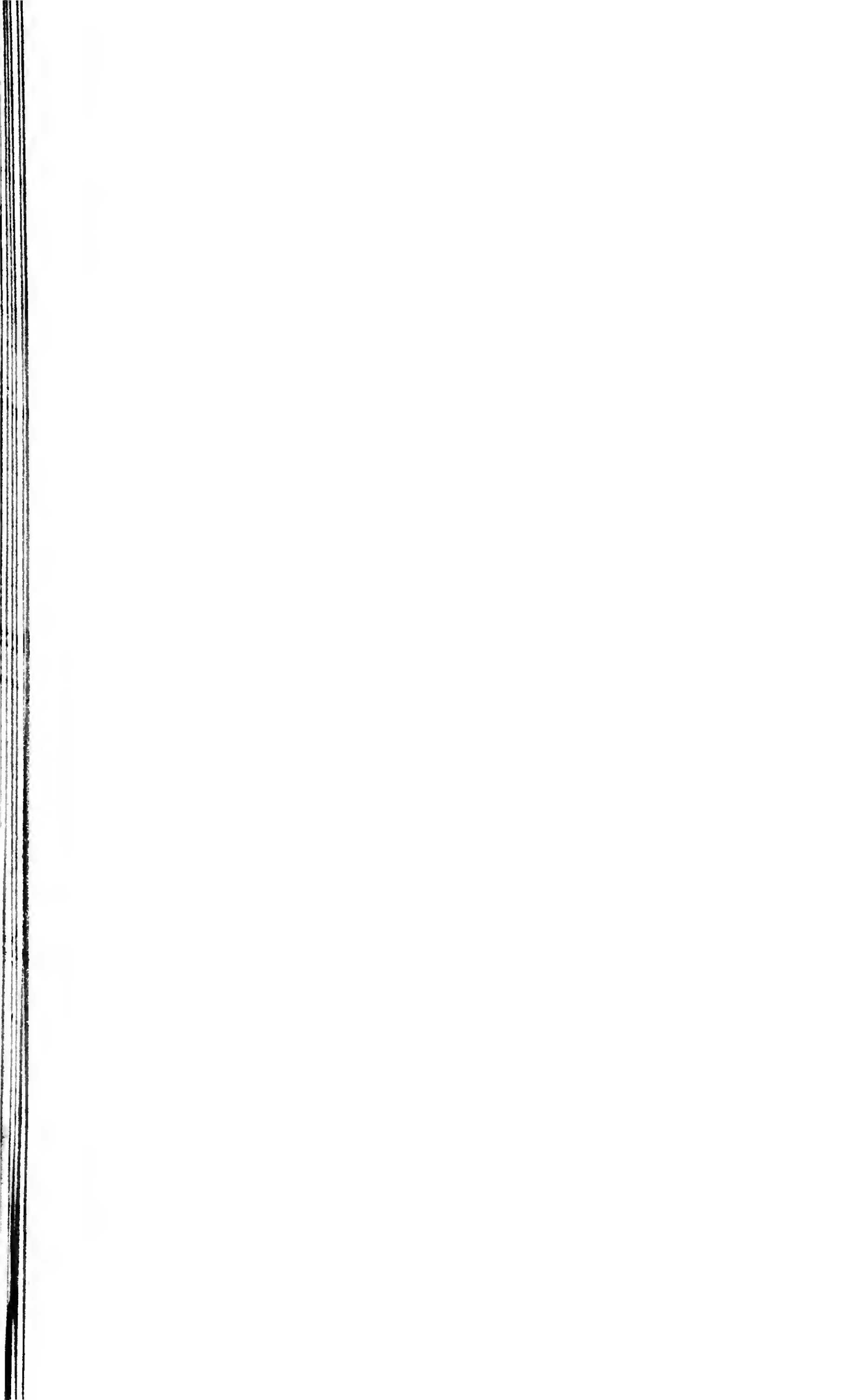
So schloß sich in der Nacht vom 14.—15. Februar 1875 ein im besten Sinne des Wortes vollendeter Lebenslauf. Mit jugendlicher Hingebung trat der Dahingeschiedene in die Idealwelt des deutschen Geistes ein, schuf aus der eigensten Tiefe Dichterwerke von deutschem Sinn und Klang und hinterläßt so das Andenken eines rein und selbstlos dem Dienste des Ideals gewidmeten Daseins, des Ideals im höchsten und reinsten Sinne, in des Wortes edelster Bedeutung.

Briefe aus Leipzig

von

Friedrich von Uechtritz an seine Eltern und Geschwister

aus den Jahren 1819—1821.



Leipzig, den 27. März.

Theuerste Eltern,
Herzliebste Großmutter,
Gute Schwestern und Brüder!

Ich bin nun glücklich hier in Leipzig angekommen und nach Wunsch aufgenommen worden. Ich habe bei Krugs die Portraits meiner Schwestern vorgezeigt und die Professorin fand, das der Marie en face habe einige Züge von mir, besonders in den Augen. — Das hätte ich nimmer erwartet. Auch die Butlar*) fand einiges in diesem Bilde getroffen. Arme Marie, unseliger Fritz!

Nun zu den glücklichen Tagen Dresdens. Freitag früh ½ 8 Uhr führte mich ein ungeschickter Diener, dem ich sagte, ich wolle zum jungen Grafen, unangemeldet recht mitten in das Zimmer der jungen Gräfin, welche noch nicht einmal gefrühstückt hatte. Von ¼ auf 9—9 ging ich mit Albrecht Löben spazieren auf der Brühlschen Terrasse. Um 10 Uhr begab ich mich zum göttlichen Tieck. Er sprach sehr gütig mit mir über meine Versuche und bat mich zum Abend zu sich. Ich erschien. Baron Malsburg, ein französischer Graf, Amatheus Wendt, waren gegenwärtig. Auf eine Viertelstunde erschien auch die Gräfin Löben, die Gräfin Breßler nebst drei andern Damen. Das Gespräch war unendlich interessant, Tieck vollendet in jeder Bewegung, jedem Wort. Er behielt uns zum Abendessen. Den Sonnabend früh machte ich eine Visite bei Graf Kalkreuth, den ich nicht zu Hause fand. Nachmittags ward ich von der Butlar gezeichnet. Abends gingen wir auf den Brühlschen Garten, wo sich die schöne Welt im concert vereinte. Den

*) Bekannte Malerin, Nichte der beiden Schlegel.

ersten Feiertag früh ging ich zu Fuße nach Pillnitz in fürchterlichen Regengüssen, Frau von Butlar schützend umklammernd und den Regenschirm triumphirend emporhaltend. Wie wir nach Hause kamen, fand ich eine Einladung von Tieck und eine andre vom Grafen Kalkreuth auf den zweiten Feiertag Abends. Der letztern war hinzugefügt, daß ich, sollt' ich eine Abhaltung haben, wenigstens eine Stunde früher ihn besuchen möge. Ich zog die erste vor und ging den zweiten Feiertag früh zu Tieck, um ihm mein Erscheinen zu melden. Er sprach mit mir über Shakespeare und Calderon. Um 5 Uhr Nachmittags erschien ich beim Graf Kalkreuth, in dem ich einen jungen überaus artigen, recht vernünftigen Mann kennen lernte. Dann begab ich mich zu Tieck's. Er sprach mit mir sehr lange und mit viel Theilnahme über das Butlarische Verhältniß, urtheilte sehr ungünstig über den Herrn Baron und sagte mir, er habe einer Scene der Brutalität beigewohnt, die er nicht für möglich gehalten hätte, wobei sich der alte Ernst aber als ein feiner Mann benommen habe. Haben Sie nicht Acht gegeben, wenn dieser Mensch zur Thüre herein tritt? Kein Mensch von irgend einiger Welt erscheint auf diese Weise in der Gesellschaft. Mit jeder Bewegung verräth er seine niedrige extraction — (eigne Worte). Dann las er uns Heinrich IV. von Shakespeare vor. Ich war nicht mehr auf der Erde. Bis ½12 Uhr bin ich mit Prof. Wendt und Graf Hohenthal über die Brücke gelaufen, um unsre Begeisterung in die Nachtluft zu hauchen.

Tieck hat mir ein paar Bücher geliehen. Ich benutzte diese Gelegenheit und brachte sie ihm den dritten Feiertag in aller Frühe zurück. Wir sprachen über Malerei. Um 10 Uhr fuhr ich von Dresden ab, in Gesellschaft einiger alter Weiber. Herabgestürzt aus allen meinen Himmeln.

Die Butlar ist ein höchst liebenswürdiges kindliches Wesen. Schade, daß sie mit diesem Manne verkuppelt ist. Sie fängt jetzt an recht berühmt zu werden. Gräfin Anikneff, ihre vertraute Freundinn, posaunt ihr Lob in der großen Welt und selbst Tieck gestand, sie habe ein schönes Talent. — — —

Hier findet mich Alles um vieles magerer geworden. Wie geht das zu? Below*) meinte, das wäre doch sonst nicht der Fall, wenn die jungen Herrn zu Hause reisten. Ich schiebe alles auf mein Trauerspiel, nach dem sie daher in großer Erwartung sind.

Leipzig, den 7. Januar 1820.

Seit ich Euch das letzte mal schrieb, ist in dem Innern Eures guten Freundes, des bekannten Dichters Peter, eine große Veränderung vorgegangen, die ihm selbst, wie Ihr leicht errathen könnt, unendliche Freude macht. Er hat nämlich die herrlichste, tiefste, verzückteste (bitte nicht falsch zu lesen) Tragödie gedichtet, die jemals aus der Feder eines Peters geflossen ist. Sie liegt jetzt auf der kritischen Bleiche bei Herrn Adolf Wagner und ich hoffe Euch im nächsten Briefe die brillantesten Nachrichten darüber ertheilen zu können. Für jetzt genug davon, nur bemerke ich schließlich, daß sie unter die verständlichsten Arbeiten unseres Freundes gehört.

Den Neujahrstag benutzte ich, um beim Hofrath Suabedissen eine Visite zu machen, wodurch ich in eine der liebenswürdigsten Familien eingeführt worden bin. Den Sonntag hab' ich einen vergnügten Abend in seinem Hause zugebracht. Gestern Abend war ich beim Prinzen zum Thee. Die ungeheuer reiche Mad. Reichenbach und ihre Schwägerin, eine hessische Exhofdame, waren zugegen. Mad. Reichenbach war sehr gütig und freundlich gegen mich und goß mir selbst die Milch in den Thee. Es kostet mich gewiß nichts als einen Besuch, um ihre Soupers, Diners, Thee's, Bälle u. s. w. zu theilen. Ich war auch gestern in besonders keckem Humor und unterhielt die Gesellschaft mit launigen Erzählungen, besonders von der Einweihung des Friedrichsaals in Annaberg, die ich zwar schon letzten Sonntag bei der Mittagstafel zum Besten gegeben hatte, die aber Frau von

*) Oberst von Below, Erzieher der Kinder des Prinzen Friedrich von Hessen.

Below noch einmal zu hören wünschte. Alles lachte herzlich und mit Gottes Hülfe sollt Ihr auch zu Ostern darüber lachen.

Wenn ich etwas hexen könnte, würde ich mir das Haus des Prinzen um 1000 Schritt näher rücken; denn in der jetzigen Kälte ist wirklich der Weg beschwerlich. Gestern führte ich Fräulein Zenge*) zu Hause, welche sich eine Maske vor das Näslein gebunden, so daß sie mit ihrem wallenden schwarzen Schleier anzusehen war wie ein gespenstischer Spuk.

Wie wir beim Petersthore vorüber trippelten, lud mich das Fräulein durch die kleinen Aeuglein ihrer Maske zur Betrachtung des wunderschönen Nachthimmels ein. Eben wollt' ich pflichtschuldigst mit bebenden Lippen und klappernden Zähnen lispeln: o — o — übersüperbe! als die Erde neidisch auf den bewunderten Himmel wich unter meinen Füßen, und ich — —

Doch eben sehe ich, daß der Brief zu lang werden möchte. Lebt also Alle herzlich wohl! adieu, adieu, und bemitleidet den armen gefallenen

Dichter Peter.

Leipzig, den 4. Februar 1820.

Physisch und psychisch befinde ich mich jetzt so wohl, als ich mich jemals befunden habe. Heute habe ich mein zweites dramatisches Werk, ein kleines romantisches Drama, vollendet. Wahrscheinlich wird es im nächsten Richterschen Almanach erscheinen, wovon der Professor Wendt Redacteur ist, mit dem ich in näherm Verhältniß stehe. Sonst hat auch Adolf Wagner, der sich sehr freundschaftlich gegen mich zeigt, mir versprochen es unterzubringen.

Die Eitelkeit will ich so viel möglich niederkämpfen — ein wenig Eitelkeit muß man aber jedem Dichter zugestehen, sonst wird ihm Muth und Kraft fehlen, etwas Tüchtiges zu leisten; und ein wenig Eitelkeit muß man auch mir zu Gute

---

*) Schwägerin des Professor Krug.

halten, der ich von dem unbedeutenden, unbemerkten Studiosus, vier Treppen hoch auf dem Brühl, mich zu meiner jetzigen, gegen meine ehemaligen Verhältnisse gewiß sehr glänzenden Lage heraufgeschwungen habe.

Brockhausen ist in Ungnade gefallen, und ich bin jetzt erster Günstling im Below'schen Hause. Manchmal viermal in der Woche bin ich dort, welches mir freilich viel Zeit raubt.

Neulich hat mich der Prinz von Hessen in seinem Wagen mit zum Prinzen von Hollstein genommen und mich dort eingeführt.

Ein junger Grieche, Manussi, der bei Reclams mit wohnt, ist ein sehr gebildeter Mensch, auf mannigfache Art in der Welt herumgeschleudert, in dessen Gesellschaft ich mich recht wohl befinde. Wir gehen täglich spazieren und er erzählt mir seine Abenteuer — Sehr unterhaltend ist er, wenn er von seiner ehemaligen Braut mit den sieben Nebenbuhlern spricht.

Alle 14 Tage geb' ich einen literärischen Thee, wobei Löben, Brockhausen, Manussi und Stübel erscheinen. Manussi und Brockhausen streiten sich gewöhnlich zum Besten der Andern über politische Gegenstände, wobei freilich letzterer sehr den Kürzern zieht.

Die Frau von Below ist eine unendlich liebenswürdige Frau. Der Musikdirector Schneider wird den 7. März sein neues Oratorium, das Weltgericht, hier in einem Concert aufführen lassen. Wolle man das seinem Bruder sagen, wenn man ihn sieht — er wird es wahrscheinlich noch nicht wissen, denn diese beiden Herrn Brüder sind nicht fleißige Briefsteller.

Ich freue mich außerordentlich auf Ostern, und würde mich noch mehr freuen, wenn ich mich nicht hier so wohl befände. — Verzeiht dem schwachen Menschen!

Hier ist große Bewegung gewesen, wegen der Spanischen Revolution. Jetzt ist alles wieder ruhig.

Ich habe Euch so vieles durcheinander geschrieben, daß Euch ganz sonderbar zu Muthe sein muß. Doch das ist eben die rechte Form des Briefes, daß er keine Form hat.

Leipzig, den 7. März 1820.

Ich freue mich außerordentlich, recht bald wieder in Eurer lieben Mitte zu sein, wenn nur das Wetter milder werden wollte. Hier sitzen wir bis über die Ohren im Schnee.

Mit was für alten Nachrichten Ihr Euch aber doch tragt! — Der König von Spanien hat nie Madrid verlassen — die Insurrection lebt und webt vorzüglich im südlichen Spanien um Cadix herum, noch ist es zu nichts Ernstlichem gekommen. Das Arsenal von Cadix ist in den Händen der Insurgenten. — Das Gerücht von der Flucht des Königs wurde durch eine falsche Nachricht im journal des débats veranlaßt.

Vorgestern war ich auf dem Gewandhausballe, eingeladen vom Prinzen von Hollstein, ich hatte die Ehre, die Prinzessin-Mutter zur und von der Tafel zu führen. Heute Abends bin ich beim Prinzen von Hessen, und morgen auf einem thé dansant beim Prinzen von Hollstein.

Gestern führte Schneider sein Oratorium, das Weltgericht, in dem Concertsaale auf — Das Publikum war außerordentlich zahlreich, selbst die Antichambre zum Erdrücken voll, Löben war einer Ohnmacht nahe, ich selbst wurde von meinem Hute getrennt, den ich im Schutze Manussi's zurückgelassen hatte, so daß ich, trotz meiner großen Sehnsucht nach Hause zu gehen, das Ende abwarten mußte, Hofrath Suabedissen entfernte sich gleich, nachdem der Teufel gesungen hatte, indem er meinte, die Thüre der Antichambre, in der wir Beide unsern Stand hatten, spiele mit zu unangenehmen accorden dazwischen. — Von dem Professor Suabedissen, von Adolph Wagner, von Professor Heinroth werde ich Euch etwas nach Heidersdorf mitbringen, damit Ihr diese vortrefflichen Männer näher kennen lernt.

Fräulein Zenge hat mir neulich das Compliment gemacht, mir zu versichern, sie stellt sich meine Familie sehr liebenswürdig vor — ob Ihr denn nicht Leipzig einmal besuchen wolltet? — Wenn Ihr auch das nächste Mal nicht alle mitkommen könnt, würde doch gewiß Asta oder Marie ein Plätzchen

auf meinem Kutscherſitze finden (NB. dieſe Bemerkung iſt nicht von Fräulein Zenge).

Der Zirkel, in dem ich hier lebe, ſowohl Männer als Frauen, iſt vollendet in ſeiner Art. Löben*) habe ich ſehr lieb, und möchte daher nicht gern bei ihm auf den Strauch ſchlagen, indem ich mich anböte, die Hälfte zu bezahlen. Er würde meine tiefere Abſicht merken, und unſer Verhältniß, welches jetzt ſo iſt, wie ich es wünſche, könnte dadurch geändert werden — Lieber entſchließe ich mich mit der Poſt zu fahren.

Ich habe mich mit Löben verabredet, uns während dieſer Ferien recht oft gegenſeitig zu beſuchen.

Ich leſe auf Anrathen Suabediſſens jetzt Jacobi von den göttlichen Dingen — ein Philoſoph ganz nach meinem Sinn.

Leipzig, den 16. März 1820.

Was Gott genommen, wird er treu bewahren. Die Nachricht von dem Tode der guten Tante hat mich nicht wenig erſchüttert. Sie war eine von denen Perſonen, die ich mir von der Erde nicht weg denken konnte, mein Aufenthalt in Dresden wird daher diesmal nicht angenehm ſein.

Den Dienſtag ſtarb die Tante, den Mittwoch Abend kam der Vetter zu mir, ſagte mir, ſie ſei ſehr krank und er ſolle nach Dresden kommen, borgte ſich auch Geld bei mir für die Reiſe. Den Donnerſtag, eben wie ich zum Eſſen gehen wollte, trat mir der Kammerherr Gersdorf bei der Nicolaikirche mit der Todesnachricht entgegen; den Freitag Nachmittag ward Roſenmüller feierlich beerdigt, Abends war ich in der Probe des Schneiderſchen Weltgericht's. — Der große dunkle Saal, die einzelnen Lichter vor den Notenpulten, die Muſik — alles Vorangegangene regten meine Phantaſie ſo an, daß ich mich nie

---

*) Graf Albrecht Löben, jüngerer Bruder des unter dem Dichternamen Isidorus Orientalis bekannten Grafen Löben, blieb bis zum Tode mit Uechtritz befreundet.

in ähnlichem Zustande befunden habe. — Um die Tante reihete sich alles — was für Bilder mir wechselsweise durch den Kopf fuhren, mag ich Euch nicht schreiben, weil es Euern Schmerz erneuern würde — die Nacht darauf schlief ich nicht. Den Morgen darauf hatte ich mich aber an die Idee ihres Todes gewöhnt, seit der Zeit träume ich alle Nächte von der Tante. Den Sonnabend schrieb ich Euch den kurzen Brief, worin ich Euch ihre Krankheit meldete. Ich glaube, eine lebhafte Phantasie ist in solchen Fällen allemal unglücklicher, indem sie die schneidendsten Contraste paart, das höchste Leben mit der grausenhaftesten Vernichtung. —

Wenn ich die Fremdenstube allein inne haben könnte, würde mein Wohlbefinden bei Euch um die Hälfte vermehrt werden — dazu ein mäßiger Tisch, ein Tintenfaß, ein Buch Papier, einige Federn. Das kleine Teufelchen in mir liebt außerordentlich die Bequemlichkeit und sollte ich erst in dem Saal mir alles mit Mühe zusammentragen und mich einschließen, so würde das kleine boshafte Thierchen, welches sehr eigensinnig ist, mir gewiß keinen einzigen guten Gedanken, kein einziges gutes Bild zukommen lassen. Es macht überhaupt nur in den ersten Morgenstunden seine Kapriolen mit Grazie und steht durchaus nicht unter meinem Befehl. Ich bitte Dich, gute Großmutter, meine Bitte zu erhören.

Den großen thé dansant beim Prinz Emil nebst den mimisch plastischen Darstellungen dabei werde ich Euch mündlich beschreiben.

Vorgestern Mittag aß ich mit Mahlmann beim Prinz von Hessen. Er ließ seinen Witz sprühen gegen den buckligen Professor Gilbert, der auf einem Kissen ihm entgegen thronte.

Vorgestern Abend traf ich beim Prinz Emil mit Robert Welk zusammen. Gestern Abend war ich beim Prinz von Hessen, heute sind wir bei Krug's, morgen wird Wagner bei Suabedissen eingeführt, ich freue mich sehr darauf.

Die 50 Thlr. habe ich mit großem Dank erhalten, hoffe sie aber unentsiegelt zurückzubringen. Vielleicht werde ich in Dresden

Geld bekommen, vielleicht antwortet mir auch der Graf Vitzthum, ehe ich Leipzig verlasse.

Den Palmsonntag gehe ich von hier ab. Die Zeugnisse sind bestellt.

Leipzig, den 27. Mai.

Daß mein letzter Brief noch nicht bei Euch angekommen ist, ist mir recht unangenehm. Doch vielleicht befindet er sich jetzt in Euren Händen. Nun zur Beantwortung Deiner Fragen. Wegen des Gewitters und überhaupt des Feuers ängstige Dich nicht, liebes Mütterlein, das Haus ist ganz massiv, und die Treppen steinern und schön. Auch scheinen überhaupt Gewitter hier nicht sehr häufig zu sein. Die Stube selbst gefällt allen, die sie bisher gesehen haben, und sie finden, trotz der Höhe, das Logis nicht zu theuer. Ich steige auch jedesmal die Treppen so langsam, daß es mehr ein Kriechen als Gehen ist, ich winde mich ordentlich hinauf; hab' ich 81 Stufen mich glücklich hinaufgewälzt, so betracht' ich ein Weilchen das Leben und Weben auf dem Hofe, den man sich gar prächtig vorzustellen hat, indem er aus vier schönen steinernen Gebäuden besteht und mehr einem kleinen Marktplatz gleicht. Du siehst leicht, daß ich mich auf diese Art nicht zu sehr angreife, und der beste Beweis ist, daß ich oft meine Stube, diesen Caucasus, mit vollerem Athem ersteige, als weiland das Maulwurfshügelchen auf der Wurstgasse, welches ich freilich gewöhnlich im Gallopschritt erstürmte. Und wie viel näher ist nicht meine Wohnung der Sonne als die anderer Sterblichen, wie viel näher nicht „den seligen Uranionen". Doch wenn ich auch den Klang der Sphären, die himmlischen Chöre, in deren Mitte ich gleichsam schwebe, und die mir bereits den Plan zu einer Tragödie eingegeben haben, die alles, was Tragödie heißt, übertreffen soll, wenn ich auch diese überirdischen Seligkeiten übergehe, so muß ich doch wenigstens den Vorzug an meiner Wohnung preisen, daß mein irdischer Schneider und die Frau Schneiderin, sintemal sie nur die Frau eines Schneiders, nicht selbst eine Schneiderin ist,

äußerst reinliche Leutchen sind, wovon, und von noch andern Annehmlichkeiten ich der Großmutter Bericht erstatten will.

Meine Zähnenoth ist vorüber, die wahrscheinlich ihren Grund in der verdammten Zugluft hatte, in der ich mich beim Oberhofgerichtsrath Haubold durchfächelt sehe. Der Professor Wendt, den ich heute abgethan habe, ist ein sehr lieber gefälliger Mann; willst Du ihn näher kennen lernen, so lies den Artikel Naturrecht im Conversationslexikon, der von ihm herrührt. Weiter hab' ich nichts wichtiges Dir zu melden, nur noch das einzige, daß ich wahrscheinlich sehr wenig Bekanntschaften unter den Studenten machen werde, theils mit Willen, theils unfreiwillig. Es fehlt sehr an Gelegenheit, wenn man nicht von den öffentlichen Orten, o du mein einziges Vergnügen singt, oder den Fechtboden frequentirt.

Symb. Wer sich zum Ziele die Höhe gestellt,
Kommt wenigstens bis zur Mitt' in der Welt.

Ipsilanti.

Du verlangst, liebes Großmütterchen, ich soll Dir mein tägliches irdisches Leben, nach allen Qualitäten, beschreiben, und es sei gewagt. Da nun dies, um Deine Wünsche gehörig zu befriedigen, in ächt qualifizirter Prosa geschehen muß, so erlaube mir, die Muse der prosaischen Prosa, wenn es eine giebt, gehorsamst zu ersuchen, mir dabei hilfreiche Hand zu leisten.

O musa, tu che di caduchi allori
non circonda la fronte in Elicona,
Tu spira al petto mio celesti ardori.

Nie vermöcht' Ich's allein zu verkündigen, oder zu nennen,
Wären mir auch zehn Kehlen zugleich, zehn redende Zungen,
Wär' unzerbrechlicher Laut, und ein ehernes Herz mir gewähret,
Wenn Du, prosaische Muse, mir nicht, aus juristischen Sälen
Hülfreich sagtest, wie Butter, wie Semmel, wie Brod, Thee, Wasser
Alles beschreiben ich soll', und zerschmetternden Muth mir ins Herz gabst.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun, gute Großmutter, hab' ich Dir wohl genug von Speise und Trank geschrieben und mein Versprechen erfüllt. Nun schließe ich mit der Bitte, da wir doch einmal vom Essen

reden, Du mögest auf Michaeli sechzig Schock sächsischer Aepfel und einige Wasserkannen Rohm bereit halten, um mich irdisch ganz zu beseligen. Für die wiederholten Beweise Deiner Güte danke ich tausendmal, beraube Dich nur nicht selbst, das wäre ja eine Sünde von mir.

Leipzig, den 5. Juli 1820.

Hier weiß ich auch nicht das geringste Neue, was sich nicht besser mündlich zu Michaeli als schriftlich vortragen ließe. Die poetischen Entwürfe, mit denen ich schwanger gehe, wie sehr sie auch mein ganzes Wesen erfüllen, interessiren Dich doch weniger. — Vorigen Sonnabend lernte ich bei Drögers den berühmten Johannes Falk kennen. Der gute Vater und Herr Dranitz, die ich herzlich grüßen lasse, werden Dich weiter über diesen Mann berichtigen können, — nur so viel will ich Dir versichern, daß er einer der frömmsten und herrlichsten Menschen in Deutschland ist, voll der hinreißendsten Beredsamkeit.

Abends übe ich mich auf der Promenade in der schweren Kunst des Unterhaltens, eines leichten ziemlich sinnlosen Spielens auf der Oberfläche. Prinzessin Emil, die mit ihrer ganzen Familie, sämmtlichen Töchtern durch die Alleen regelmäßig sich wälzt, scheint einiges Talent dazu in mir entdeckt zu haben und zieht mich einsam Wandelnden durch gesellschaftliche Fragen — haben Sie wohl meinen Mann gesehn? — in ihre Gesellschaft, wo ich dann die obenbenannten Studien anzustellen reichliche Gelegenheit habe und als treuer Cicerone sie bis an die Pforten ihres Palastes begleite.

Vorige Woche war bei Krugs größerer Thee — Prinz Friedrich — Below's — Clodiusens — Jablonovsky — Buttrich — Olivier — Oppen — Schwarzenberg's — Fr. v. Uechtritz waren gegenwärtig — der älteste Schwarzenberg hat sehr meinen Beifall.

Ich fühle mich genöthigt, die anfängliche Behauptung, daß ich nichts Neues zu melden hätte, jetzt beim Abschied zurück zu nehmen.

Leipzig, den 7. Nov. 1820.

In dem Schranke der seligen Großmutter muß ein kleines Gemälde sich finden, welches die Gute für mein Stammbuch bestimmt hatte. Seid wenigstens so gut, es äußerst sorgsam aufzuheben, wenn es auch seiner Größe wegen nicht gut in einem Briefe mir übersandt werden kann.

Fast wäre mir es lieber, die gute Großmutter ruhte in der Erde Gottes, die sich alle Jahre neu begrünt und Boten der Hoffnung an das Licht herauf sendet, als in der feuchten kalten Gruft. Zu ihrem Grabe wäre ich gegangen und das frische Gras und der blaue Himmel darüber hätten mich und Euch getröstet. Aber die Gruft bleibt immer dieselbe. In ihr stirbt die Hoffnung vor dem finstern häßlichen Bilde des Todes, das sie darbietet. In die Gruft werde ich schwerlich jemals hinabkommen; denn sie ist abgeschlossen von allem Leben, das dagegen das Grab noch freundlich umgaukelt. Nur die Verwesung haust darinnen in ihrer scheußlichsten Gestalt.

Zugleich übersende ich Euch auch den ersten Abschnitt des Aurelio, wie er Anfangs war.

Diese Woche erscheint meine Maria in der eleganten Zeitung. Das Zeugniß, des Stipendiums wegen, folgt desgleichen.

Leipzig, den 19. Dez. 1820.

Wiederum nahet der heilige Weihnachtsabend — aber ohne die gute Großmutter. — Möchtet Ihr ihn doch so fröhlich wie möglich verleben! — —

Vorgestern war ich bei Emils zu einem großen brillanten Diner — Adam Müller — der Collegienrath Baron Freygang, Russischer Consul — ein sehr feiner Mann und bekannter Reisender, mit dessen Hierhersendung es eine eigne politische Bewandtniß haben soll — ein österreichischer Major und Suabedissen waren zugegen.

Man hat angefangen meinen Aurelio zu drucken. Ich

werde ein Kupfer dazu bekommen, was mir viel Freude machen wird.

Den heiligen Abend will ich bei Krug's zubringen. Ihr Söhnlein Hermann wird ein Puppentheater bekommen, ich schreibe ein höchst albernes Puppenspiel, womit es eingeweiht werden soll: „Harlekin als Eremit.“ Ich will es für Euch als kleines Neujahrsgeschenk abschreiben; denn zu Weihnachten wird es kaum fertig geworden sein.

Reclam's bescheeren erst den Montag Abends. Dieser Abend wird mir etzliches Geld kosten. — —

Der gute Methusalem Müller, der Herausgeber der eleganten Zeitung, hat hier ein Stück aufführen lassen, welches total durchgefallen ist. Ich fürchte, Küstner wird noch ängstlicher werden. —

Das kleine Liliengedicht, das Herrn Dranitz, dem ich recht frohe Feiertage wünsche, nicht übel gefiel, ist in der Abendzeitung erschienen. Ich habe es noch nicht zu Gesicht bekommen, der alte Prinz hat es mir gesagt. —

Nochmals glückliche Feiertage — und denkt ein bischen an mich am Weihnachtsabend.

Dienstag den 21. Dez. 1820.

Gestern erhielt ich Deinen so gütigen und väterlichen Brief zu meiner großen Beschämung, daß ich Dir unter den jetzigen Umständen so beschwerlich gewesen war, und mit dem tiefen Gefühl, daß ich so große Güte bei meiner Unvorsichtigkeit gar nicht verdient hätte.

Nur eine Bitte habe ich noch an Dich, bester Vater, und ich hoffe gewiß, daß Du mir diese nicht abschlagen wirst, da sie die einzige Bedingung ist, unter der ich nur mit einiger Zufriedenheit auf mich selbst sehen und zu Ostern mit ruhigem Gewissen in Eurer lieben Mitte erscheinen kann. Diese Bitte besteht darin, daß Du mir für die Fünfvierteljahr, die ich noch in Leipzig zuzubringen habe, statt der bisherigen 105 Thlr.

nur 95 Thlr. zukommen lassen mögest. Ich werde so im Stande sein, wenigstens den größten Theil des gütigen Ueberschusses, der auch so beträchlich genug ist, wieder zu erstatten, welches ich bei den gegenwärtigen Verhältnissen Dir, bester Vater, der guten Mutter, meinen Geschwistern und mir selbst, wenn ich mich noch länger achten soll, schuldig. Glaube nicht, guter Vater, daß ich zum Scheine bitte, meine Bitte ist sehr ernstlich und gewiß ehrlich gemeint und Du wirst mich glücklicher und ruhiger, als Du glauben kannst, durch ihre Erfüllung machen.

Ich habe sehr unvorsichtig, doch nicht ganz ohne Kopf und Plan gehandelt, und wenn die gute Großmutter nicht so sehr in mich gedrungen hätte, indem sie a priori vermuthete, hättest Du hoffentlich nie etwas zu erfahren nöthig gehabt. Die Herren hätten freilich warten müssen, was sie auch gekonnt hätten und genöthigt gewesen wären, da ich auf Nachundnachbezahlung gekauft hatte, besonders Reclam, der mich mit meinen ganzen Schätzen in Händen hat. Dies nicht mich zu rechtfertigen, sondern nur einigermaßen zu entschuldigen.

Ich wäre also hoffentlich im Stande gewesen, alles allein abzumachen. Alles lag wenigstens wohlberechnet in meinem Pulte. Meine Lage ist durch Deine übergroße Güte freilich in jeder Hinsicht so viel sorgenfreier und angenehmer, aber da Du, bester Vater, so viel für meine Zufriedenheit gethan hast, so thu nun auch noch das letzte und laß mich nicht, indem Du mich auf der einen Seite meine Schulden bezahlen hilfst, auf der andern eine viel größere und zwar in viel schlimmerem Sinne, eine moralische statt einer physischen Schuld auf mich laden.

Als ein Zeichen Eures Wohlergehens nehme ich es an, daß ich so lange keine Zeile aus Heidersdorf erhalten habe; denn gewöhnlich ist man am wenigsten zum Schreiben aufgelegt, wenn es Einem wohlgeht.

Künftigen Donnerstag ist hier des Prinzen Emil Geburts-

tag. Die Prinzessin hat mich aufgefordert, in einem kleinen Schauspiele, das man ihm zu Ehren aufführen will, mit aufzutreten. Ich werde als Liebhaber der Prinzessin Pauline erscheinen — Galathea und Montan. — Auch einen kleinen Anhang hab' ich dazu gedichtet, der das Stück mit dem Tage bedeutsam verbinden soll.

Sonst hab' ich mich gänzlich der Poesie entschlagen, und mich in die Politik (vorzüglich des Innern, die fast jetzt die wichtigste ist), Philosophie und Jurisprudenz versenkt, die mich als feste Basis vorzüglich interessirt, vorzüglich da Herr v. Haller sein ganzes System auf das Privatrecht gebaut hat.

Bis Ende April bleibe ich auf jeden Fall in Leipzig und werde überhaupt nur kurze Zeit in Eurer lieben Nähe zubringen können; denn das ernste tüchtige Leben verlangt viel. Du fragst mich in Deinem letzten Briefe wegen des Geldes, das Du mir zum ersten April gütigst zu senden gedenkst. Bei Leibe sende mir nicht das Ganze, ich würde sonst zu viel zurückzubringen haben — aber wenn ich die Hälfte wünschen dürfte, um auf alle Fälle wegen der Reise und manchem Andern gedeckt zu sein.

Eben sendet die Prinzessin, Emil lade mich zur Probe um 4 Uhr. Kaum hab' ich Zeit mich anzuziehen.

Dein freundlicher Brief, guter Vater, hat mich sehr gefreut und da wir nun in dem Uebrigen einig zu sein scheinen, hoffe ich, werden wir uns auch wegen des letzten Anstoßes des christlichen Gottesdienstes in Verbindung mit der Kunst vereinigen. Als Bemerkung schicke ich voraus, daß Du meine fragmentarischen Ansichten viel zu systematisch genommen hast.

Jedem Menschen, der reines Herzens ist, ward es in gewissem Grade vergönnt, sich aus sich selbst, ohne äußere Anregung zur Gottheit zu erheben; doch wer wird leugnen, daß diese Grade sehr verschieden sind, daß ein Klopstock, ein Palestrina, ein Raphael das göttliche Wesen tiefer, unendlich tiefer gefühlt haben, als andre Tausende von Menschen; (welches Him-

melsgeschenk, daß es ihnen vergönnt ward, diese innern göttlichen Anschauungen gleichsam festzubannen in die Erscheinung, da sie sonst mit ihnen diese Erde verlassen hätten!) — Eine schöne Frühlingsgegend erhebt einen schlichten gewöhnlichen Menschen im Augenblick unendlich höher, als ihn tagelanges Sinnen und Betrachten gebracht haben würde. Nachdem ich in meinem vorigen Briefe das Verhältniß zwischen Natur und Kunst festgestellt habe, brauche ich keine weitere Anwendung dieser Bemerkung zu machen, die ich vorangeschickt, um Deinem Einwurfe von erregter Sinnlichkeit, dem Du auch im letzten Briefe nicht ganz entsagt hast, zu begegnen. Was wirst Du sagen, wenn ich behaupte, daß selbst eine Predigt ein Kunstwerk sein müsse, wenn sie ist, was sie sein soll — aber hüte Dich, dieß zu verwechseln mit einem künstlichen Werke, was sie leider nur zu oft sind. —

Die christliche Gottesverehrung unter Begleitung der Kunst nannt' ich den höchsten Punkt des christlichen Daseins (auf dieser Erde nämlich, von der ich natürlich immer spreche — die künftige Welt ist uns zu unbekannt). — Dieser Punkt muß also der Zustand sein, in dem die Idee des Christenthums am vollendetsten für diese Welt in äußeres Dasein übergeht. Das christliche Dasein zerfällt hinieden in zwei Richtungen. — Das christliche Leben, als das Streben, das Wesen des Christenthums in der Erscheinung zu entfalten — und die christliche Kunst, als die Darstellung dieser vollendeten Entfaltung in der Erscheinung. Des christlichen Lebens höchster Punkt ist die christliche Gottesverehrung — wo die Erscheinung siegend gebeugt wird zur unmittelbaren Anbetung des Allmächtigen. Diese Anbetung hat verschiedene Stufen, bis sie in der Verklärung ihr höchstes Ziel erreicht. — So weit aber hat sich das christliche Leben nur einmal, nämlich in Christus, in der Erscheinung entfaltet, — aber der Kunst ist es gegeben, sich der Darstellung dieses höchsten Zieles, zu jeder Stunde zu nähern. Da ich nun so den höchsten Punkt des christlichen Lebens auf dieser Erde, nämlich die christliche Gottesverehrung (gleichsam auf ihrer ersten Stufe) und den höchsten Punkt der

christlichen Kunst, nämlich die Darstellung der Verklärung als des höchsten Gipfels der Gottesverehrung, festgestellt habe, — da ausgemacht ist, daß man beide Richtungen zum christlichen Dasein rechnen muß, so wird der Zustand, wo beide Richtungen sich in eine leuchtende Harmonie vereinigen, wohl der höchste Punkt des christlichen Daseins genannt werden müssen.

Verklärung nenne ich das Wiederzusammenfließen des im äußern Dasein entfalteten Wesens mit der Gottheit, von der es ausfloß. — Daß dies nicht bloß in der Malerei, sondern auch der Poesie, Musik und Baukunst dargestellt werden könne, wäre zu weitläufig auszuführen. Wenigstens wirst Du diese Darstellung des Verklärten eben so gut in einer einfachen Musik von Palestrina oder unter den erhabnen Bogengängen des Münsters als in Raphaels leuchtender Verklärung fühlen, vor deren Nachbildung durch Morghen ich gerade in der Stunde gestanden habe, wo die gute Großmutter gestorben ist, und die deshalb immer für mich eine besondere Heiligkeit behalten wird. — — — Den Sonnabend habe ich meinen Harlekin zum drittenmal vor einer sehr zahlreichen lustigen Gesellschaft bei Krugs zum Geburtstag der Zenge aufgeführt. Ich hatte ein passendes Vorspiel dazu gedichtet.

Die Quandt ist eine sehr liebenswürdige Frau von leichtem italienischem Ton — man sieht, daß sie zwei Jahre in Italien zugebracht hat. Ihr Haus ist alle Abende offen, und ich bin mehrfach eingeladen worden, recht oft davon Gebrauch zu machen. Sie ist die erste Frau, mit der ich in der ersten Stunde so bekannt war, als hätt' ich sie jahrelang gekannt. Ich habe es neulich berechnet, daß ich fast alle Tage in der Woche hier in verschiedenen Zirkeln zubringen kann, ohne anzustoßen.

Leipzig, den 10. März 1821.

Wohl muß ich befürchten, daß ein Brief von mir verloren gegangen, da Ihr Euch in Eurem letzten lieben Briefe über mein Nichtschreiben beschwert, mein Brief nämlich, in

dem ich meine völlig wiederhergestellte Gesundheit schnell gemeldet habe.

So sehr ich mich auf Ostern und unser Wiedersehen freue, so möcht' ich doch fast wünschen, meine Studien nicht unterbrechen zu müssen, die jetzt in nicht unglücklichem Gange sind. Zu Michaelis, bis zu welcher Zeit ich alles Nothwendige abgethan zu sehen wünsche, würde ich desto tüchtiger in Eure Arme eilen und Ihr würdet mit Eurem juristischen, politischen, philosophischen Sohne gewiß zufriedener sein, als früher mit Eurem poetischen. Wohl hat sich manches für mich sehr Wichtige hier ereignet, das ich Euch gern im freundlichen Gespräche mitzutheilen wünschte — besonders hat mich die nähere Bekanntschaft mit Adam Müller mitten in die Wogen des Lebens geworfen — ich habe kämpfen müssen und kämpfe noch, wenn auch um vieles ruhiger — aber ohne Kampf ist kein Sieg und in dem Widerstande übt sich die Kraft.

Wie viel ich von Adam Müller in politischer Hinsicht lernen könne, ihm, der mit den ersten Männern Europas in Verbindung steht, ist leicht zu ersehen. — Seine Bibliothek steht mir offen, und nur zu freundlichgeschmeidig ist er gegen mich. Viel liegt ihm daran, junge offnere Köpfe für seine politischen Ansichten zu gewinnen — er spricht es aus, aber sorgfältig wähl' ich meine Lectüre aus den verschiedensten Gesichtspunkten, worauf selbst Krug nicht ohne Einfluß ist. Ich habe übrigens bei dieser Gelegenheit gesehen, daß man sich hier für mich interessirt.

Schreibt mir also Eure Entscheidung, ob Ihr es mir erlauben würdet, diese Ostern in Leipzig zu bleiben? —

Den Donnerstag ist der Geburtstag Emil's gefeiert worden, mit demselben Schäferspiele, das Du, gute Mutter, in Deinem Briefe andeutest. Das Theater war auf das niedlichste instruirt. Nachdem die Ouvertüre geendet und der Vorhang sich erhoben hatte, schritt ich im hochrothen Domino aus dem Hintergrunde der Bühne hervor, bunte Federn wiegten sich auf dem rothsammtnen Barett, das mit vielen falschen Steinen funkelte,

Larve und Handschuhe waren schwarz (Alles, was zum Anzuge, der auf das geschmackvollste eingerichtet war, gehörte, hatte natürlich die Prinzessin besorgt). Ich sprach als Dämon*) die Worte, die Ihr auf dem beigelegten Blatte lest. Dann schlüpft' ich hinweg, um in einem andern Zimmer, unter den Händen der Fürstlichen Kammerjungfer mich in den liebeglühenden Montan (die Kammerjungfer schminkte mich nämlich) zu verwandeln. Unterdeß bewegten sich schon Galathee und Doris auf der Bühne, anzusehen wie jene porzellanenen Schäferpüppchen, die man noch zuweilen auf den Pfeilertischen alter Herren und Damen erblickt. Das Stück ging vortrefflich zu Ende, ein kleiner Anhang von

---

*) **Dämon** (tritt auf und spricht)

Sie werden mich wohl allerseits nicht kennen,
Drum muß ich mich Ihnen pflichtschuldigst nennen
Und mich als Dämon gehorsamst präsentiren —
Bitte sich mit Erschrecken nicht zu incommodiren,
Denn vor Damen hat selbst der Teufel Respekt —
Bei Dämonehre! — von mir wird niemand geneckt.

(Pause.)

Erfahren Sie nun, weshalb ich hergekommen! —
Sie haben vielleicht in alten Märchen vernommen,
Wie über die Genien ein mächtiger König regiert,
Sonst munter und frisch — jetzt ein wenig von Podagra genirt.
Den alten Herrn kann ich nun durchaus nicht vertragen,
Weil — doch ein andermal will ich's Ihnen sagen. —
Auf allen Schritten bin ich hinter ihm her,
Schon oft hat er gewünscht, daß ich beim Teufel wär',
Nun bin ich selbst 'ne Art Teufel, brauche nicht weit zu gehn.
Wenn ich ihn prellen kann, bestehlen und hintergehn,
Ist's meine größte Lust — nun sollen's selber sehn.

(Pause.)

Doch noch immer wissen Sie nicht, was mich hierher geführt.
So werd' es Ihnen denn schnell und bündig explicirt.
Hier in Leipzig lebt ein edler würdiger Mann,
(Den ich selber verehre, so gut ein Dämon kann)
Am heutigen Tage begrüßt' er zuerst die Welt,
Die mit liebendem Arm ihn noch lang umschlungen hält.

mir, der sich auf den Prolog des Dämons bezog, wurde nicht weniger gut executirt, Galathee spricht darin unter andern:

In das Nichts nun wieder zurück zu wallen,
Das wollt' uns Allen nimmer gefallen,
Da wir einmal das bunte Leben gesehn,
Nur von ferne zwar. — Doch ist es so schön.
Wir flehten gesammt zum König empor
„O verschließ uns nicht grausam des Lebens Thor!"
Und gnädig lächelnd strich er den Bart
Und drückte das Aug' zu nach seiner Art.
Er ist ein gesetzter, freundlicher Mann,
Liebt Thee und Spiel, überaus human,
Trägt an jedem Finger zwölf Diamanten
Und die Stiefeln besetzt mit Brüsseler Kanten.

Eines Dämons Lob würde nicht viel Beifall finden,
Sonst wüßt' ich viel Schönes von ihm zu verkünden.
Vorlängst schon ward ihm der Genienkönig gewogen
Und mit ganzem Herzen zum Edlen gezogen,
Drum hatte die Majestät sich vorgenommen,
Und das war zu meinen Ohren gekommen,
Nach der wunderbarsten Erfindung zu haschen,
Ihn zum Geburtstag zu überraschen —
Ein glänzendes Schauspiel — Kodrus genannt,
Dem der Edl' einst in Liebe war zugewandt,
Wollt' er vor dem Theuern agiren lassen. —
Nun kann ich's nicht lassen, den Alten zu hassen,
Und hier konnt' ich ihn einmal recht tüchtig fassen.
Das einzige Exemplar,
Das vom Kodrus noch übrig war,
Hab' ich mit flinker Hand
Ihm entwandt.
Umsonst durchsucht er sein Mahagonibüreau,
Bückt sich zu den untersten Fächern — wimmert ach und o! —
Umsonst, — denn in meiner Tasche ruht es gar fromm,
Wollen Sie es sehn? so komm', mein Kodrus, komm!

(Er zieht ein Manuscript aus der Tasche und zeigt es mit anständigen Bücklingen im Kreise herum!)

Nun ist er am End' auf den Einfall gefallen,
Mit einem Schäferspiel Ihnen lästig zu fallen,

Nun so will ich Euch denn ein Mittel reichen,
So sprach er, Euch gleichsam ins Leben zu *schleichen*.
Tanzt eine Polonaise mit den Herren und Damen,
Die so gütig dort unten zusammenkamen,
Und Ihr werdet Menschen wie sie — und ich,
Nicht von Außen blos, auch innerlich.

So stiegen wir denn von Galathea (Pr. Pauline) geführt, zu den Zuschauern hinab. Die Prinzessinnen nahmen ihren Vater in die Mitte, die andern Paare ordneten sich, die Musik fiel ein und die Polonaise begann — Alles in seltener Fröhlichkeit. Die Professorin Krug tanzte an meiner Seite und drückte mir freundlich die Hand für den Scherz. Ein Walzer verschlang die ruhige Polonaise. Alles wirbelte durcheinander,

---

Da sollen Phantome, — nur Bilder aus Nebel und Luft,
Wie sein mächtiges Wort sie leicht ins Dasein ruft,
Vor Ihnen als zärtliche Schäfer sich geriren
Und liebliche Gespräche selbander führen.
Mit altmodischen Röcken wunderlich angeputzt,
Mit Hüten und Bändern abgeschmackt zugestutzt,
Das soll dem Theuern gleichsam die Zeit präsentiren,
Wo er selbst noch liebte, dergleichen aufzuführen,
Und dergestalt wünscht er zu illudiren,
Daß der würdige Mann soll glauben und meinen,
Die Dunstgestalten, die bald hier erscheinen,
Die der König vor Kurzem dem Nichts erst entdrechselt,
Die ins Nichts wieder gehen, ehe die Stunde wechselt,
Seien wirkliche Menschen aus Fleisch und Bein;
Doch lassen Sie sich nicht täuschen, Verehrte mein,
Es sind lauter Trugbilder — schwatzen von Gefühlen
Die sie doch gar nicht in ihrem Busen fühlen,
Wollen verzweifeln, reden von Lieb' und Qual,
Vergessen's hinter den Koulissen doch allzumal.
Das hab' ich Ihnen ergebenst ins Ohr geraunt
Und ich hoffe, Sie sind nicht wenig erstaunt;
So hab' ich denn dem Alten — wie freut mich das!
Zu Wasser gemacht seinen läppischen Spaß.
Ergebenst empfiehlt sich Dämonius.

(bedächtig)

Erst setz' ich den linken — und dann den rechten Fuß. (ab).

die schon bejahrtere Krug verließ mich — einsam stand ich unter der Menge: da schwebte Galathea auf mich zu — „Wo ist Montan?" sprach sie lächelnd und reichte mir ihren Arm — im berauschten Entzücken umschlang ich sie und flog mit ihr durch den Saal — in meinem Leben habe ich wahrscheinlich nicht besser, wenigstens nicht muthiger und freier getanzt. Prinzeß Pauline eilte zu ihrem Tänzer zurück, schon wollte auch ich mich zurückziehen, als Prinzeß Charlotte (Doris) aus den Reihen der Tänzer mir entgegen trat — „Montan?" fragte sie und aufs Neue stürzte ich mich, sie umschlingend, in die tanzenden Fluthen. Der blumengeschmückte Schäferhut tanzte auf meinen zierlich gekräuselten Locken — um meinen Arm flatterte das geschenkte Band — Welche Ehre! rief eine laute Stimme. Ich eilte hinaus in das Zimmer des jüngern Prinzen. Dort warf ich den lieblichen Traum ab und hüllte mich wieder in die Prosa des Lebens. Als ich in den Saal zurückkehrte, war die fröhliche Schäferwelt verschwunden, nur das Band trug ich wie ein Ordensband an meiner Brust. Knieend hatte ich der Prß. Pauline Erlaubniß erbeten. Sehr gnädig bemerkte es die Prß. Mutter, bei der ich überhaupt nun in einige Gunst getreten bin. Den ganzen Abend schwamm ich „wie auf umblümten, duftberauschten Wogen". Ils sont passés ces jours de fête.

NB. Kodrus ist ein Trauerspiel des ehemaligen Hofmeisters des alten Prinzen, in dem er sonst mit vielem Vergnügen die Rolle des Kodrus executirt.

Leipzig, den 30. März 1821.

Schon längst ging ich damit um, Euch ausführlicher zu schreiben, besonders in Antwort auf Deinen letzten so freundlichen Brief, guter Vater, der ein für mich so wichtiges propos enthielt als den Schluß meiner Univers.-Studien zu Michaeli, aber noch immer konnt' ich mich im Innern nicht genug ordnen und entschließen. Da erhielt ich gestern Deinen lieben Brief, beste Mutter, mit den gütig zugelegten 50 Thlr. und sehe nun

wohl, wie Unrecht ich thun würde, Euch länger auf Nachricht von mir warten zu lassen. Ihr müßt nun freilich mit meiner Sinnesunordnung vorlieb nehmen.

Zuerst nun hoffe ich das juristische Examen nach Michaeli ohne große Schwierigkeit antreten zu können. Ich würde dann freilich nur sehr kurze Zeit, höchstens acht Tage, in Heidersdorf zubringen, dann nach Berlin eilen und ungefähr binnen vier Wochen noch einmal den Umfang des Rechts durchlaufen, um mich dann den würdigen Gerichtsbeisitzern preiszugeben. Ein halbes, höchstens dreiviertel Jahr würde ich bei sothanem Gerichte arbeiten, mich mit den praktischen Arbeiten etwas bekannt zu machen, und sodann mein zweites Examen bei der Regierung wagen. Le ciel fera le reste.

Seit Weihnachten studirt hier der Sohn des Dichters Stollberg. Mancherlei Berührungspunkte schließen uns aneinander. Er ist mit dem Grafen Bernstorf nahe verwandt — ich kann die beste Empfehlung hoffen — vielleicht — vielleicht. Die kecke Jugend macht Pläne. —

Ihr wollt meinen Schäferanzug wissen? Denkt Euch also einen liebenswürdigen Jüngling im himmelblauen Rock mit einer Schäfertasche von rosenfarbnem gros de Naples, Weste und Beinkleider weiß — zierlich mit himmelblau besetzt — himmelblaue Rosetten auf den galanten Schuhen, um das Haupt wehend eine lockenvolle Theaterperrücke, über die Stirn nickend duftloser Blumen farbiges Gewühl, an dem zierlichen Strohhut befestigt. Denkt Euch das Alles nebst dem bändergeschmückten Schäferstab in einem aimablen Ganzen vereinigt und Ihr seht Euren alten Bruder Fritz.

Du klagst über die Bücher, gute Mutter, und doch muß ich mir jetzt wieder so viele „juristische und staatswissenschaftliche“ anschaffen. Wie könnte denn etwas aus mir werden ohne Bücher? freilich sind sie sehr theuer.

Leipzig, den 10. Aug. 1821.

Dein lieber Brief, der mir gewiß so viel Freude gemacht hat, als er mir mit der Nachricht, daß Du nicht nach Leipzig kommen würdest, machen konnte, hat mich wieder, den Kopf in dicke Tücher gehüllt, gefunden. Und ich habe Dir nicht eher geschrieben, um diese Wiederkehr meines Uebels und die damit verbundene finstre Laune erst vorübergehen zu lassen. Ich befinde mich jetzt wieder wohl, aber mache mir gar keine Hoffnung, hier in Leipzig die Festigkeit meiner Gesundheit wieder zu erlangen. Der Reichelsche Garten ist bei diesem Wetter so sumpfig und feucht, in meinem Quartiere wird so gut für immerwährenden Zug gesorgt, den ich vermeiden soll, daß ich mich schon in mein Schicksal ergeben habe und mich nur zu Euch freue, wo Luft, Bewegung und Eure Liebe und Güte mich bald wieder herstellen werden. Sorgt nur für recht viele Bewegung — wenn ich nur manchmal wenigstens mich ein bischen aufs Pferd setzen könnte! — — —

Wegen Berlin hab' ich Euch manche Pläne mitzutheilen ich muß so bald als möglich dahin, um mich vor den Collegien mit Bequemlichkeit einzurichten. Lieber würde ich Leipzig etwas früher verlassen. Sehr unterstützen würde es mich, wenn Ihr mir erlaubtet, mir von den 50 Thlr., die Du gar so gütig bist, mir zu versprechen, das Preuß. Landrecht hier zu kaufen, welches ich dann in den großen Koffer packen würde, damit es in Görlitz gebunden werden, und ich es in Berlin ohne Aufschub benutzen könnte. Gieb mir Deine und des guten Vaters Meinung deshalb, gute Mutter!

Briefe aus Berlin

von

Friedrich von Uechtritz an seine Eltern und Geschwister

aus den Jahren 1821—1828.



Berlin, den 27. Octbr. 1821.

Nur ein Paar Worte. Heut früh sind wir hier angekommen. Die Reise war mit manchen Fährlichkeiten verknüpft und hat mir 15 Thlr. gekostet. Kahle wird das Weitre erzählen, besonders laßt Euch die Reise von Guben—Frankfurt beschreiben. Beinahe wären wir zuletzt in der Oder ertrunken. Prittwitz grüßt Euch Alle. — Das Essen ist hier wohlfeiler als in Leipzig, das Holz aber wegen mancher Verhältnisse unbillig kostbar, die Butter nicht zu essen und nicht zu bezahlen. Um Gottes willen schickt mir aber nur ein halbes Fäßchen! Das Examen kostet ungefähr 30 Thlr. Mir ist angst und bange. Nun muß ich auch den neuen Hut haben, Barbierzeug, Kamm — das theure Holz, vor der Hand werd' ich mir meine Sachen also nicht machen lassen können. Baumeister soll hier außerordentlich viel Geld todtgeschlagen haben — Sohr sagte mir, er lange jetzt mit 350 Thlr. außer Kleidung, Collegien, Bücher, Vergnügungen, aber den ersten Monat hätte er hundert Thaler gebraucht. — Ich würde Euch bitten, mir lieber den Winter mehr als den Sommer zu schicken, denn das Holz macht allein gegen 30 Thlr. An sich ist es nicht theuer, aber es soll so sehr viel gestohlen werden. Prittwitz sitzt hier und wartet — ich muß schließen. Adieu, adieu! Vergebt mir, gute Eltern, wenn ich manchmal unausstehlich bei Euch gewesen bin! — Adieu, adieu!

Berlin, Freitag den 23. Novbr. 1821.

Mein Examen ist glücklich und höchst ruhmwürdig den 20. November überstanden. Die neidischen Götter haben es zwar veranstaltet, daß außer meinem Freunde Köchy nur zwei verkrüppelte Studenten als Zuhörer gegenwärtig waren, aber eben darum hab' ich mir vorgenommen, den mißgünstigen Wesen zum Trotz selber zur Posaune meines Ruhmes zu dienen. In meiner hiesigen Umgebung hat der gute Köchy dafür gesorgt.*)

Denkt Euch, ich bin die ganze Zeit hier so wohl gewesen und gerade den verhängnißvollen 20. November werd' ich beim Frühstück von meinen gewöhnlichen Zahnschmerzen überfallen — ich war in Verzweiflung. Während des Examens hörten sie zwar ein wenig auf — aber mein Kopf blieb doch benommen (so daß ich mich sehr anstrengen mußte) und gegen Abend hatte ich einen dicken Backen. Demungeachtet ging ich zu meiner Belohnung Abends mit Köchy ins Theater — und jetzt leid' ich nur noch an totaler Heiserkeit — da ich mich gar nicht halte und alle Abende durch den wahrhaft affreusen Schmutz und Regen eine Viertelstunde weit bis zu Köchy hinwadte (er wohnt am Ende der Behrenstraße), wo sich gewöhnlich eine Gesellschaft junger Leute versammelt, in der ich mich sehr wohl befinde — ein Glück, das ich mir schon lange, und in Leipzig vergeblich wünschte.

Köchy ist ein geistreicher Mensch — er hat auf äußeren Antrieb eine vorzügliche Schrift über die deutsche Bühne geschrieben. — Du wirst in einem Jahre höchstens mehrere vortheilhafte Recensionen derselben in den Litteraturzeitungen finden. Von ihm angeregt habe ich meinen Galeazzo, für den er sich sehr interessirt, und den er vorzüglich gut vorlesen soll (ich habe nämlich nicht mit zugehört) nochmals vorgenommen. Er ist nun um 300 Verse wenigstens vermehrt worden.

---

*) Köchy war lange Theaterintendant in Braunschweig und starb hochbetagt in Leipzig.

Köchy hat bedeutendes mimisches Talent. Er würde ein guter Komiker im besten Style geworden sein — nichts ist ergötzlicher, als ihn irgend ein Original z. B. einen poetischen Bücherverleiher hier, Krallovsky genannt, darstellen zu sehen.

Ueber die Kosten des Examens kann ich Euch noch nicht belehren. Ich erwarte nun alle Tage aufs Stadtgericht bestellt zu werden — dann wird mir das Kammergericht zugleich die Rechnung vorlegen. Das Examen dauerte von 8 — ½ 1 Uhr — der Examinanden waren drei.

Ihr müßt mit diesem kurzen aber inhaltschweren Brief Euch begnügen — denn ich habe jetzt sehr viel Briefe zu schreiben.

Euer

Friedrich von Uechtritz,
candidatus examinatus.

Aber rühmt mein Examen nicht gegen Andere, denn Eigenlob — ...... Was ich Euch schreibe ist aber nicht Eigenlob, sondern nur nothwendiger Bericht, wie es sich zugetragen.

Noch eine Stelle aus meinem Galeazzo:

Jeron: Und ist des Menschen Wille nicht das Rad,
Das am gewaltigsten die Welt bewegt?
Simon: Des Menschen Wille ja — doch immer nur
Als Glied im großen Uhrwerk, dran die Zeiten
Sich theilen nach der Völker Blühn und Welken.
Wenn ihres Welkens Stunde nun gekommen,
Willst den gewalt'gen Zeiger du verrücken,
Der unbeweglich weist auf Mitternacht?
Ist solches Streben Wahnsinn nicht zu nennen,
Nur irres Treiben des Vereinzelten,
Abtrünnigen, der, den Titanen gleich,
Will stürmen sein erträumtes Himmelreich?

Köchy sagte, er wünschte eine historische Vorlesung von mir zu hören. Gestern habe ich erfahren, daß mein Examinator, der Kammergerichtsrath Gedike, mich gerühmt hat.

Berlin, den 3. Januar 1822.

Zürnt nicht auf mich, daß ich Euch so lange nicht geschrieben und für Eure Liebe und Güte und das übersandte Geld gedankt habe! Ich hatte einen sehr langen und vertraulichen Brief aufgesetzt und diesen Brief verlor ich auf unbegreifliche Weise auf dem Wege zur Post. Es war mir um so unangenehmer, da ich über mehrere Personen sehr offen darin geurtheilt hatte. Ihr könnt denken, daß mich dieser überaus unangenehme Vorfall einige Tage lang vom Briefschreiben abschreckte.

Gestern mit Deinem gütigen Briefe zugleich erhielt ich eine Danksagung des jüngern Emil für ein Geburtstagsgedicht, das ich seiner Mutter gesendet hatte. Er geht in französische Dienste.

Daß Rudolph*) nach Berlin kommen will, ist mir gar lieb — ich traue ihm auch Festigkeit genug zu, um dem ungeheuern Sittenverderbniß, das hier besonders in den untern Ständen herrscht, zu widerstehen. Ich empfehle ihm besonders den Zirkel des Prittwitz — er wird sich darin wohl fühlen. — Mein Zirkel von Bekannten könnte für einen jungen Mann, der erst auf die Universität kommt, gefährlich werden. — Es sind zum Theil unendlich leichtsinnige Menschen, und um so verführerischer, weil sie dabei sehr liebenswürdig sind. Fast alle sind schon etwas tief in das Leben hineingerathen. Ich muß mich dabei an mancherlei gewöhnen.

Etwas wäre noch zu bedenken, nämlich daß nichts unangenehmer ist, als in einer Stadt, die die ausgesuchtesten Zerstreuungen bietet, entbehren zu müssen, wenn man nicht, wie ich — die Gesellschaft als das höchste Vergnügen schätzt.

Die praktischen Arbeiten können mir wohl nicht sonderlich gefallen — ich hoffe auf die Gewohnheit. —

---

*) R. v. Uechtritz, Präsident des evangelischen Oberkirchenraths in Berlin, 1863 auf seinem Gute Heidersdorf gestorben.

Den Chrystostomus habe ich fortgesetzt, es fehlt jetzt nur noch der fünfte Act. —

Ich wünsche, daß die guten Schwestern sich auf dem Balle recht erfreut haben mögen. Bälle sehe ich nun diesen Winter nicht vor mir — überhaupt fehlt mir gar sehr das Familienleben und der Umgang mit interessanten Frauen, wie ich ihn in Leipzig hatte.

Berlin, den 16. Februar 1822.

Jeden Tag erwarte ich auf die Civildeputation versetzt zu werden, wo die geringern Proceßsachen von den Referendarien allein instruirt werden. Morgen habe ich mir fest vorgenommen, den Regierungsrath Tschoppe und den Schauspieler und Regisseur Wolff zu besuchen, zugleich meinen Galeazzo Sforza bei dem Grafen Brühl einzugeben. Ich will noch einmal mein Heil versuchen. Alle äußre Formen hab' ich auf das Genauste beobachtet und lege Euch den Brief bei, den ich an den Herrn Generalintendanten geschrieben.

Mein Chrysostomus ist vollendet. Nun will ich in das Landrecht und die Gerichtsordnung mich ergießen. Ich habe mir vorgenommen, theils um mir dieses Studium interessanter zu machen, theils um auf imponirende Weise gleich nach meinem zweiten Examen in Berlin aufzutreten, ein kleines Werk „über den Geist der neuen Gesetzgebungen, im Verhältniß zum gemeinen Recht" zu schreiben. — Wenn Du Deinen Code Napoléon nicht mehr bedürftest, bester Vater, so würdest Du mich glücklich machen, wenn Du mir ihn mit Rudolph zu diesem Behufe zukommen ließest.

Ueberhaupt bitte ich Dich, mir zu schreiben, in welchem Hause Du hier in Berlin gewohnt hast, als welches ich schon lange zu wissen gewünscht habe. Wiederholentlich bitte ich auch, mir sämmtliche Geburtstage unsrer Familie zu schreiben.

Diesen Brief schreibe ich auf dem Stadtgericht mit Königlicher Tinte auf einem grünbeschlagenen Tische.

Berlin, den 5. März 1822.

Gestern habe ich Tsch. kennen gelernt. So ungünstig man hier gegen ihn gestimmt ist, mit so ungünstigem Vorurtheil ich ihm entgegen trat, so ist mir doch ein näheres Verhältniß mit ihm nicht unerwünscht. Ich werde ihn nächstens besuchen. Bernauer*) machte uns gegenseitig bekannt.

Bernauern bin ich gestern viel Dank schuldig geworden. Im Winter wird hier nämlich alle 14 Tage in einem glänzenden Saale des Schauspielhauses ein sogenannter Subscriptionsball gegeben, wo jeder anständige Mensch, der 2 Thlr. 16 g. Gr. für ein Entreebillet geben kann, erscheinen darf. Der ganze Hof beglückt diese Bälle mit seiner Gegenwart, aber Alles muß sich in Civilkleidern zeigen. Ich hatte die Höhe des Entreepreises gescheut und noch keinen dieser Bälle besucht, und ward nun von Bernauer auf den gestrigen eingeladen. Die Königliche Familie, der Großherzog von Meklenburg-Strelitz, der Prinz von Meklenburg-Strelitz, der Herzog von Kumberland, Fürst Radzivil, Fürst Wittgenstein, Gneisenau und Andre waren gegenwärtig. Der König, eine sehr lange, schöne aber etwas steife Gestalt, schwankte im Saale herum, sprach mit diesem und jenem, gewöhnlich französisch und kam so auch zu seinem zweiten Sohne Prinz Wilhelm, der neben mir stand. — „Hast du noch Zahnweh? dicke Backe hör' ich" — sprach er zu ihm und wendete sich wieder hinweg. —

Bernauer war so gütig, mir diese Herren alle zu zeigen und zu nennen, und mich — wofür ich ihm besonders Dank schuldig bin — dem Generalintendanten Grafen Brühl vorzustellen. Den nächsten Sonntag denke ich eine Karte bei ihm abzugeben.

---

*) Geh. Ober-Finanz-Rath in Berlin.

Berlin, den 3. Octbr. 1822.

Es hat mich eine bange Angst überfallen, wie es bei Euch gehen möge, mit dem Proceß. Wenn Ihr mich lieb habt, so meldet Ihr mir bald etwas darüber. Wenn mir so mitten in meiner Laufbahn ein Strich durch die Rechnung gemacht würde!

Frau von Chezy ist hier — wir kommen oft zusammen, sie hat mich in einen angenehmen Zirkel eingeführt. Ich lege Euch ein kleines Billet von ihr bei, damit Ihr das freundschaftliche Verhältniß kennen lernt, worin ich zu ihr stehe. Aber hebt es sorgfältig auf!

Der Kronprinz hat mir erwiedert:

„Mittelst Ihres Schreibens vom 15. d. M. habe ich die von Ihnen mir überreichte Schrift erhalten und nehme dieselbe mit Dank als einen Beweis Ihrer mir gewidmeten Aufmerksamkeit an."

Friedrich Wilhelm R.

Ich bin jetzt in pleno. Rudolph wird Euch sagen, was das ist. Apropos Rudolph! Zehn Thaler werde ich schwerlich bis zu Deiner noch dazu ungewissen Ankunft hier auf Dich wenden können. Sei also so gut, Alter, und siegle sogleich so viel, als Savigny's Collegium kostet, ein, und schicke es mir zu! In acht Tagen kann es hier sein. Dann eile ich spornstreichs damit zu Savigny. Du bekommst noch einen guten Platz. Ich will Dich auch bei Helminen einführen, wenn Du hier ankommst.

Wenn Ihr die Gnade hättet, mir durch Rudolph ein Paar kleine Stiefeln zukommen zu lassen! Ich finde, daß die Schuhmacher in Görlitz sehr wohlfeil arbeiten.

Aber was sagt der Papa, Marie, Theodor und Herr Dranitz*) zu meinem Langbart dem Chrysostomus. Daß er Dir und der Asta gefällt, weiß ich schon. Asta bildet sich ja doch ein, ich habe sie in der Anna schildern wollen.

*) Hofmeister in Heidersdorf.

Berlin, den 13. Octbr. 1822.

Frau von Hohenhausen hat mir versprochen, den Chrysostomus im Morgenblatt und Conversationsblatt anzukündigen, auch Helmina will darüber schreiben. Sie hat einen Ausflug aufs Land gemacht, ich erwarte sie heut zurück. Wie gefällt Euch im Chrysostomus die Scene zwischen Eudoxia und Ataulf, besonders die Stelle, wo sie ihm Märchen erzählen will. Im Ganzen hat diese Stelle den vorzüglichsten Beifall gefunden.

Wenn Asta hierher kommen könnte! ich wollte sie Sonntags unter die Linden spazieren führen, ich wollte mich liebenswürdig machen bei ihrer maitresse, so liebenswürdig, Asta sollte es schon gut haben — und Theodor muß auch herkommen und mich Sonntags Nachmittags besuchen, dann gehen wir zu Stehely*) und trinken Kaffee, es ist hübsch bei Stehely. Von Zeit zu Zeit wandern wir einmal ins Theater, es wird ein Götterleben sein. Gieb dem kleinen, großen ernsthaften Theodor einen Kuß von mir, liebe Mutter! Und Marieken nicht zu vergessen, ich habe Euch ja doch Alle von Herzen lieb. Mir ist jetzt wehmüthig zu Muthe, wenn ich unter den Linden gehe und die abgefallenen Blätter zu meinen Füßen. Vor einem Jahre um diese Zeit war ich bei Euch, Ihr lieben guten, Euch aufopfernden Eltern, Vater, Mutter! — Die ganze Natur scheint mir so transparent, so wehmüthig, ich kann mir Schwermuth aus einem Aepfelkorbe holen, den eine alte Hökerin feilbietet, und wenn ich die Ursache angeben soll, — es sind deren so viele. Morgen den 14. October wird es ein Jahr, daß wir den alten würdigen Frenzel einsegnen sahen, ich war tief dabei gerührt, ich dachte an die selige Großmutter, die der Alte zum Tode bereitet hatte — acht Tage darauf war ihr Todestag, und wieder acht Tage später am 28. October lernte ich meinen liebsten Freund kennen.**) Diese Tage kommen jetzt wieder zurück, aber ich bin ferne von Euch, Robert ist verreist — ich bin allein.

---

*) Conditorei, wo sich alle Litteraten versammelten.

**) Justizrath Robert in Berlin.

Ich habe dem Robert folgende Verse in das Exemplar des Chrysostomus, das ich ihm schenkte, geschrieben:

„Wer dürfte hoffen, daß des Lebens Tücke
Geliebte bei Geliebten lassen werde
Bis zu der letzten heil'gen Todestrennung?
Drum nimm dies Buch, das kannst du fest bewahren,
Mit deinen treuen Augen es behüten,
Mich aber — dunkel hängt es vor der Zukunft.
Und dieses Buch ist mein — ich schrieb es nieder,
Und es wird dein nun, dein und mein zugleich,
So wie ich selbst. Du kannst es fest bewahren,
Mit deinen treuen Augen es behüten,
Wenn diese Augen mich vergebens suchen,
Und meine Liebe nur bei dir geblieben."

Die beiden letzten Jahre haben sehr stark auf mich gewirkt, das letzte vielleicht vortheilhafter. Ich habe keine Stimme darüber.

Sowohl 50 Thlr. als 20 Thlr. später sind bei mir angekommen, meinen herzlichsten Dank dafür! Worte sprechen es nicht aus, wie sehr ich fühle, was Ihr für mich thut.

Berlin, den 15. Dez. 1822.

Vergebt mir, daß ich Euch so lange nicht geschrieben habe, aber es gehört eine gewisse innere Ruhe zum Briefschreiben, und Ruhe ist das, was ich gänzlich verloren zu haben scheine. Wenn man so weit ins Leben hineingekommen ist, und so seltsam steht, wie ich, ist dies nicht zu verwundern. Auf der einen Seite die Brodstudien und die Ungewißheit dabei, daß Ihr mich wohl nicht so lange werdet unterstützen können, Ihr armen Guten, bis ich mein drittes Examen werde gemacht haben. Auf der andern Seite die Poesie, die mir bis jetzt wohl einzelne Anerkennung, aber keinen Groschen eingebracht hat. Ich treibe jetzt nichts anderes als juridica, werde von Robert, der bereits Kammergerichtsreferendarius ist, in der Gerichtsordnung examinirt. Im Mai oder Juni künftigen Jahres denke ich, mit

der ruhigsten Seele mein zweites Examen machen zu können. Dann noch zwei Jahre der kürzeste Termin bis zum dritten Examen, und unsre Umstände — und mich als Stadtrichter in einer kleinen Stadt zu denken — soll ich da nicht meine Ruhe verlieren? Ich habe ein Trauerspiel an die Leipziger Bühne geschickt. Es hat hier allgemein sehr gefallen, man hält es für die Aufführung sehr günstig. Wenn die Sache gut ginge, könnte ich wenigstens hoffen, meine Carrière ruhig zu Ende zu führen, ohne Euch lästig zu fallen. Ein ewiges Abtreiben in den verschiedensten Interessen zehrt mich auf, ich genieße die Gegenwart nicht mehr, habe keine Zeit an die Vergangenheit zu denken, ein wüstes Jagen nach einem Ziele, das mir selbst dunkel ist.

Robert ist mein einziger Trost, er interessirt sich nicht für Poesie, aber hat das größte praktische Talent, das ich kenne. Ich liebe die Praxis, weil ich an ihn dabei denke.

Ihr werdet mich sehr verändert finden, viellei ,t zu meinem Vortheile. Ich bin in Berlin erst jung geworden, und könnte ausschweifen, wenn ich Geld hätte. So lebe ich sehr mäßig, finde an nichts Freude als an dem Umgang meiner Freunde, alles Uebrige ennuyirt mich, selbst das Theater. Körperlich befinde ich mich wohl, leide schon seit sehr lange nicht an Zahnschmerzen, aber sehe blässer aus als früher. Mit Frau von Chezy habe ich Lust zu zerfallen, denn sie fängt mir an zuwider zu werden. —

Berlin, den 19. Januar 1823.

Vorgestern Mittag ist meine alte Wirthin gestorben. Die Nacht vorher röchelte sie ängstlich und ließ mich, der ich nur durch eine dünne Glasthür von ihr getrennt war, nicht viel zum Schlafen kommen. Gestern Nacht habe ich bei einem Bekannten, heute Nacht bei Bruder Rudolph geschlafen; denn ehe sie begraben ist, habe ich nicht Lust, in meine Wohnung zurückzukehren, da die Leiche, nach hiesiger unlöblicher Sitte, auf der Hausflur gerade vor meiner Thüre heut ausgestellt wird. Uebrigens ist

diese Geschichte sehr unangenehm, da sie mich in meinen Arbeiten stört und gestört hat, und vielleicht stören wird, denn ich fürchte, Widerwillen und Ekel vor meiner ganzen Wohnung zu bekommen.

Ich wünschte Euch einige Recensionen über den Chrysostomus, die in verschiedenen Blättern erschienen, mitzusenden; aber da ich von meiner Wohnung getrennt bin, und diesen Brief in Rudolphs Behausung, auf Rudolphs Papier schreibe, so habe ich nicht dazu kommen können. Ich schicke sie aber im nächsten Briefe, wenn Ihr es wünscht. Durch R. habe ich gehört, daß Du, bester Vater, ungehalten gewesen, weil ich meinem Heiligen kein bessres Kleid angezogen, als ich ihn nach Heidersdorf sandte. Aber ich selber habe wohl am meisten Ursache ungehalten zu sein, daß Herr Wiesicke kein bessres Papier gewählt hat. Eine Ausgabe auf bessrem Papier existirt gar nicht.

Wie ich mich auf einige Wochen von Berlin weg zu Euch, Ihr Theuern, und zu meiner lieben Asta, Marie, zu meinem Theo hinsehne! Denn ich sehne mich nach Ruhe, wie der Fisch nach den Wassern. Ihr werdet lächeln, daß ich Ruhe bei Euch suche, und doch so ist es. Schlafen — vielleicht auch träumen, werde ich bei Euch. Hier hat michs, wie ein ewiger Wirbelwind ergriffen, immer fort — ohne Rast, in die Zukunft hinein. Ich habe keine Zeit, an mein Theuerstes zu denken. Ich bin nicht dazu geboren, in der Welt zu leben, und bin glücklicher gewesen, ehe ich in ihr Mühlen- und Räderwerk hineingerathen — und mich nun entweder emporschleudern oder zermalmen lassen muß, nach ihrem Belieben. Da gehen sie nun neben mir her und berathen mich „Sie müssen die äußere Welt verachten, das Leben selbst — dann werden Sie ruhig werden. — Im Ganzen hätten Sie nicht nach Berlin kommen sollen.“ Und Berlin ist mir doch wieder so nothwendig, so lieb! Berlin — oder ein Kloster. — Lachen Sie über den Thoren, Mesdemoiselles!

Berlin, den 1. Juni 1823.

Deinen lieben Brief, Mütterchen, habe ich durch Geheimrath Bernauer, der mir zugleich sagen ließ, daß er mich morgen besuchen werde, erhalten. Ich danke, danke auf das Allerinnigste für das Versprechen der 15 Thlr. Ich wäre wohl genöthigt gewesen, Euch selbst um etwas Zuschuß zu bitten, da ich dem Doctor nicht unter 4 Louisdor geben kann. Mein Arzt ist keineswegs ein Anfänger, sondern ein Mann zwischen 30 und 40 und als guter Praktiker bekannt. Ich wohne übrigens äußerst angenehm, mit der Aussicht auf viele kleine Gärten, fast wie in Leipzig. Was die Nachricht des Oberlandsgerichtsrathes Sohr betrifft, so ist sie gar zu schmeichelhaft, als daß ich nicht glauben sollte, er habe aus Güte sie etwas überzuckert. Unser Chef ist der Geheime Justizrath Belitz, und ich habe zu viele tüchtige Collegen, die mich gewiß übertreffen, als daß ich mir solches Lob auch in der schwächsten eitelsten Stunde aneignen könnte. Es mag Stellungen im Staate geben, in denen ich das Ungewöhnliche leisten könnte, als praktischer Jurist werde ich nie die Linie des Gewöhnlichen überschreiten, denn ich fühle zu sehr, wie mir das Talent dazu fehlt. Ich werde ein Oberlandsgerichtsrath sein, so gut wie ein anderer, aber auch nicht besser. Es war eine Zeit, wo mich dies Gefühl sehr quälte, ich mir wie lebendig begraben vorkam; denn ist es wohl anders, wenn man in eine Laufbahn eingesargt worden, in der man die lebendigsten Kräfte seiner Seele nicht entfalten kann? Damals kam mir die Poesie zu Hülfe und in das trübsinnigste aller meiner Trauerspiele goß ich meinen ganzen Gram. Seit der Zeit habe ich mich erleichtert gefühlt und nur manchmal, sobald mich irgend eine Wissenschaft, besonders Geschichte, in ihr Interesse zieht, erwacht die alte Schlange, wenn ich die reichen Felder sehe, die zu beackern Gott mir kräftige Arme gegeben. Denn nicht um die Poesie ist mirs zu thun. Die Poesie bleibt mein, wird mein Trost sein, auch wenn ich Oberlandsgerichtsrath bin,

die Poesie besucht mich auch nur aller drei Monate einmal, aber die lange übrige Zeit. Da werd' ich Relationen schreiben, Erkenntnisse, Decrete, nicht besser als tausend Andre und schlechter, als viele — —. Wenn ich noch einmal meine Universitätsjahre zurückrufen könnte, so würde ich jetzt dem Professor der Geschichte und meinem Glücke vielleicht näher stehen, als dem Oberlandsgerichtsrath — aber mein Leben ist einmal zugeschnitten und alles Gesagte Geschwätz.

Einer meiner innigsten Wünsche ist erfüllt, ich habe einen Freund gefunden. Ob mein zweiter Wunsch zur Erfüllung kommen wird, ob ich jemals die gewünschte Anerkennung finden werde, darüber wird noch im Rathe der Götter debattirt. Bis jetzt bin ich erst von einem einzigen Menschen entschieden anerkannt worden, von dem russischen Legationssecretair Baron Maltitz,*) der mir noch vor kurzem von Warschau aus geschrieben hat, er werde gern, wenn auch nur aus der Fremde und der Ferne, die glänzende Laufbahn verfolgen, die mir bestimmt sei. Frau von Hohenhausen hat meinen Chrysostomus sehr vortheilhaft recensirt, auch in dem Journal des Luxus und der Mode einiges Günstige über mich gestanden, z. B. daß ich unter den neuesten aufstrebenden dramatischen Dichtern (worunter doch ein Immermann ist, der mir übrigens einen sehr freundlichen Brief geschrieben hat) mit zufriedenem Bewußtsein meines Werthes eine nicht niedrige Stufe einnehmen dürfe. Ich schicke Euch zugleich ein Trauerspiel, das ein Baron Seckendorf auf Zingst nach meiner Erzählung „des Vaters Bild" bearbeitet hat. Ich fand es in der Hekate von Müllner angezeigt. Ihr werdet hoffentlich etwas zu lachen haben. Uns hat es einen sehr vergnügten Abend gemacht.

---

*) Apollonius von Maltitz, als russischer Gesandter in Weimar gestorben.

Berlin, den 1. September 1823.

Täglich erwarte ich nun meine Vorladung zum zweiten Examen. Leider sagten mir sowohl der Kammergerichtsrath Gedicke als Herr von Zirschky (meine beiden Examinatoren), daß ich wohl noch ein Paar Wochen würde harren müssen. Es sind nämlich jetzt viel erste Examina, die gleichfalls von diesen Herren besorgt werden, und dann bin ich vor der Hand der einzige, der sich gemeldet hat, und man wartet gern, bis mehrere zusammenkommen. Ich soll nun einmal mit diesem Examen verzögert werden. Mit dem mir vom Stadtgericht zum zweiten Examen ertheilten Attest habe ich Ursache sehr zufrieden zu sein. Um so unzufriedener bin ich mit mir selbst, weil ich es nicht ganz verdient habe. Es heißt darin „ich hätte mit ebenso gewissenhafter Treue als glücklichem Erfolge gearbeitet, auch mich stets durch rühmlichen Fleiß, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe vortheilhaft ausgezeichnet. Mein Betragen sei höchst anständig und durchaus musterhaft gewesen." Dies schreibe ich Euch als meinen lieben Eltern und bitte mit Niemand darüber zu sprechen. —

Hier habe ich die gute Bernauer zu Grabe begleitet. Der Geheimrath scheint doch den Verlust tief zu fühlen. Er hat mit mir Spaziergänge verabredet, um sich zu zerstreuen. Bei dem Begräbniß weinte er sehr. Ich fühle mich jetzt zu ihm hingezogen, und da er mir sehr entgegen kommt (er bot mir an, mich zu den Spaziergängen jedesmal abzuholen), auch hier ganz ohne nähern Umgang zu sein scheint, so denke ich mich ihm recht fest anzuschließen, was mir in jeder Hinsicht nützlich sein wird. Schon hat er mir angeboten, die Reise nach der Lausitz, die er Ende Septembers anzutreten gedenkt, mit ihm zusammen zu machen. Ich weiß aber, wie Ihr aus Obigem schon ersehen könnt, noch nicht, ob mir dies möglich sein wird.

Frau von Hohenhausen sagte mir neulich, daß Frau von Waldow, eine alte Dame, die hier ein Haus macht, mich kennen zu lernen wünsche — ich bin hingegangen und habe einen muntern Zirkel dort gefunden. Ich werde ihn aber doch nicht oft

besuchen, da weder Geheimräthe noch Recensenten darin sind (zwei Arten von Leuten, mit denen ich überaus gern in freundlicher Verbindung stehe), noch dieser Mangel durch interessante Gesellschaft hinlänglich ersetzt wird.

Anbei sende ich Euch, theuerste Eltern, die jüngsten Kinder meiner Laune. Sie scheinen Glück zu machen, weit weit mehr als Chrysostomus, und verdienen es wohl auch. Geld habe ich mir nicht damit verdient, doch sind sie sehr nett gedruckt. Grimm hat mir eine Recension in der Jenaischen Litteraturzeitung, die Hohenhausen eine weitläufige Anzeige versprochen, und in den nächsten Tagen wird man im Gesellschafter eine begeisterte Ankündigung derselben von D. Gustorf lesen. Der Maler Röntgen schleppt sie bei allen Schauspielern und Schauspielerinnen herum, um sie auf die Bühne zu bringen. Ihr seht, daß zu meinem Glücke nichts fehlt, als das zweite Examen, eine günstige Recension von Adolf Müllner und die Ankunft in Heidersdorf.

Dort denke ich mich von dem hiesigen Treiben einmal zu erholen; — denn ich muß mehrere Wochen unthätig — gänzlich unthätig — sein, wenn ich meine Gesundheit einigermaßen wieder herstellen will. Hier in Berlin bin ich ein wenig gar zu thätig gewesen — vier Tragödien!

Dem Herrn Landesältesten von Schindel, bester Vater, vermelde meinen Respect. Ich lasse ihn um die Ehre bitten, ihm ein Exemplar meiner Trauerspiele, bei meiner Ankunft in der Lausitz, überreichen zu dürfen.

Mein Herz ist in der Lausitz, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist in der Lausitz, in grünem Waldrevier,
In grünem Waldrevier, bei den Schwestern schön,
Mein Herz ist in der Lausitz, wo ich auch möge gehn.

Berlin, den 18. Septbr. 1823.

Daß ich zum Examen auf den 21. October vorgeladen bin, habe ich Euch schon mit dem trefflichen Bernauer geschrieben, auch wie er mir angeboten, diesen Winter bei ihm zu

wohnen, und ich es angenommen — sehr dankbar. Ich hoffe, einen zweiten Vater an ihm zu finden.

Vor Ende November werde ich schwerlich Berlin verlassen können, da sich meine Einführung beim Kammergericht, die ich gern abwarten möchte, bis dahin, und wohl noch länger, verziehen wird.

Ich bin ein Narr gewesen, Euch meine Trauerspiele vor meinem Examen zu schicken, ein großer. Aber Du irrst Dich, Mütterchen, wenn Du glaubst, daß ich sie während meiner Krankheit geschrieben. Sie waren längst fertig — Geld habe ich freilich nicht mit verdient.

Mit meiner Gesundheit geht es trefflich, mein Antlitz leuchtet, wie eines Apolls und wie viele Mädchen sich täglich in mich verlieben! — ich wage kaum mehr aus dem Fenster zu sehn. NB. Das ist nur Scherz.

Berlin, den 25. Octbr. 1823.

Mein mündliches Examen wäre also glücklich überstanden, wieder einmal eine Unannehmlichkeit hinter mir. Meine schriftliche Probearbeit bleibt mir freilich noch übrig und auf diese wird mehr als auf das mündliche Examen gesehen. Fürchtet Euch aber nicht zu sehr, daß ich durchfallen werde! Die Vorarbeiten zu meinem Examen hatten mich doch sehr angegriffen; ich fühle, daß ich meinem Körper nicht zu viel mehr bieten darf. Jetzt will ich einige Tage im sacrosanto far niente zubringen, und dann an meine Proberelation gehen. Ehe ich nicht als Kammergerichtsreferendar eingeführt bin, wünsche ich Berlin nicht zu verlassen! Ich werde meine Reise zu Euch, die hoffentlich meiner Gesundheit vollständig aufhelfen soll, mit um so ruhigerem Muthe antreten können. Gleich nach überstandnem Examen bin ich zu Geheimrath Bernauer hingezogen, was mich abgehalten hat, Dir und der guten Mutter eher zu berichten. Geheimrath Bernauer hat mich mit der väterlichsten Freundlichkeit aufgenommen.

Otto Baumeister ist hier angekommen, ein hübscher gesunder, etwas phlegmatischer Junge. Er ist Theolog und stritt heute mit Robert, der mit Leib und Seele Katholik ist, recht verständig über die Offenbarung. Ich komme immer mehr zu dem Resultate, daß man zwar die Offenbarung wohl verwerfen kann, daß man aber Katholik werden muß, wenn man sie annimmt, — d. h. als Offenbarung, nicht bloß als eine menschlich vernünftige Moral, von einem Menschen Jesus Christus gelehrt. Ich selbst schwanke noch zwischen den Extremen. Ueberhaupt ist mein Wesen das Bild einer Revolution. Ein Gedanke, eine Phantasie, eine Einbildung nach der andern besteigt die Rednerbühne und reizt die Geister meines Innern, auf daß sie sich einander anfallen, stoßen, verwunden — vollständige Anarchie. Das Bild einer etwas despotischen Monarchie ist dagegen Roberts Seele. Und wie das ruhige Frankreich seine Truppen schickt und das anarchische Spanien zur Ruhe bringt, so sucht Robert — aber mit der freundschaftlichsten Schonung — mich mit mir in Harmonie zu setzen, und ich hoffe noch, daß es ihm — und mir gelingen soll. — Die Jahre, die ich zu Berlin verlebt, haben sehr in mir herumgeknetet, noch aber will die erstrebte Gestalt nicht zum Vorschein kommen.

Berlin, den 23. Novbr. 1823.

Eure lieben, lieben Briefe haben mich sehr gefreut. Ich sehe daraus, daß eure Blicke ins Leben wieder heitrer zu werden anfangen; bei dem Lesen Deines Briefs, Mütterchen, ist mir Cornelia, die Mutter der Gracchen, eingefallen, die auch nur glücklich in ihren Kindern war. Dein Brief, bester Vater, aber zeigt mir, daß Du an allgemeineren geistigen Richtungen wieder den alten Antheil nimmst. Ich selbst habe eine zu wenig feste Stellung in religiöser Hinsicht, um mich Dir entgegen stellen zu können, wie ich besonders bei dem wünschte, was Du über den Katholicismus sagst. Du hast nur die mangelhafteren Seiten, die eine verwilderte rauhe Zeit in ihm entwickelt hatte,

ins Auge gefaßt, ihn nicht, wie er jetzt steht, betrachtet. Wer könnte jetzt noch Ablaßkram und dergleichen von ihm befürchten. Auch möchte es nicht ganz richtig sein zu behaupten, daß die Katholiken ihre Heiligen anbeteten. Die Heiligen sind nichts anders, als von der Kirche anerkannte Selige. Der Papst kann auch nicht Glaubenslehren ändern, so wenig als der Richter das Gesetz. Er ist nur die oberste Instanz in zweifelhaften Fällen — und vielleicht ist es ein großer Mangel des Protestantismus, daß jeder schale Landprediger die Glaubenslehren auslegen darf nach Belieben, und so seinen kleinen erbärmlichen Geist in die Religion hineintragen kann. Daher die unendliche Zerfallenheit des Protestantismus. Nur in England hat er sich davor gesichert, aber England ist ein einzelnes Land; Du sagst, es komme überhaupt nicht sowohl auf die metaphysischen als die moralischen Wahrheiten der Religion an, und gewiß muß fast jeder wohldenkende Protestant Deiner Meinung sein, dieweil er sich wahrscheinlich aus dem Christenthum herausgrübeln wird, wenn er einmal an zu grübeln fängt. Was ich in meinem letzten Briefe schrieb, war zufällig durch ein Gespräch veranlaßt. Ich denke jetzt vielleicht zu wenig an die göttliche Wahrheit der Offenbarung, vielmehr sind es Zweifel über meine moralische Existenz, die mich unglücklich machen. Denn auch die Moral hat ihre Zweifel. Ihre allgemeinen Wahrheiten lassen sich leicht fassen, doch in der Anwendung kann man sich darein verwickeln, wie in ein Netz, besonders wer so unglücklich construirt ist, wie ich, dessen Natur im Widerstreite mit der übrigen menschlichen Natur zu liegen scheint. Von dieser Seite kennt mich nur Robert, und darauf beziehen sich die Worte eines Briefes, den er mir vor einiger Zeit schrieb. „Ich wünschte nur, Du überzeugtest Dich, das wahre (ethische) Streben bestehe nicht sowohl in dem Ringen nach dem Ziele, dessen Erreichung uns unsre Demuth als unerreichbar fühlen lassen muß, sondern in der Betrübniß, daß wir noch so weit entfernt sind und es nicht erlangen können. Diese Betrübniß ist auch unser wahres Erkennen, sie soll aber mit Vertrauen auf Gott gepaart sein, und

ist uns alsdann für die Zukunft sowohl als unsre jetzige Ruhe sichre Bürge." — So weit Robert.

Ich muß schnell schließen, denn der Bediente des Geheimrath will gleich nach der Post abgehen. Anbei folgt eine Recension meiner Trauerspiele! — Was mein Hinkommen zu Euch betrifft, so habe ich mit meinem trefflichen Geheimrath darüber gesprochen. Ich werde mit diesem reisen, wie es Euch ja auch am liebsten scheint. Freilich ist das Wetter jetzt gar zu unfreundlich.

Nun schließlich eine unangenehme, aber wichtige Angelegenheit. Trotzdem, daß ich durch mein Wohnen bei B. Manches erspare, fehlt es mir an Geld. Ich habe vielleicht nicht so kärglich gewirthschaftet, als ich sollte, aber wenn man sein Examen macht, bedarf man auch wieder einige Erfrischung und Aufheitrung, besonders nach einem so traurig verlebten Sommer. Und dann hat wirklich meine Krankheit einige Verwirrung in meiner Börse zurückgelassen, die immer unheilbarer wird. Denkt auch aber, daß ich alle Tage baden mußte, und mir jedes Bad 16 g. Gr. Cour. kostete mit hin und zurückfahren, daß ich dem Doctor einige 20 Thlr. gegeben, was mir Arznei und Abwartung gekostet hat. Rechnet dazu die großen und nothwendigen Ausgaben für einen neuen Hut, für zwei schwarztuchne Westen, für einen supermodernen Frack, für ein Paar Beinkleider, für das Wenden meines Ueberrocks, und schließlich für die Ergänzungen zum Allg. Landrecht, für die Ergänzungen zur Gerichtsordnung, für die Deposital- und Hypothekenordnung, für die Criminalordnung, für den Paalzow, für Goslars Rechtswahrheiten, für den Eggers und wie die Bücher alle heißen, die ich zu meinem Examen gebraucht habe! Wenn Ihr dies Alles berechnet und dazu, daß ich oft besser gegessen, als ich gesollt hätte, so werdet Ihr Euch nicht wundern, wenn ich offenherzig gestehe — — daß nur noch 12 Thlr. in meinem Beutel sind. Periculum in mora, wie Ihr seht. Nun beste Mutter, liebster Vater, scheltet mich aus in Eurem nächsten Briefe, aber schreibt und schickt etwas Geld mit, nicht viel — aber etwas! Es liegt wie ein

Alp auf meinem Gewissen, daß ich diese Bitte an Euch thun muß — aber die Nothwendigkeit ist eisern — der Vergleich abgeschlossen — der zweite Examen gemacht. Ihr müßt also einige Nachsicht haben mit

Eurem verarmten

Poeten Fr. v. Uechtritz.

Berlin, den 1. Dezember 1823.

Vergebt mir ja, daß ich Euch nicht eher meinen wärmsten Dank für die übersendeten 20 Thlr. gemeldet habe! Ich muß mich um so mehr deshalb anklagen, weil mich Eure Güte auf's tiefste gerührt hat. Aber der feierliche Einzug der Kronprinzessin hat ja ganz Berlin die Köpfe verrückt. Gott sei Dank, daß ich wenigstens mit gesunden Gliedern davon gekommen bin. Den Einzug selbst habe ich, breit in meinem Fenster liegend, auf das bequemste geschaut. Ihr findet ihn aber in allen Zeitungen beschrieben, darum mag ich kein Wort darüber verlieren. Die Illumination war die beste, die ich noch hier gesehen, glänzend der Fackelzug der Studenten. Ihr wißt vielleicht schon, welches Unglück diesen Zug begleitet hat. Während er über die große Brücke zog, die erst vor kurzem fertig geworden, und diese allen übrigen Fußgängern gesperrt war, drängten sich Fußgänger und Wagen (eine schlechte Anordnung) über die daneben befindliche Interimsbrücke durcheinander. Das Gedränge wurde immer heftiger, ein Wagen umgeworfen, sieben Damen, die darinnen saßen, nur mit Mühe gerettet, die Lehne der Brücke brach, über und durcheinander sprangen, stürzten, und drängten sich Unglückliche in die Spree hinunter, wo sie theils im Wasser, theils auf den untenhaltenden Fischerkähnen aufschlagend, den Tod fanden, oder sich tödtlich beschädigten. Auch oben wurden mehrere niedergeworfen und zertreten. — Man vergleicht es hier mit dem Uebergang über die Berezina. Noch sucht man nach Vermißten, die man im Wasser zu finden denkt. Nahe an dreißig liegen todt, zerschmettert, erdrückt oder mit gebrochenem Brustbein,

neunzig schwer verwundet. Eine ganze Familie Friedheim, Vater, Mutter und Kind sind gestern begraben worden. Ueberhaupt sind sehr anständige Leute unter den Verunglückten, unter andern Baronin Erk. Ein Gardeoffizier hat sich durch einen Sprung gerettet, der alte berühmte Hufeland fast sein Auge verloren. Auch in andern Theilen der Stadt sind Menschen verunglückt, erdrückt worden, oder während des Einzuges von den Linden gefallen, auf die sie schon halbbetrunken geklettert waren.

Doch weg von diesem traurigen Schauspiel! Deinen Brief, bester Vater, habe ich mit tiefem Nachdenken gelesen, und stimme darin mit Dir überein, daß ich mich jetzt in überstimmter Geistesregung befunden, wenn auch die Ursache nicht allein die von Dir angegebene sein dürfte. Doch hoffe ich fest, daß es vorüber ist. Ueber die transcendentalen Wahrheiten der Religion denke ich vielleicht eher zu wenig, als zu viel nach; sonst könnte mir Robert gefährlich werden, der eifriger Katholik, und dabei im höchsten Grade klug und verständig ist. Er giebt alle Mängel des Katholicismus, auch die von Dir berührten zu, aber bestreitet, daß sie im Wesen des Katholicismus liegen, bei welchem Einheit und Consequenz nun einmal unleugbare Vorzüge bleiben. Robert behauptet nicht mit Unrecht, daß jeder Protestant sich seinen eignen Gott mache, nach willkürlichem Belieben, und am Ende sein vergöttertes kleines Selbst an die Spitze der Welt setze, statt daß im Katholicismus ein für allemal die Idee der Gottheit der Willkür des Einzelnen entrückt sei.

Eine sehr günstige Recension meiner Trauerspiele steht im litterärischen Conversationsblatt. Vielleicht kann ich sie bald Euch schicken.

Berlin, den 1. Januar 1824.

Meine besten Wünsche zum neuen Jahre! Mögen wir (denn unser Glück und Unglück läßt sich ja nicht trennen) es glücklicher beendigen als das vergangne, mit dem ich keineswegs zufrieden sein kann. Das Verhältniß mit Bernauer ausgenommen.

Um Euch aber doch etwas Angenehmes zu schreiben, so wißt, daß Ihr mich künftig Kammergerichtsreferendarius tituliren könnt. Diese Ehre kostet mir bereits 8 Thlr. cour., bloß für die Ausfertigung der Ernennung. Was mir das Examen kosten wird, weiß ich noch nicht. Ich verthue gewiß nicht viel Geld — aber ich bin einmal in Unordnung mit meinen Finanzen, so ungemein viel ich auch durch Bernauers Güte erspare. Wenn man aber so dahin und dorthin 30 Thlr. zu bezahlen hat und den Schuster, und Weihnachten und Examina und eine kleine Schuld bei einem guten Freunde und Neujahrsgratulationen dazu, so summirt sich das zusammen. Du hast mir nun aufgetragen, beste Mutter, für Dich ein Loos zu kaufen im Vertrauen zu meinem Glücke. Erfahre also, daß ich in allen Glückspielen das entschiedenste Unglück habe! Wir spielen manchmal bei Dunkers kleine Hazardspiele, wobei man höchstens 4 gGr. verliert; aber ich habe so eigensinniges Unglück, daß man mir viel Glück im Heirathen prophezeit. Schreibe mir demnach, ob Du noch bei Deinem Wunsche beharrst, Mütterchen! Heute war Otto Baumeister bei mir. Er machte mir ein Compliment darüber, daß ich so schöne Schwestern habe. Doch hat ihm Asta mehr imponirt, was ihm meine sanfte Marie vergeben wird. Ich fürchte, die Dinger werden erstaunlich stolz geworden sein und mich nicht mehr ansehen wollen. Was macht mein lieber Theo? Er soll mir ja verzeihen, daß ich ihm noch nicht geschrieben habe. Für das übersandte Geld meinen herzlichsten Dank! Der Kerl aus dem Justizministerio, der mir die acht Thlr. für die Ausfertigung abforderte, war mir eine fatale Erscheinung — ich hatte gar nicht darauf gerechnet. — Aber nun zu dem Wichtigsten. Deine Pantoffel, Mütterchen, sind göttlich. Auch Bernauer scheint mit den seinigen sehr zufrieden. Eben so schön ist Dein Shawl, ein so ächtes volles Roth, ich habe meine Freude daran, ihn anzusehen. Die Feiertage über war der Regierungsrath Weinhold aus Halle hier und logirte bei Bernauer, ein gutmüthiger gesprächiger Sachse. Wir haben vergnügt zusammen gelebt. Bernauer ist der trefflichste Mann! Als ich ihm neulich von unsern

theologischen Verhandlungen erzählte, vertraute er mir Deinen Auftrag, bester Vater, in Beziehung auf mich. Es hat mich so erschreckt, daß ich heute kein Wort über theologica vorbringen kann.

Euer

Kammergerichtsreferendarius

Fr. v. Uechtritz.

Berlin, den 29. April 1825.

Zuvörderst vergebt mir, theuerste Ältern, daß ich auf so schlechtes Papier schreibe, aber auf dem Kammergericht, auf dem ich eben jetzt meine Parteien erwarte, ist kein besseres zu haben, und ich denke gute Dinge und schlechtes Papier sind besser als schlechte auf gutem. Diesen Winter habe ich nämlich (in Nebenstunden) eine Tragödie gedichtet „Alexander und Darius"! Welchen Beifall sie neulich bei einer Vorlesung durch Herrn von Holtey, den sehr geübten Vorleser, im Englischen Hause vor einer Versammlung der ersten Kenner und besten Schauspieler Berlins, des Grafen Brühl und des Hofrath Esperstädt, der bei der hiesigen Bühne eine beinahe wichtigere Person ist, als der Graf, gefunden hat, werdet Ihr am besten aus dem beigehenden Sonett des dabei gegenwärtigen Geheimen Oberregierungsrathes Streckfuß ersehen, der nach der Vorlesung mir um den Hals fiel und mir versicherte, seit Schiller sei so etwas nicht geschrieben worden. Eben so zufrieden hat sich der Graf damit erklärt und Hofrath Esperstädt mir mehrmals versichert, daß die hiesige Bühne das Stück annehmen werde, leide nicht den geringsten Zweifel; nur wann es bei der Menge schon angenommener Stücke gegeben werden könne, ließe sich nicht bestimmen. Der berühmte Schauspieler Wolf, der gleichfalls großen Einfluß auf hiesiger Bühne hat, ist davon entzückt und Mad. Stich hofft in der Rolle der Königin einen neuen Triumph zu feiern. Wolf hat den Darius übernommen. Bei der Langsamkeit der hiesigen Bühne bin ich nun freilich in Gefahr, das Stück vielleicht erst

in $1\frac{1}{2}$ Jahren auf der Bühne zu sehen; im Sommer nämlich werden überhaupt nur wenig neue Stücke gegeben, er ist auch sehr ungünstig dazu. Vielleicht ist es auch gut, wenn ich mein Examen mit Ruhe vollenden kann. Morgen nämlich werde ich meinen ersten Probeinstruktions-Termin abhalten und so in die gefährliche Laufbahn treten. Glück auf!

Sollte mein Alexander im nächsten Winter zur Aufführung kommen, was ich bei einigem Glücke hoffen darf, so versteht es sich von selbst, daß ich, wenn er mit Beifall aufgenommen wird, aller weiteren Unterstützung von Eurer Seite sofort entsage. Am Tage nach der ersten Aufführung liegen nämlich von Seiten der hiesigen Bühne 25 Louisd'or auf meinem Tische, und da ich sodann nicht nur die Aufführung meines Stückes für noch höheren Preis auf andern Bühnen erwarten, sondern auch einem sehr bedeutenden Honorare von jedem Buchhändler entgegensehen darf, so hoffe ich die eben ausgesprochene Hoffnung realisirt zu sehen und mein drittes Examen mit größter Bequemlichkeit dann herannahen zu lassen.

Auch Bernauer war bei jener Vorlesung, Fouqué, den ich bei sehr naher Bekanntschaft äußerst lieb gewonnen habe, der Cr. Rath Hitzig, Verfasser von Hoffmanns und Zacharias Werners Lebensbeschreibungen, der Weltumsegler Hr. von Chamisso u. s. w. Freitag Abend war ich zu einem im vollsten Ueberflusse prangenden Schauspielersouper bei Mad. Stich geladen, wo es sehr fröhlich herging. Mad. Stich ist eine sehr schöne Frau.

Euer

F. Uechtritz.

Vor einigen Tagen habe ich einen sehr artigen Brief des Grafen erhalten, worin er mir meldet, daß er den Alexander annehme. Ihr könnt denken, daß mich diese Nachricht erfreut hat. Das Sonett des Geh. Rath Streckfuß steht im 75. Blatt des Gesellschafters für Geist und Herz und lautet folgendermaaßen:

An Friedrich von Uechtritz nach Vorlesung seines Alexander.

Auf, empor! Du junger wackrer Streiter!
Auf! mit keckem Muth, mit festem Sinn!
Gieb Dich freudig kühn Dir selber hin,
Forsche nicht: was sagen die Begleiter?
An den höchsten Thurm gesetzt die Leiter!
Innre Kraft allein die Führerin!
Jede Sprosse — herrlicher Gewinn! —
Stärkt Dich mehr und macht die Aussicht weiter.
Was Du rangst, bei Gott, errang schon viel.
Mehr wird, was Du ringen wirst, erringen!
Wolle, rein und froh — es muß gelingen!
Nicht vergiß, der Weg ist nicht das Ziel!
Doch Du wirst Dich selber nicht verlassen,
Und der Kranz — er winkt — du wirst ihn fassen!

Karl Streckfuß.

Berlin, . . . 1825.

Theuerste Mutter!

Dein lieber Brief hat mich bis in die innerste Seele erquickt und wie ein Kind auf Weihnachten freue ich mich nach Heidersdorf. Wann ich aber hinkommen werde, hängt von einer sehr weitläuftigen Probeinstruction ab, die ich vorher zu beschließen wünsche, und die mich wohl bis Ende Juni hier aufhalten dürfte. Dein Plan wegen Dresden scheint mir vortrefflich, besonders da Tieck ins Bad reist und ich doch ihn vor Allem in Dresden zu sprechen wünsche. Er hat sich erboten, meinen Alexander mit einer Vorrede begleitet herauszugeben, und da außerdem Herr von Houwald die Vermittlung zwischen mir und dem Buchhändler Göschen auf das freundlichste übernommen hat, so darf ich mir ein anständiges Honorar versprechen. Ich erwarte alle Tage Nachricht von Houwald. Außerdem will die Stich bei ihrer Kunstreise im August dieses Jahres in Breslau und Wien als Statira auftreten, und hat deshalb bereits nach Wien geschrieben. Ich würde dann auch von dorther, d. h. von Wien, wenigstens so viel, wie hier, zu erwarten haben. Von

Dresden habe ich noch nichts und ich fürchte, man hat zur Vereinfachung des Geschäftes sich vorgenommen, mir das Honorar bei meiner Durchreise durch Dresden zu entrichten, da die Auszahlung und Quittirung sonst mit Weitläuftigkeiten verbunden sein würde. Doch weiß ich durch Raumer, daß in der Conferenz bestimmt worden ist, mir 100 Thlr. zu geben, und Tieck hat gegen Raumer geäußert, er glaube nicht, daß etwas dazwischen kommen könne. Wegen dieser letzten Aeußerung rechne ich noch nicht bestimmt darauf, besonders da die Summe für Dresden, wo man gewöhnlich nur 10 Dukaten zahlt, enorm ist. Tieck hat sich wie ein Gott gegen mich gezeigt. Von dem Buchhändler ist es nicht unmöglich, daß ich 500 Thlr. erhalte, aber laßt uns nicht vergessen, daß ich sie noch nicht habe. — —

Berlin, . . . 1825.

Theuerste Mutter!

Nur schnell ein Paar Zeilen auf Dein eben bei mir angekommenes Schreiben. Wohl hast du Recht, daß es der abscheulichste Undank wäre, Tieck zu beleidigen. Besuche also lieber, wenn Du nach Dresden kommst, Winkler nicht! Tieck könnte es doch unrecht verstehen. Uebrigens gräme Dich nicht zu sehr, wenn die Sache in Dresden schief gehen sollte; denn,

1. ist Tieck für mich und Deutschland giebt mehr auf Tieck's, als der Dresdner Urtheil.
2. ist die Dresdner Bühne überhaupt keine, die für gut gilt und auf deren Leistungen von andern Orten her gesehen wird.
3. hat mir Graf Brühl versichert, daß er auch nicht die geringste Rücksicht auf eine etwaige üble Aufnahme in Dresden nehmen würde.

Hier ist vorgestern Leseprobe gewesen, die Schauspieler interessiren sich sehr für das Stück, und Graf Brühl wird es mit wahrhaft königlicher Pracht in die Scene setzen. Wenn nur die Rolle des Alexander besser besetzt wäre!

Berlin, am 15. Oktober 1825.

Endlich habe ich das verlangte Attest erhalten und beeile mich, es Euch zu senden. Ich habe auf diesen Augenblick mit Ungeduld gehofft, weil ich Euch gern zu melden wünschte, daß Tieck, der deutsche Aristarch, meinen Alexander mit entschiedenem Beifalle auf- und angenommen hat. Fr. von Raumer, der Geschichtschreiber der Hohenstaufen, einer der liebenswürdigsten Männer, in dessen Hause ich sehr vergnügte Abende verlebe, brachte mir die Nachricht bei seiner Rückkunft aus Dresden, wohin er während der Universitätsferien gereist war. Er ist Tiecks genauer Freund und sagte mir, daß Tieck erklärt habe, seit lange nichts gelesen zu haben, was ihm so durchaus gefalle. Er hat nichts — nichts getadelt — er hat es in Raumers Gegenwart seinem Abendzirkel vorgelesen, und Alles in Tiecks Beifall eingestimmt. Ich habe ihn bitten lassen, die Aufführung bis nach der hiesigen aufzuschieben; — da er mir aber durch Raumer wissen ließ, daß er die Aufführung in Dresden nicht gern länger als bis Weihnachten verschieben möchte, und Graf Brühl mir erklärte, daß er es, früher eingegangener Verpflichtungen, und besonders mangelnden Geldes wegen erst zum März in die Bühne setzen könne, so habe ich Master Tieck geschrieben, er möge es aufführen, sobald er wolle und mir nur die Zeit vorher zu wissen thun, weil ich doch gern dabei gegenwärtig zu sein wünsche. Wenn Ihr also auch nicht nach Berlin kommen könntet, so dächte ich müßte es eher möglich zu machen sein, daß wir in Dresden zusammenträfen. Es würde mich außerordentlich glücklich machen, meine guten Schwestern und meine treuen Eltern wiederzusehen, denen ich so Vieles, ja Alles verdanke. Unsre Verwandten in Dresden würden sich ja wohl bereit finden, uns einige Tage aufzunehmen, und so diese Reise im Verhältniß zu einer nach Berlin fast nichts kosten. Sobald ich von Dresden aus Antwort erhalte, werde ich Euch das Nähere schreiben. Von Raumer hörte ich auch, daß Tieck vor der Aufführung etwas über den Alexander drucken lassen wolle, um dem Publikum das Verständniß zu er-

öffnen, was mich mehr fördern würde, als die günstigste Aufführung. Auch will er es selbst den Schauspielern vorlesen. Er scheint sich ordentlich gefreut zu haben, einmal etwas von einem neuern Dichter loben zu können, weil man ihm immer vorwirft, er lasse niemand Gerechtigkeit widerfahren außer sich und Shakespeare.

Ich hoffe, bestes Mütterchen, Deine üble Meinung über Tieck wird sich mit der Zeit, wie die über Napoleon verlieren, besonders wenn Du bei unsrer Zusammenkunft in Dresden den liebenswürdigen Mann selber kennen lernen wirst, was ich zu bewerkstelligen hoffe. Für Deine sehr gelungenen Verse bin ich Dir sehr dankbar — ich habe sie — Du mußt nicht böse sein, an Robert gezeigt — und er meinte: Du seist die wahre Mutter Deines Sohnes, auch hinsichts wunderlicher Eigenheiten. Ich erkenne mich in Dir, wie in einem Spiegel. Da ich aber meinen Namen, wenigstens in Berlin, nicht auf den Zettel setzen werde, und schon deshalb nicht herausgerufen werden kann — ich auch, selbst herausgerufen, schwerlich erscheinen würde, da doch am Ende mein Platz nicht auf den Brettern ist, dies auch Sr. Excellenz dem Herrn Justizminister Anstoß geben könnte, und endlich auf einen so rauschenden Beifall bei meinem Stücke nicht gerechnet werden kann (denn Tiecks Geschmack und der des großen Haufens sind verschieden), so werde ich kaum von Deinem freundlichen Gedichte Gebrauch machen können. Auch dürfte es etwas zu demüthig sein und immer mehr sehe ich, daß Demuth nicht die Eigenschaft ist, die in der Welt forthilft. Bescheiden darf man sein — aber bescheiden mit Stolz — was von der sogenannten stolzen Bescheidenheit, oder gar von Anmaßung wohl zu unterscheiden ist. Demüthige Leute wirft man in die Ecke und verachtet sie. — Ich habe jetzt hier sehr viele Freunde und so viel ich weiß keinen Feind, was sich freilich ändern wird, wenn mein Stück gefallen sollte. So ist der Lauf der Welt.

Brief
über die erste Aufführung des Alexander in Berlin
von Bruder Rudolph.

Berlin, den 11. März 1826.

Herzgeliebtester Vater!

Wahrlich noch nie traf mich Begeisterung in so hohem Maße, wie es gestern der Fall war. Noch in der Erinnerung könnte ich rasend werden! Gestern nämlich war hier in unsrer Stadt die von mir, ich wag' es zu sagen, gewiß am heißesten ersehnte Aufführung des Alexander, gestern war es, wo ich das Glück, was mein Herz während der Aufführung empfand, nicht mit dem kostbarsten Kleinod vertauschen möchte, ja wo ich allein der wirklich göttlichen Stich ein halbes Königreich zu Füßen legen könnte! Ja, nochmals sei es gesagt, noch nie faßte mich Begeisterung in so hohem Maße, noch nie durchströmten meine Brust so beseligende Gefühle wie gestern! Gestern bin ich zur Anschauung dessen gelangt, was ich bisher noch nie faßte, ich sah, daß es dem guten Schauspieler möglich, aus sich selbst herauszutreten und in dem Geiste seiner Rolle in dem Zuschauer ein Gefühl zu erzeugen, was ich bisher noch nie gekannt, noch nie empfunden. Mag es sein, daß der Geist des Stückes viel dazu beitrug, das mich wirklich in meinem tiefsten Inneren anspricht, ich sag' es frei, ich habe gestern Schauspieler achten gelernt und verdanke ihnen die seligsten Augenblicke meines Lebens! —

Schon in der vorgestern stattfindenden Generalprobe, der ich beiwohnte, erwartete ich viel für die Aufführung, doch die Aufführung selbst schenkte mir so hohe Begeisterung, wie ich nie zu hoffen gewagt hätte. Jetzt will ich suchen Dich, lieber Vater, und mein ganzes Vaterhaus mit einem Theil der Wonne zu beseligen, die ich gestern empfand, und es ist mir, als stärke mich der Geist des Ormuzd, damit es mir möglich werde!

Die Darstellung im Allgemeinen war sehr gut, im Einzelnen vortrefflich. Madame Stich als Statira übertraf sich selbst

und alle Erwartungen, die sich jemals in dem Busen ihres größten Anbeters erheben konnten, sie war vom Anfang ihrer Rolle bis zu deren Ende so vortrefflich, daß mir die letzten Worte ihrer Vision im dritten Akte:

„Wehe, der König der Perser flieht!"

noch in den Ohren tönen und wohl ewig tönen werden. Nie war ich in einem Augenblicke meines Lebens so über alles Irdische erhaben wie in diesem! Glaube nicht, daß äußere Reize mich bestochen haben, ich bedaure jeden, der, wenigstens in diesem Augenblicke, in ihr etwas Anderes als die unglückliche Gattin des Darius sah, er ist nicht werth, solch göttlich Spiel zu sehen! Ihr wurde der größte Beifall zu Theil! Zunächst nun wende ich mich zu dem Darius (Rebenstein). Wenn er auch nicht seiner Statira gleich kam und ich weiß nicht, ob dies in dieser vergänglichen Welt möglich sein dürfte, so verdient er doch hohe Bewunderung. Jedes seiner Worte zeugte von tiefer Empfindung und nie dürfte auch diese Rolle wohl besser gegeben werden. Das größte Entzücken erzeugte er bei mir in der ersten Scene des dritten Aktes und in der zweiten des fünften. Herr Krüger als Alexander war sehr gut, wiewohl diese Rolle, anders genommen, mehr Eindruck hätte machen müssen; er war jedoch auch im Ganzen so gut, daß es unrecht wäre, das Einzelne zu tadeln, und sein Spiel war gewiß von der Art, daß, wenn auch die herrliche Kraft seiner Rolle manchmal nicht genug hervortrat, doch jeder fühlen konnte, daß die Schuld an ihm und nicht an dem Dichter lag.

Hr. Lemm als Nabarzanes und Md. Unzelmann als Thais waren vorzüglich und, nochmals sei es gesagt, die Aufführung im Ganzen war nicht nur gut, nein, sie war vortrefflich! Die Decorationen, vom Geh. Bau-Rath Schinkel entworfen, ließen nichts zu wünschen übrig, sie sind so prächtig wie die Costüme und alle neu. Wahrhaft prächtig ist das Zelt des Darius im ersten und der Palast von Persepolis im 4. Akt. Der letztere Akt war überhaupt so vorzüglich angeordnet, daß nichts zu wünschen blieb, und zweierlei nur macht es mir glaublich, daß es

in Dresden nicht gefallen hat. Einmal nämlich paßt die in Dresden angewendete Musik gar nicht und Fritz hat Unrecht gethan, daß er etwas anempfohlen hat, was er nicht kannte. Die hier angewendete Musik war dazu neucomponirt vom Kapellmeister Schneider und stand mit dem Ganzen im schönsten Einklange. Was den zweiten Umstand anbetrifft, so ist es nur in Dresden möglich, daß man das Tischgespräch im dritten Akt und den Kuß, den Alexander von der schönen Thais empfängt, wegläßt.

Die Aufführung hat hier im Ganzen den glücklichsten Erfolg gehabt und Fritz dürfte neben seiner Glorie auch den Berg überschritten haben, der sich in pecuniärer Hinsicht vor ihm befand. Möge Euch sämmtlich das von mir entworfne Bild genügen.

Fritz, der jetzt wirklich ungeheuer viel Noth und Mühe gehabt hat, wird nächstens schreiben. Er hat kürzlich eine Relation abgegeben, die allgemeines Aufsehen erregt, und auf die er von Trützschler das Attest zum dritten Examen erhalten hat.

Euer Rudolph.

Dresden, den 23. September 1826.

Dein Brief, bester Vater, hat mich ein wenig erschreckt. Er klingt, als ob so ein armer Syndikus von früh bis in die Nacht hinein zu arbeiten hätte. Denn wären der Geschäfte so wenig, wie Du anfangs glaubtest, so hätte Haugwitzens Besorgniß gar keinen Sinn. Berichte mich darüber ja genauer; denn wenn ich nicht so viel Zeit übrig behalte, mein drittes Examen zu machen, so möchte ich die Stelle doch lieber nicht annehmen. Behalte ich aber so viel Zeit, so kümmert es mich wenig, ob die Geschäfte trocken sind oder nicht. Geschäft ist Geschäft. Schreibe mir ja bald bestimmt, nachdem Du mit Haugwitzen (dem ich freilich in diesem Falle nicht recht traue) darüber gesprochen hast, was sie dem Syndikus zu thun geben wollen, damit man einen Ueberschlag machen kann. Vorgestern war hier Aufführung des Alexander. Ich bekam eine eigne Loge, in der ich mit Marie, Fritz, Bertha und Löben Platz nahm. Der Alexander ist hier

ein Kassenstück geworden. Auch die beiden Sommervorstellungen sind als solche sehr voll gewesen. Natürlich ist das Theater im Sommer nirgends so besucht wie im Winter und Tieck rechnete diesmal auf ein ziemlich leeres Haus, weil fünf Vorstellungen in sieben Monaten zu viel für Dresden sei. Demungeachtet war das Haus sehr hübsch besetzt. Ich bin mit der Aufführung ausnehmend zufrieden. Sie war in mancher Hinsicht prächtiger als die Berliner und Becker spielte mit göttlicher Begeistrung. Er ist ein gebildeter angenehmer Mann, dem es um die Kunst redlich zu thun ist, kein Handwerker. Er hat mir versprochen, vielleicht um Weihnachten nach Berlin zu kommen und dort als Alexander aufzutreten. Ich freue mich herzlich darauf. Hier bringe ich alle Abende bei Tieck zu, finde jedesmal einen Teller mit Weintrauben und werde von Allen auf den Händen getragen. Tieck hat einen Ruf nach München bekommen — 3000 Gulden Gehalt sind ihm versprochen, wofür er über den Shakespear oder Dante lesen soll, so oft er Lust hat, auch dem Könige vorlesen. Er hat hier 600 Thlr. Zulage gefordert — dann will er bleiben. Auch Raumer ist unter glänzenden Bedingungen nach München gerufen, ist aber noch ungewiß, ob er es annehmen soll und hat es davon abhängig gemacht, ob Tieck gehen wird. Mit Raumer habe ich von meiner Syndikusstelle gesprochen. Er schien zu fürchten, daß ich in Görlitz abschmeckend werden möchte und rieth mir, es nur anzunehmen, wenn ich einige Zeit im Jahre in einer größeren Stadt zubringen könnte. Die Luft in den kleinern hat freilich etwas Beengendes, Niederdrückendes. Mag aber alles sein, wie es will, meine Gesundheit macht mich wegen der Dauer meines Lebens zu ungewiß, als daß ich mich in der nächsten Zeit und bevor ich weiß, ob ich geheilt werden kann, zu sehr abstrapaziren möchte. Daher werde ich Euch meine Eingabe von Berlin aus schicken, ich müßte denn von Euch hören, daß ich als Syndikus nicht weniger mit Arbeiten belastet werden würde, wie es nach Euren Briefen beinahe scheint.

Berlin, am 7. Dez. 1826.

Nur zwei Worte, da Ihr mit der nächsten Post Antwort verlangt. Ich danke Euch innigst für alle die Mühe, die Ihr Euch für mein Fortkommen gegeben habt und noch geben wollt. Die größte Sorge würde aber wohl in dieser Hinsicht der arme Rudolph erfordern, den ich sehr gern untergebracht sähe. Mir wird Gott schon weiter helfen. Seit ich Heidersdorf verließ, hat sich so Manches geändert, was meinen Muth erhöht hat, daß ich wenigstens für den Augenblick wenig Sorge habe. Zuvörderst meine Gesundheit, dann das Urtheil des J. L. Heinsius über meine große Probeinstruction (das schwierigste beim dritten Examen), endlich mein neues Stück. Dies hat mich zwar in Bearbeitung meiner Relation (mit den Instructionen bin ich fertig) sehr aufgehalten, aber mir auch neue Hoffnungen erzeugt. Sogar ein Hegelianer, der bei einer Vorlesung gegenwärtig war, rühmt es allenthalben, ja der Weltgeist selber (Professor Hegel) ist bei der Stich gewesen, hat ihr davon gesprochen und es sehr gelobt, obgleich er es noch nicht kennt. Sein Anhänger mag ihm wohl berichtet haben. Gewiß ist es mehr für das große Publikum als der Alexander und die Wirkung nicht so wie bei diesem Begeistrung und Erhebung, sondern zugleich auch Rührung, deren mehr Herzen fähig sind, als jener. Der alte Fränkel, bei dem ich es gestern vorlas, hatte die Thränen in den Augen und ich glaube, ich hätte nicht 300, sondern 3000 Thlr. von ihm fordern können. Man verwöhnt mich hier etwas, c'est vrai, aber daß die Görlitzer Luft meine eigentliche Lebensluft sei, davon kann ich mich nicht überzeugen. Demungeachtet, wenn Ihr ohne Examen die Stelle für mich erhalten könnt, werde ich, um in Eurer und meiner lieben Schwestern Nähe zu leben, sie annehmen. — Nur wünschte ich, daß man sich nicht einbildete, mir eine Gnade zu erweisen. Ich mag etwas zu hochgestimmt sein, aber so wie ich mich jetzt fühle, und die dortigen Damen und Herren achte, kommt es mir vor, als ob Vortheil und Ehre so ziemlich gleich wären. — Könnt Ihr übrigens für Rudolph (für

den ich freilich die Stelle noch unpassender finde, als für mich) sie erhalten, so trete ich sehr gern wieder zurück.

A. v. Humboldt ist mit 5000 Thlr. Gehalt als vortragender Rath in allen Kunst- und einigen wissenschaftlichen Angelegenheiten beim König angestellt, der in ihn recht eigentlich verliebt ist. Er ist jetzt nach Paris zurück, um seine Einrichtungen zu machen. Wie man sagt, soll sein Vermögen durch seine wissenschaftlichen Unternehmungen sehr gelitten, und dies ihn bewogen haben, den Bitten des Königs nachzugeben. Außerdem hat er sich verpflichtet, dem König Gesellschaft zu leisten und täglich mit ihm zu essen. Ich habe ihn nicht wieder gesehen, denn die beiden Male, daß ich ihm Gegenbesuch machen wollte, traf ich ihn nicht zu Hause. Jedenfalls denke ich mich beim Minister Humboldt vorstellen zu lassen, wozu mich Fränkels, die mit ihm genauer bekannt sind, aufgefordert haben.

Berlin, den 15. April 1827.

— — — Rudolph ist nun untergebracht und ich gestehe, daß ich herzlich froh bin, noch nicht untergebracht zu sein, nämlich als Syndikus. — O schaudervoll, o schaudervoll, höchst schaudervoll! möcht' ich mit Hamlet rufen, wenn ich daran denke. Doch kann es die Mutter beruhigen, daß ich die Götter nicht durch Uebermuth gereizt habe, indem ich mich ja um die Stelle bewarb. Bernauer glaubt noch immer nicht, daß die Sache lange bestehen werde. Der Name Bernauer führt mich auf einen andern Görlitzer, nämlich Tschoppe, dessen ich mich sehr zu rühmen habe. Er ist der allerpatriotischste Görlitzer, und aus purem Patriotismus ist er mein Freund, — denn wahrlich, ich verdiene es nicht um ihn. Aber es giebt Leute, denen man es um Gotteswillen nicht merken lassen darf, daß man sie braucht, wenn man sie brauchen will. Er hat hier beim Theater den größten Einfluß und seitdem man merkt, wie ich mit ihm stehe, überall die freundlichsten Gesichter und Bücklinge. Auch eine sehr reiche Braut hat er mir vorgeschlagen — uns auch zusammengebracht — aber wehe, wehe! elle ne me plait pas! —

Ich habe die Catalani gehört und bin so entzückt und begeistert worden, daß Harang oder Häring, der hier ein Blatt redigirt, der Scholtz versicherte, er brauche die Catalani gar nicht zu hören; denn meine begeisterte Schilderung habe ihm ein weit bestimmteres Bild ihres Gesanges gegeben, als wenn er mit eignen Ohren (er ist nicht sehr musikalisch) hingehört hätte. Jetzt ist die Blüthe des Enthusiasmus verraucht, daher kann ich Euch diese Schilderung mit ihren magischen Wirkungen nicht wiederholen. Nur so viel: — ich hörte sie in glänzender Gesellschaft bei Beer's und war ennuyirt bis zum Schwindel — alles Mark aus den Gliedern — matt wie eine Winterfliege. — Wär' ich zu Hause, dacht' ich, ich gäbe 10,000 Catalanis darum — d. h. alles, bis der Gesang dieser regina del canto emporstieg — da schlug es wie ein Blitz durch alle meine Adern, nie hat etwas so elektrische Wirkung auf meine Nerven hervorgebracht — ich war wie berauscht. — Der Saal war sehr groß (es ist ein reizender Saal) aber dennoch war es, als ob die Wände springen müßten, wenn sie ihre Stimme anschwellen ließ — jemand sagte: es sei ihm gewesen, als ob er vom Stuhle geschossen würde. Es war, als gehörte sie einer gewaltigern Zeit und die Wände und Gebäude, unsre Ohren seien zu schwach, sie zu ertragen. Sie stand, wie eine Sibylle, so als sänge sie aus Dantes Paradiese heraus — denn auch ihre Erscheinung ist die großartigste — diese tiefsinnenden schwarzen Augen, ehe der Gesang anhub — — für die Damen, die dies lesen, bemerke ich noch, daß sie ein einfaches weißes Kleid trug — aber Demanten, zahllos wie die Sterne.

Nun denk' ich doch, hab' ich einmal genug geschrieben, auch Interessantes.

Berlin, den 29. November 1827.

Vorgestern ist denn also mein Ehrenschwerdt glücklich über die Bühne gegangen und scheint mehr gefallen zu haben, als ich (denn ich war den Abend der Aufführung sehr hypochondrisch) es nach den zwar sehr häufigen, aber nicht gerade lärmenden

Beifallsbezeugungen erwartete. Es wurde 17 bis 18 mal applaudirt, aber, wie gesagt, nur mäßig. Das Publikum war ein sehr gebildetes (fast die ganze gelehrte Welt von Berlin) und ein solches macht sich gewöhnlich nicht laut. Doch hörte ich schon gestern, daß Hegel viel applaudirt habe und seine Schüler zufrieden seien, — auch habe ich Nachrichten aus öffentlichen Orten, Bäckerläden, Kaffeehäusern, Traiteurs u. s. w. gesammelt und erfahren, daß das Stück überall sehr gelobt worden sei. Eigentlich kann man erst bei der zweiten und dritten Aufführung erfahren, wie ein Stück gefallen habe; — denn die Beifallsbezeugungen am Abend der Aufführung sind immer zweideutig und das Wichtigste bleiben jedenfalls die Urtheile, die die zugegen Gewesenen in ihren Cirkeln verbreiten; denn diese sind es, welche Andre zum Besuche des Stückes anreizen. Den Sonntag wird es zum zweiten mal gegeben. Die Bürgerscenen waren sehr gut in Scene gesetzt, manches Andre ging aber zu langsam. — Anna war vortrefflich, am vorzüglichsten jedoch der Bürger Rupprecht, der auch vor Allen gefallen hat. — Rudolph ließ manches zu wünschen und Devrient nahm den Zacharias zu niederträchtig oder, wie Raumer sich ausdrückt, zu lausig; doch hat er Viele durchaus befriedigt und die Erzählung im dritten Acte ergreifend gesprochen. In der Gartenscene sah er gerade aus wie der Teufel in dem Mohn'schen Taschenbuche, wo er den Erlöser in der Wüste versucht. Es war ein ängstlicher Anblick.

— — — — Du gute treue Mutter, es waren stürmische Tage für mich.

Als meine Alte nach meiner Ankunft die Wäsche durchsah, brach sie in einen wahren Dithyrambus auf Dich, gute Mutter, aus und pries mich glücklich, daß ich eine so sorgende Mutter hätte. Sie hat Recht. Möchte ich Dir und dem guten Vater nur noch recht viele Freude machen!

Berlin, den 12. Mai 1828.

Mein vorhergehender Brief hat Euch mit einer entscheidenden Wendung meines Lebens bekannt gemacht, und ich versprach, Euch mit nächster Post den Tag meiner Abreise von hier zu melden. Diese hat sich jetzt auf den Freitag über acht Tage festgesetzt, so daß ich ich also den Sonntag über acht Tage in Görlitz ankommen werde.

Gestern war ich beim Minister. Er war sehr freundlich und bemerkte (was mir, wie Ihr denken könnt, sehr angenehm war): in Trier werden Sie Muße genug haben! — indem er wahrscheinlich auf meine poetischen Beschäftigungen anspielte. Schon von Robert hatte ich gehört, daß die Gerichte dort wenig zu thun hätten, aber es war mir doch lieb, eine so authentische Bestätigung zu haben. Es hängt dies mit der dort geltenden französischen Gerichtsverfassung zusammen, die den Wirkungskreis des Richters auf das bloße Urtheilsprechen beschränkt. Instruiren und Decretiren fällt ganz weg, Hypothekenwesen aber, Vormundschaftssachen, die ganze freiwillige Gerichtsbarkeit sind theils eignen Beamten, theils den Notarien anvertraut. Ihr könnt denken, daß dies für einen Dichter nicht eben lästig ist, auch kann man bei einem Gerichte, wo weniger Arbeit ist, leichter und länger Urlaub erhalten, und seine Familie und Freunde besuchen, wodurch, wie ich glaube, die größre Entfernung reichlich vergütet wird. Mein guter einziger Robert hat mir auch schon mit Handschlag versprochen, mich nächstes Jahr zu besuchen, und denkt sich vielleicht später, wenn er sich von den Geschäften zurückziehen und von seinem Vermögen leben wird, in jener Gegend anzusiedeln. Doch das sind Träume fürs Alter — vor der Hand freue ich mich seines Versprechens, mich übers Jahr zu besuchen und habe ihm dagegen zugesagt, über zwei Jahre zu ihm zu kommen, wo ich dann zugleich meinen lieben Theodor und dann, auf der Weiterreise, Euch und die guten Schwestern wiederzusehen hoffe. So habe ich mir

meine nächste Zukunft zu meinem Troste geordnet. Theodor*) hat sich sehr vortheilhaft ausgebildet, — der Major schwärmt ganz für ihn und sagte mir mehrmals, daß sich jeder Commandeur gratuliren könne, zu dessen Regimente er komme. Es ist besonders sein Charakter, und das Edle und Ritterliche seiner Gesinnung, was er an ihm zu achten und lieben scheint. Ich glaube auch kaum, daß man einen jungen Menschen finden wird, der vor allem Gemeinen und Unwürdigen eine so eingeborne Abneigung hat. Ich glaube, daß er mich jetzt sehr lieb hat, und ich erwiedere es ihm von Herzen.

---

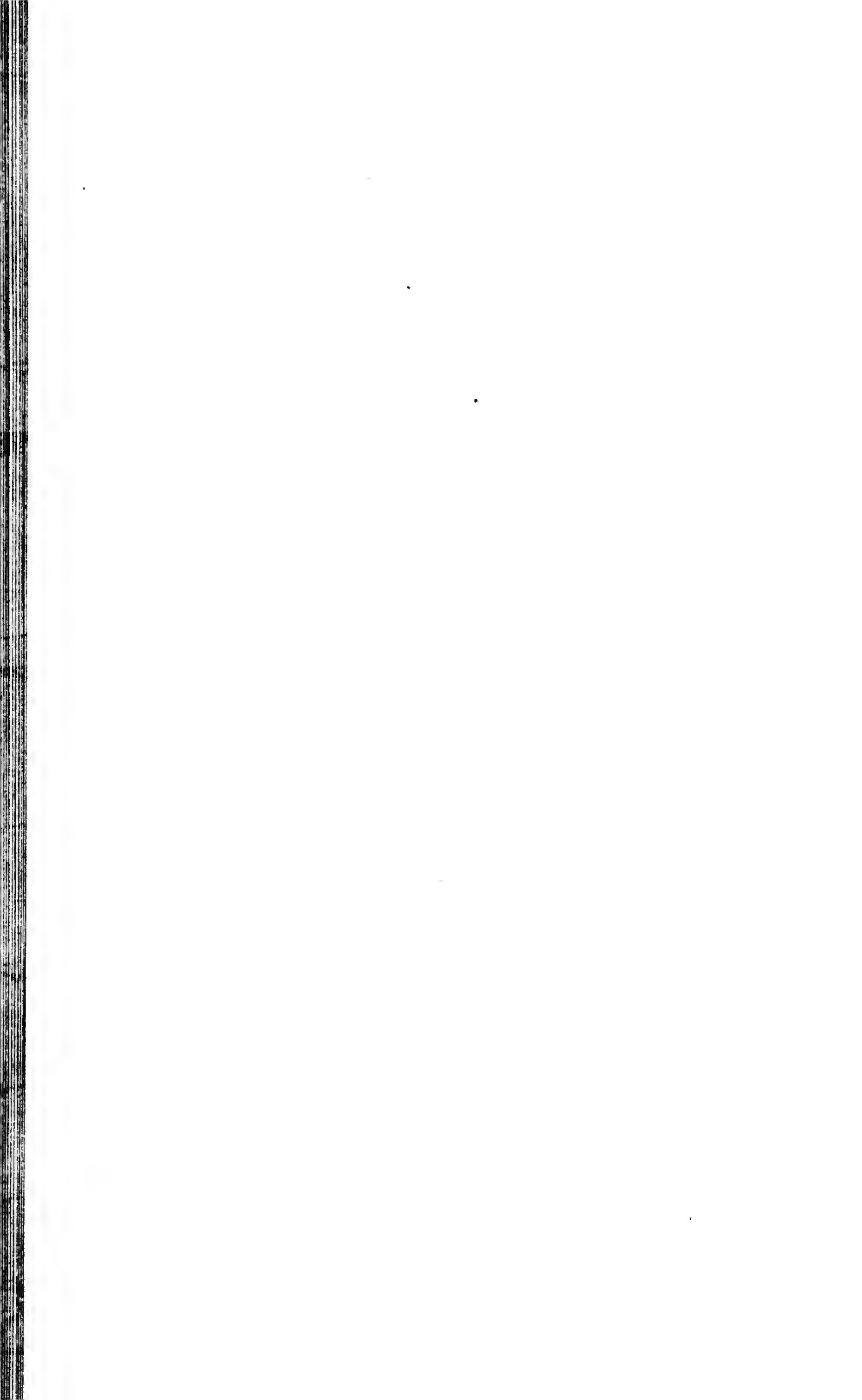
*) Der jüngste der drei Brüder Fritz, Rudolph und Theodor, lebt als Generallieutenant z. D. in Dresden.

Briefe aus Trier und Düsseldorf

von

Friedrich von Uechtritz an seine Eltern und Geschwister

aus den Jahren 1828—1836.



Cöln, am 18. Juni 1828.

Ich sitze hier in dem unheimlichen Cöln, alle meine Reisegefährten haben mich verlassen und ein langer einsamer Abend liegt traurig vor mir. Was kann ich also Bessres thun, als mich mit Euch unterhalten und den Vorsatz brechen, Euch erst von Trier aus zu schreiben. Ich habe in den wenigen Tagen seit unsrer Trennung viel, sehr viel gelebt, so daß es sich kaum in die Schranken eines Briefes wird fassen lassen. Ich eile also zu meiner Erzählung. Von Görlitz aus fuhr ich in eben nicht sehr interessanter Gesellschaft — und kam um drei Uhr in Dresden an. Aber der Wirth des goldenen Ankers, zu dem ich mich hinbegab, behauptete, mich erst zum Abend erwartet zu haben, und bemerkte, daß sein ganzes Wirthshaus besetzt sei. Ich und ein anderer junger Herr, der vom Beiwagen gestiegen war, und sich zu mir gefunden hatte, waren nun genöthigt, von Wirthshaus zu Wirthshaus zu wandern, und wurden überall abgewiesen, weil der bevorstehende Wollmarkt Alles überfüllt hatte. Unsre Verlegenheit stieg aufs höchste, als der Postbote, der unsre Sachen trug, mit einmal erklärte, er könne nicht weiter mit gehen, weil er zur Post zurückmüsse. Alle Häuser waren geschlossen und wir hatten die Aussicht vor uns, auf offner Straße, gleich einem Paare wandernder Zigeuner, neben unserm Reisebündel zu kampiren. — Da erschien uns ein rettender Engel und zwar ein goldner — wir fanden nämlich in unverhoffter Weise im goldnen Engel oben, ich glaube vier Treppen hoch, noch ein Unterkommen, und so unangenehm es mir war, mußt' ich doch mit dem mir ganz unbekannten maussaden jungen Mann in dasselbe Zimmer hinein. — — — — Nachdem ich mich angezogen hatte, um Tieck aufzusuchen, erfuhr ich, daß derselbe nicht mehr in Dresden sei. Ich ging zu Lüttichau*), auch dieser

*) Theater-Intendant.

war nach Carlsbad verreist. Es blieb mir also nichts übrig, als mein Manuscript dem Schauspieler Becker zu lassen, der es noch während meiner Anwesenheit gelesen hat und nach der Rolle des Rudolf die größte Sehnsucht zu haben scheint, wie Ihr aus dem beigelegten Fragment seines Briefes an mich ersehen könnt. Leider ist auch er jetzt mit Tieck gespannt und es wird die größte Behutsamkeit nöthig sein, um diesen nicht zu verletzen. Am Mittwoch reist' ich von Dresden in Gesellschaft einiger guter hausbackner Leipziger ab und kam Abends fünf Uhr in Leipzig an. Zwei Stunden darauf sollte die Schnellpost abgehen, mit der ich weiter zu gehen dachte. Ich erfuhr aber zu meinem größten Schrecken, daß ich nicht zum 11., sondern 4. Juni, acht Tage vorher also, eingeschrieben war, und man erklärte mir, daß, wenn ich weiter wolle, ich noch einmal bezahlen müsse, da das erste mal bereits verrechnet, und es meine Schuld sei, daß ich ausgeblieben wäre. Wahrscheinlich hatte Zeis das Datum undeutlich geschrieben und sein Commissionär 4 statt 11 gelesen. Die Sache war sehr unangenehm, aber es half nicht, ich mußte mich entschließen, 16 Thlr. 12 gGr. noch einmal zu bezahlen.

Ich saß, wie Ihr denken könnt, im höchsten Aerger, meine Kräfte waren angegriffen, da ich in Dresden sehr schlechte Nächte gehabt hatte, — hierzu kam die Erfahrung, daß die höheren Behörden gewöhnlich humaner sind und auch sein können; kurz ich entschloß mich, bis zum Abgang der nächsten Post noch in Leipzig zu bleiben und mein Glück bei dem Ober-Postamtsvorsteher zu versuchen. In diesem fand ich einen sehr humanen Beamten, der mir versprach, sein Möglichstes zu thun; und der Oberpostverwalter Hebenstreit hat mir versprochen, sofort nach Eingang der Rückzahlung das Geld an Zeis zu schicken, den ich bereits gebeten habe, es mir durch Wechsel zu übermachen. Leider kann ich nur auf diesem weitläuftigen Wege zu meinem Gelde kommen. — Jetzt zu meiner Reisebeschreibung zurück. In Leipzig besuchte ich meine alten Bekannten wieder, saß bei Emil's in demselben Garten-Salon, an demselben Theetisch, wie vor sieben Jahren, — mir war, als hätt' ich unterdessen nur geträumt.

Auch die Zenge sah ich wieder, die von Neapel zurückgekehrt ist, und ganz die alte war, — munter und herzlich. Die Krug'schen Kinder waren groß geworden und gingen als Menschen einher. Mit Adolf Wagner saß ich und versenkte mich in interessante Gespräche von Fortdauer und Wiedersehen nach dem Tode, an das er nicht sehr zu glauben schien. Ich ging durch die Promenade, sah so viele Orte wieder, wo ich vergnügt oder traurig gewesen — aber Alles stimmte mich immer düstrer. Ich war in einer Stimmung wie der verbannte Ovid, als er seine Tristien schrieb. Es war, als schließe sich nun erst mein ganzes vergangnes Leben zu und sinke in's Grab — vor mir lag es voll Nebel und Oede — hinter mir Alles, was ich geliebt hatte. Es ist so wenig, wenn man Niemand mehr hat, als sich selbst. — — — Freitag Abends acht Uhr fuhr die Schnellpost von Leipzig ab. Ich saß vorn im Cabriolet, ein Franzose setzte sich neben mich. Er schwatzte heiter und fröhlich und die frische Abendbeleuchtung, die rasche Bewegung, das sorglose Geschwätz des Franzosen brachte mich bald wieder in einige Heiterkeit. Das neue Leben ging ja nun an. Ich fürchtete nur, der Franzmann würde mich nicht schlafen lassen, aber bald riß mich seine Frage, ob ich im Wagen schlafen könne, aus dieser Besorgniß. Moi, Monsieur, setzte er fröhlich hinzu, j'y dors comme dans mon lit. Und er hat redlich Wort gehalten, fester kann man auf Eyderdaunen nicht schlafen. So ging's die Nacht hindurch — um ½2 Uhr tranken wir Kaffee — alles war schlaftrunken, aber unter den bleichen schwankenden Gestalten strich ein ältliches Gesicht an mir vorüber, das mir bekannt schien — ich achtete nicht weiter darauf und stieg wieder in mein Cabriolet zu dem schlafenden Franzosen, der gar nicht erst heruntergestiegen war. Ich schlief wieder ein und wir hielten um vier Uhr in Eckartsberga, wo die Pferde gewechselt wurden; die Herren im Innern des Wagens blieben sitzen und schliefen fort, — auch mein Franzose — ich aber war schon munter und wach. Nicht hundert Schritte vom Posthause lenkt der Weg einen ziemlich steilen Berg hinunter und hier war es, wo wir eine der größten Ge-

fahren bestanden haben, die noch meinem Leben gedroht hat. Der Postillon hatte nämlich versäumt, die Hemmkette unterzulegen und mit einmal sprang die sogenannte Wiederhalte vorn an der Deichsel. Ich sah, wie diese zwischen den Pferden vorfuhr und die ganze ungeheure Maschine hinten auf die Pferde drückte. Der Postillon warf sich den Pferden entgegen, er wurde zu Boden gerissen. Jetzt galt es schnellen Entschluß. Wenn der schwerfällige Riesenwagen die gepflasterte Bergstraße mit uns hinuntergepoltert wäre, kein Knochen wäre ganz geblieben. — Ich sprang also — es war allerdings ein sehr gefährlicher Sprung — von dem Cabriolet herunter, und kam glücklich zur Erde. Die Herren im Wagen hatten mich springen sehen und erst daraus erkannt, daß vorn etwas vorgehe. Jetzt also entstand Lärm und Getümmel im Wagen. Unterdessen hatte der Postillon die Geistesgegenwart (oder war es nur Glück?) gehabt, im Fallen der Deichsel und den Pferden eine andere Richtung zu geben, so daß die schwere Maschine statt bergunter sich seitswärts wandte, wo ein Weg bergauf führte, und glücklich zu stehen kam. Jetzt drängte sich Alles aus dem Wagen heraus und zum erstenmal fiel mir der Inhalt desselben näher ins Auge. Das ältliche Gesicht stand wieder vor mir. Die Züge wurden immer bekannter, — es war niemand anders, als unser würdiger Obersteuerprocurator Eisenstuck. Herr von der Pforte begleitete ihn. Freude des Wiedersehens. Da der Wagen reparirt werden mußte, wandelten wir voraus in die schöne Gegend hinein. Pforte erzählte mir, daß sie nach Frankfurt gingen, um von da den Rhein herauf nach England zu reisen. Bis Cöln also hatten wir Einen Weg, was uns Beiden sehr lieb schien. Eisenstuck oder unser old gentleman, wie er während der ganzen Reise titulirt wurde, zeigte sich ganz anders, als Ihr ihn wohl kennen werdet. Er ist eines der ersten Originale der Welt, dabei gewiß höchst rechtlich, wie ich jetzt aus Ueberzeugung behaupte, — fröhlich und gutmüthig, doch mehr von ihm hernach. — Nach einem Aufenthalt von 1½ Stunde war der Wagen wieder im Stande und wir stiegen ein. So kamen wir nach Weimar und hier beginnt

der schönste Theil meiner Reise. Wir wollten nämlich eben weiter fahren, als noch ein junger Mann in das Cabriolet (so heißen die drei vordersten Plätze im Eilwagen) stieg und sich zwischen mich und den Franzosen setzte. An seiner fremdartigen Aussprache des Deutschen bemerkte ich bald, daß er ein Ausländer sei, und schon des Franzosen wegen wurde die Unterhaltung französisch geführt. Der junge Mann war, wie er sagte, vor ein paar Monaten aus Amerika herübergekommen und ich hielt ihn für einen Amerikaner. Er erzählte uns von den Sitten in Newyork, wo er zu Hause schien, und sein offnes liebenswürdiges Wesen nahm mich bald für ihn ein. Die Reise von Amerika nach Europa schien ihm eine Kleinigkeit — es ist dabei nicht mehr Gefahr, sagte er, als hier auf der Schnellpost. Der Franzose erkundigte sich nach dem Zustande der französischen Schauspieler in den Vereinigten Staaten und es kam bald heraus, daß er selber zu dieser Kaste gehöre. „J'ai travaillé beaucoup", sagte er eitel, „avec le grand Talma." Doch schien er um ein Unterkommen verlegen. So ging es bis Frankfurt. Der junge Unbekannte gefiel mir immer besser und wir wurden bald so bekannt, daß wir in Frankfurt Ein Zimmer bezogen. Der Marqueur brachte das Fremdenbuch. — Der Unbekannte schrieb sich ein: „Mali, Kaufmann aus Verviers." Verviers liegt in den Niederlanden, zehn Meilen von Trier, und ich gestand ihm, daß ich ihn für einen Amerikaner gehalten. Jetzt erzählte er mir, sein Vater habe eine Handlung in Verviers und ihn vor zwei Jahren nach Amerika gesandt, um dort den Zustand eines Kaufmannshauses, der nicht ganz sicher schien, zu untersuchen. Aber dort angekommen, habe er Gelegenheit gefunden, sich selber zu etabliren und eine Handlung in Newyork zu eröffnen. Da nun im Sommer die Geschäfte dort still lägen und das Leben so theuer sei, daß ihm die Reise nach Europa nicht mehr als der dortige Aufenthalt koste, so habe er es vorgezogen herüber zu kommen, um sich persönlich in Geschäftsverbindung mit mehreren europäischen Häusern zu setzen. Er war erst 24 Jahr alt und es spricht gewiß für ihn, daß er schon in diesem Alter sich so

versucht hat. — — Es war zum ersten Mal in meinem Leben, daß ein junger Kaufmann, die mir sonst innig zuwider sind, mein Herz gewonnen hatte. Und nicht blos mein Herz — Eisenstuck und Pforte waren nicht weniger für ihn eingenommen —, der alte Eisenstuck war ganz zärtlich gegen ihn. Ich konnte nicht umhin, ihm zu sagen, daß er durchaus nichts von einem Kaufmann habe. Wir zogen uns um, und Mali ging ins Theater: „Ich gehe nur hin, um eine Dame zu sehen, — ganz von ferne — ich will sie nur sehen.“ Ich scherzte darüber, wie man bei solcher Gelegenheit zu scherzen pflegt, aber er sagte, halb wehmüthig lächelnd: „Sie irren sich, es ist ganz etwas anders.“ Er ging, und ich begab mich zu Eisenstuck und wandelte mit ihm und Pforte durch die schönen Promenaden und die heiter elegante Stadt. Auch blickten wir ins Theater hinein. Zu Hause fanden wir Mali wieder, der trauriger aussah. Wir begaben uns in unser Zimmer und Mali erzählte mir von seinen zwei Reisen zu den Wasserfällen des Niagara und einer noch weiteren Reise über die großen Seen zu den Wilden hinüber. Er hat eine Gesandtschaft begleitet, die die Vereinigten Staaten dorthin geschickt hatten, und schilderte mir die Wilden als ein blödes abgestumpftes Geschlecht. Der Branntwein, den ihnen die Weißen verkauften, habe sie so verdorben. Auch den ganzen folgenden Morgen verschwatzte ich mit Mali. Ich sprach englisch mit ihm, und siehe, es ging vortrefflich — er lobte meine Aussprache. Für gewöhnlich sprachen wir aber deutsch. Zu Mittag hatten uns Eisenstuck und Pforte im Stich gelassen, — sie waren zu Gaste gebeten. Mali und ich aßen an der Wirthstafel, wo aber zu viel zu essen war. Wir standen in der Mitte des ewigen Mahles auf, und ich ging, um noch etwas zu besorgen. Mein neuer Freund begleitete mich. Vor der Hausthür aber forderte er mich auf, nur zwei Schritte mit ihm zu gehen. Er führte mich vor ein Haus und sah hinauf: „Hier wohnt sie,“ sagte er. Wohl die Dame, fragte ich, die Sie gestern im Theater gesucht und nicht gefunden haben. „Ja, sie“ sagte er, und vertraute mir sein Geheimniß. Er hatte sie geliebt, sie heirathen wollen,

aber seine Eltern hatten nicht eingewilligt. Mit dem festen Vorsatz, ihr nie zu entsagen, geht er nach Amerika. Er sieht sich jetzt frei und selbstständig, selbst seine Eltern, weiß er, werden nichts mehr dawider haben, und er eilt nach Europa zurück. „Es war mit der Hauptgrund", sagte er, „warum ich herüber kam." Da, zu Hause angekommen, erfährt er, daß seine Geliebte sich unterdeß verheirathet hat, — seine Eltern hatten es ihm aus Schonung nicht schreiben wollen. — Er wandte sich noch einmal nach dem Hause zurück — „die Meerkatze!" sagte er, „kommen Sie!" — Wir entfernten uns. „Wenn sie mich hier bemerkt hat", fuhr er fort, „und sieht, daß ich mich unsres Verhältnisses noch erinnre, ist sie genug bestraft — meinen Sie nicht?" — Er rührte mich, bis ins tiefste Herz, aber es gab hier keinen Trost. — — Um fünf Uhr fuhren wir nach Mainz ab — Eisenstuck, Pforte, mein armer Mali und ich. Wir hatten zusammen einen Lohnkutscher gemiethet. Der gute Eisenstuck trug einen riesenhaften Haarbeutel, wie er denn überhaupt nicht viel des edlen Rebensaftes zu vertragen scheint. Es giebt aber keinen angenehmern Reisegesellschafter. Er spielte den Leichtfuß, was ihm gar wunderlich stand, und ließ alle seine kleinen Eitelkeiten blicken, die zum Theil höchst komisch sind. So rühmte er sich mit stolzem Munde, daß noch niemals ein Accisebedienter gewagt habe ihn zu visitiren; und noch nicht 24 Stunden vergingen, so war er vor unsern sehenden Augen zweimal visitirt worden. Wir quälten ihn unbarmherzig, besonders weil an der preußischen Grenze gerade nur Er allein seine Koffer öffnen mußte, uns aber, weil unterdessen ein nachsichtsvollerer Zollbediente dazu kam, es erlassen wurde. Ich rühmte aus Bosheit die Humanität der preußischen Mauth. Mich, sagte ich, haben sie ganz und gar nicht visitirt. „Nun, visitirt", erwiederte der gedemüthigte Eisenstuck, ohne meine Bosheit zu merken, „visitirt haben sie mich eigentlich auch nicht, sie haben blos *hineingegriffen*." Doch dies ist anticipirt und wir kehren zu unsrer Fahrt von Frankfurt nach Mainz zurück. Auf der Mitte des Weges machten wir Halt und tranken in einem Wirthshaus

Selterwasser mit Wein und Zucker — es war eine der angenehmsten Stunden meines Lebens. Die Unterhaltung war und blieb lebendig und aufgeregt, bis wir in das finstre Mainz hineinfuhren. Pforte ging zum General Carlowitz. Mali, Eisenstuck und ich aber trieben uns auf den Straßen herum. Eisenstuck setzte seine Rolle als Leichtfuß fort, — man sah aber, daß es nicht so schlimm gemeint war. Am andern Morgen bestiegen wir das Dampfschiff und fuhren nach Cöln. Die Gegend war so schön, daß ich vor Entzücken weinen mußte. Erst fruchtbar und anmuthig — der Fluß mit grünen Inseln bedeckt — freundliche kleine Städte an den Ufern, dann von Bingen und dem Mäusethurm an düster und schaurig, die Berge bis ans Ufer vorrückend, mit unzähligen alten Burgen bedeckt. Das Dampfschiff, immer sprudelnd und arbeitend, schoß pfeilschnell durch das Wasser und mir wurde schwindlich, wenn ich hinunter sah. Ueberhaupt hatt' ich einen Anfall von Seekrankheit, den ich aber mit einem Glas Asmannshäuser kurirte. Im Bauche des Schiffs waren zwei Zimmer, überaus elegant eingerichtet, — in dem einen aß die Gesellschaft so gut und bequem (die große Hitze ausgenommen) wie irgendwo sonst. Bei Coblenz hielt das Dampfschiff und nahm neue Passagiere ein. Unter diesen befanden sich zwei Damen, die sogleich von Pforte sehr artig begrüßt wurden. Als sie näher kamen, erkannte ich die Hofräthin Tieck und ihre Tochter Agnes. Sie begleiteten uns bis nach Bonn, wo sie Tieck erwarten werden. Abends um sechs Uhr landeten wir hier in Cöln, und gingen noch gestern Abend nach dem berühmten Dome. Er übertraf alle meine Erwartungen und regte mich wunderbar auf — manches andre schlug mich wieder nieder, wovon ich hernach sprechen will. — Heute Morgen um vier Uhr verließ uns mein guter Mali und fuhr mit der Schnellpost nach Aachen und heute Mittag sind ihm Eisenstuck und Pforte gefolgt. Ich sitze nun wieder allein, in einer Stimmung wie die, in der ich zu Leipzig war. Heute Morgen haben wir uns in den hiesigen Kirchen umgesehen und so wie schon gestern die Todtenschädel der heiligen drei Könige mit ihren goldnen Kronen einen unan-

genehmen Eindruck auf mich machten, so hat mich heut der Modergeruch in allen diesen Kirchen, die vielen Grabmäler, die unzähligen heiligen Todtengebeine noch mehr verstimmt. Cöln kommt mir ganz gespenstisch vor und die heutige Einsamkeit ist ein gar zu greller Abschlag gegen den gestrigen Rausch. Der Gedanke, daß ich den guten, offnen, liebenswürdigen Mali wohl niemals wiedersehen werde, ist mir auf der einen Seite so schmerzlich, — doch kommt er mir auf der andern Seite wie ein Trost für die andern Trennungen vor, die mich getroffen haben. Meine andern Lieben werde ich ja mit Gottes gnädiger Hülfe alle wiedersehn. Schreibt mir nur ja bald, wie es Euch geht! Ihr Guten, ich habe viel an Euch gedacht.

Trier, den 21. Juni 1828.

Meinen Brief aus Cöln werdet Ihr erhalten haben. Am Tage darauf reiste ich mit der Schnellpost nach Coblenz, die großentheils längs dem Rheine hinfährt, so daß ich die schöne Gegend noch einmal genossen habe, wiewohl nicht mehr in so angenehmer Gesellschaft. In Coblenz saß ich in höchster Verstimmung auf meinem Zimmer, — eine englische Lady war mit ihrem Gefolge im Gasthause eingerückt, so daß sich nicht einmal die Marqueure um mich bekümmerten — ich war einsam, und unglücklich. — Da fiel mir ein, daß der Major Decker (als Schriftsteller Adalbert vom Thale genannt) von Berlin nach Coblenz versetzt worden. Er war mir in Berlin immer unangenehm gewesen und so oft er mich gebeten hatte, ihn zu besuchen, war es ihm doch niemals gelungen. Aber jetzt erschien er mir in meiner Verlassenheit wie ein Freund und Verwandter und ich beschloß zu ihm zu gehen. Ich fand ihn in eben so trübseliger Stimmung, als ich, — er schimpfte auf das Leben in Coblenz und seine Verhältnisse, — dagegen hatte ihm Trier sehr gefallen und das Gemälde, das er von letzterem entwarf, ließ mich etwas getröstet zu meinem einsamen Zimmer zurückschleichen. Am andern Morgen fuhr ich in Coblenz ab,

— ein übermäßig lustiger Weinhändler an meiner Seite. Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, hieß sein Wahlspruch, und es möchte gewagt sein zu bestimmen, wie viel Flaschen er an Einem Tage geleert hat. Er sang alle möglichen Lieder, blies auf dem Posthorn u. s. w., aber obwohl er in Berlin sehr bekannt, auch ein Bewundrer meines Alexander war, den er dort aufführen sehen, wurde mir seine Gesellschaft doch immer lästiger. Ich mußte mir Gewalt anthun, um doch halb und halb, der Pflicht eines Reisegefährten gemäß, einzustimmen und mußte innerlich lächeln, als er zu dem Conducteur sagte, er freue sich nur, daß wir so gut zusammenpaßten. Es war mir daher recht angenehm, als bei Wittich mehrere andere Passagiere in den Wagen stiegen. Eine hübsche Engländerin und ein ehrsamer Friedensrichter mit seiner etwas coquetten Tochter. Der Friedensrichter nahm erst eine sehr wichtige Amtsmiene an; als er aber durch sein Ausfragen dahinter kam, daß ich quasi zu seinen künftigen Vorgesetzten gehöre, wurde er freundlich und zuvorkommend. Wir fuhren in das schöne Thal hinein und sahen Trier, aber die Beklemmung, die ich fühlte, kann ich nicht beschreiben. Sie erreichte den höchsten Grad, als der Friedensrichter, der den Cicerone machte, mir im dummen Scherz zulächelte — — „und hier links, mein Herr Assessor, sehen Sie den Kirchhof, wenn Sie etwa hier sterben sollten!" — Die Stadt erschien mir übrigens nicht unfreundlich; doch vermehrte es noch meine Verstimmung, als ich die Briefe von Robert und Theodor nicht vorfand, auf die ich gerechnet hatte. Der Weinhändler forderte mich auf, ihm nach einem Gasthause zu folgen, das er mir sehr empfahl, und wir gingen. Seinen — — — —*) geblumten Schlafrock und eine rothe griechische Mütze. Alle Straßenjungen von Trier folgten uns nach — aus allen Fenstern und Thüren zischelte und lachte man hinter uns her. „Es freut mich nur," sagte der unerschütterliche Weinhändler, „daß ich den Leuten solches Vergnügen mache." Aber

---

*) Unleserlich.

meine Seele war für dergleichen Stoicismus zu schwach, — ich drückte mich, so gut ich konnte, auf die Seite, um der Ehre eines solchen Triumphzuges zu entgehen — vergebens! Die treue Seele drängte sich immer wieder an mich und fing ein Gespräch an. Endlich zogen wir in den Gasthof ein, dessen Hausthüre sich sogleich mit nachgaffenden Menschen füllte, und ich bestellte mir schnell ein Zimmer, um meinen ewigen Gefährten endlich los zu werden. So weit werdet Ihr die Sache noch ziemlich lustig und meine tiefe Verstimmung vielleicht halb krankhaft finden; aber die Erfahrungen, die ich heute gemacht habe, sind nicht geeignet, diese Verstimmung zu heben. Zwar bin ich von den Präsidenten Birk und Runten mit der größten Herzlichkeit und Freundschaft empfangen worden, aber — um Alles auf einmal zu sagen, — Trier ist nichts weniger als wohlfeil, und soll, nach Dobeneck's*) Aussage, ein höchst ungeselliger trauriger Ort sein. Dobeneck empfing mich mit wahrem Jubel und ist gleich mit mir in der Stadt herumgelaufen, um mir Logis, Mittagstisch u. s. w. besorgen zu helfen — aber beide habe ich nicht wohlfeiler, als das erste zu 7 Thlr. monatlich, das letztere zu 8 Thlr. auftreiben können. Das Essen ist eigentlich nicht theuer, denn für diese 8 Thlr. bekommt man sehr viel, — es wird nur dadurch kostspielig, daß man eine mäßiger besetzte Tafel gar nicht findet und also, so zu sagen, viel essen muß. Für die 7 Thlr. habe ich zwei Zimmer, zwei Treppen hoch hinten heraus, halbe Dachstuben — aber freilich mit köstlicher Aussicht. Zunächst liegen Blumengärten, über denen sich auf der einen Seite die Gebirge, die das Moselthal bilden, auf der andern aber ein Theil der Stadt und die erhabene porta nigra erheben. Demungeachtet ist die Gegend keineswegs schöner als die aus Rudolphs Fenstern, wie mir denn überhaupt die hiesige Natur nicht sehr mannichfaltig scheint — es ist das eine schöne Thal und nichts weiter. Drüberhinaus, sagt mir Dobeneck, ist Oede und Sand. Er und

*) Damals Major in Trier, als General in Berlin gestorben.

seine Frau scheinen hier gar nicht zufrieden — es sei kein einziges Haus, sagte er, wo man Abends hingehen könnte, sondern einige — — — — — —*) und damit punctum. „Was Sie suchen", meinte er, „werden Sie hier nicht finden." Ihr könnt denken, daß mir solche Gespräche nicht viel Hoffnung machen können, und die heutige Wirthstafel, wo ich meine jüngern Collegen gesehen habe, von denen mir auch nicht ein einziger gefallen hat, schien mir allerdings seine trüben Schilderungen zu bestätigen. Aber alles dies achte ich nichts gegen die unangenehme Aussicht, daß mir das hiesige traurige Leben zu viel kosten wird, als daß ich hoffen dürfte, Euch übers Jahr in meine Arme zu schließen. Ich habe heute ein paar Stunden hin und her gerechnet, aber Rudolph hat Recht, der gleichen Vorausrechnen kann nicht viel helfen. Auf jeden Fall verspreche ich Euch mein Möglichstes zu thun, um so viel zu erübrigen; denn die Hoffnung, Euch, die guten Schwestern und Brüder, und meinen Robert wiederzusehen, ist es ja allein, was mich aufrecht hält, und ich war heute ganz g a n z niedergeworfen. Dobeneck hat mir recht gut gefallen, weniger sie, obgleich sie eine hübsche Frau ist, — sie hat etwas Dedaigneuses. Schreibt mir nur ja bald, wie es Euch allen geht! — Wie gern vertauschte ich Görlitz mit dem abgelegenen Trier und lebte mit Euch in Eurer freundlichen Stille. Es ist doch eigentlich hart, daß ich das Leben von seinen hellsten und schönsten Seiten gekostet habe, um nun hier in einem Winkel der Erde zu versauern. Hätt' ich mich bis jetzt in kleinen beengten Verhältnissen herumgequält, ich würde vielleicht mir einbilden können, ich sei in den Hafen des Glücks eingelaufen — aber mein Leben in Berlin hat mich auf einen andern Standpunkt gestellt, so daß ich mir wie v e r b a n n t vorkommen muß. Und noch die letzten Reisetage in schöner Gegend und in Gesellschaft des liebenswürdigen Mali wie in frohem Rausche durchlebt, müssen sie mir nicht jetzt die Oede und Leere um mich her doppelt fühlbar machen? Ich habe

---

*) Unleserlich.

mich schon entschlossen, an Mali zu schreiben, ich kann das schöne Verhältniß, das sich zwischen uns angeknüpft hat, nicht so mit einmal zerreißen lassen, und will, wenn wir uns auch niemals wiedersehen, wenigstens einen Brief von ihm zum Andenken. Als ich mir heute an der Wirthstafel die Gesichter um mich her ansah, die alle so gewöhnlich trocken und gleichgültig aussahen, mußt' ich wieder an meinen Reisegefährten denken. Ich hab' ihm in Frankfurt ein Exemplar meines Alexander gekauft, der mit ihm nach Amerika geht. Mag ein günstiger Wind sein Schiff begleiten! — —

Trier, den 6. Juli 1828.

Vor einer Stunde erst habe ich Eure lieben Briefe empfangen und widerstehe der Versuchung nicht, Euch sogleich zu antworten. Man hat, wenn man an einen so fremden Ort kommt, gar zu viel zu melden und mitzutheilen. Ich will Alles, ehe ich ausführlicher berichte, in die zwei Worte fassen: einen Robert oder Mali werde ich hier nicht finden, — sonst gefällt es mir recht gut, — nur daß es nicht so wohlfeil ist, wie ich hoffte. Die Gegend entzückt mich alle Tage mehr, — man gewinnt sie immer lieber, je öfter man sie sieht, — sie ist so frisch, so grün, — ein wahrer Garten. Dazu die wunderbaren röthlichen halbbewachsenen Felsen, womit das schöne sonst ganz ebne Thal umgeben ist und zu deren Füßen sich die Mosel windet. Das Ganze kann man etwas einförmig nennen, aber so grün und fruchtbar, wie ich noch nichts gesehen habe. Uebrigens ist das Thal ungleich breiter und die Felsen weit höher, als in Berberg bei Bissings. Um Euch wenigstens etwas von dem, was ich aus meinen Fenstern sehe, bekannt zu machen, lege ich eine sehr schlechte Zeichnung der porta nigra bei, wie sie sich von meiner Wohnung aus präsentirt. Jetzt wird sie nur als Thor benutzt, war aber gewiß unter den Römern ein Palast oder öffentliches Gebäude, vielleicht das Senatshaus. Von der andern Seite macht sie sich noch imposanter, und hat, wie Ihr seht, zwölf Fenster in der Front und sechs in der Tiefe. Es ist gewiß eine

der größten und am schönsten erhaltenen Antiken. — Jetzt zu der Stadt und den Menschen. Erstere ist nicht unfreundlich, und die letztern scheinen sehr freundlich und gut, — besonders die collegialischen und Amtsverhältnisse kann man sich nicht besser wünschen. Das Nähere darüber werde ich dem guten Rudolph schreiben und bemerke hier nur noch, daß ich schon wacker mitarbeite im Weinberge des Herrn. Mein Votum hat sich schon oft geltend gemacht und man scheint darauf zu hören. Der Präsident Artois, der in der zweiten Kammer, in der ich arbeite, den Vorsitz hat, ist bei der ersten Begegnung etwas kalt und zurückstoßend, bei näherer Bekanntschaft aber und besonders in amtlichen Verhältnissen so artig und zuvorkommend, wie man nur wünschen kann. Er hat eine recht hübsche Gemäldesammlung, die ich natürlich sehr bewundert habe. Zu Mittag ess' ich in dem einzigen Kaffeehause, dem ein alter Franzose mit seiner Familie vorsteht. Die alte Cafétière, sein Gespons, hat mich, wie ich von Dobeneck weiß, sehr in Affection genommen. Es ist eine muntre, kluge, gesprächige Frau, die wie der alte Herr viel zu erzählen weiß, da sie zur Zeit des Terrorismus in Frankreich lebte. — Viele ihrer Bekannten sind unter der Guillotine gestorben und zwei Verwandtinnen nur durch Robespierre's Sturz gerettet worden. Der alte Herr war gar in Paris und bei Robespierre's Fall im Nationalconvent (natürlich als Zuschauer). Er rühmt sich, wie er sich oft der größten Gefahr ausgesetzt, um seine Freunde zu retten, was ihm aber nie gelungen zu sein scheint. In den Gefängnissen, erzählt er, sei es übrigens sehr lustig zugegangen, — man habe gescherzt, gespielt und Concerte arrangirt, trotz der Aussicht des nahen Todes. So gleichgültig sei durch die vielen Hinrichtungen der Tod geworden. In diesem Kaffeehaus bin ich auch gewöhnlich des Abends, wo eine muntre nicht uninteressante Gesellschaft zusammenkommt, — 1) der Bauinspektor Hegerath, immer lustig und aufgeräumt, der als französischer Officier in der Schlacht bei Bautzen einen Arm verloren hat, 2) der Rittmeister Julius, ein Bruder des Dresdner Schauspielers, ernst und melancholisch — hat früher in Oestreichschen

Diensten gestanden und den Krieg von 1809 mitgemacht — dann trat er in Preußische und zog (denn ein Corps Preußen war dabei) mit Napoleon nach Rußland. Auf dem Rückzuge wurde er, von vier bis fünf Wunden bedeckt, gefangen genommen und unter unzähligen Mißhandlungen halb nackt nach Asien geschleppt, — so daß er selber erklärt, daß wenn ihm die Wahl gestellt würde, gerädert zu werden oder das Erlebte noch einmal zu erleben, er keinen Augenblick sich besinnen würde. 3) Der Major von der Horst, — ist mit Schill aus Berlin gezogen und hat sich unter den 200 befunden, die durch ihre Tapferkeit den Franzosen so imponirten, daß sie ihnen freies Geleit bis über die Preußische Grenze bewilligten. Er war es auch, der die Unterhandlung abschloß und mit der gewissen Voraussicht, festgehalten und erschossen zu werden, als Parlamentair zu den Franzosen ging. Dann im Jahr 1812 nahm er russische Dienste, aus Haß gegen Napoleon, und sitzt jetzt, zur Ruhe gezwungen, in dem abgelegenen Trier. 4) Ein pensionirter französischer Offizier, der manchmal aus Metz herüber kommt, und sein Bein an der Berezina gelassen hat, — ein schöner großer Mann, wie man sich einen Offizier der alten Garde nur vorstellt. Er spricht zwar viel von seiner Polissonnerie, — man sieht aber bald, daß er unglücklich ist. Seine Familiengeschichte ist furchtbar. Von seinen drei Brüdern ist der eine wahnsinnig geworden und hat sich in dem Irrenhause zu Nancy aus dem Fenster gestürzt und zerschmettert, — der andre hat sich vor zwei Jahren erschossen, — der dritte eilt auf diese Nachricht herbei, läßt sich den Ort zeigen, wo sich der Bruder getödtet hat, und wird am folgenden Morgen todt in seinem Bette gefunden. Wahrscheinlich hatte er den Bruder sehr geliebt und der Anblick den schon Kränklichen zu sehr angegriffen. 5) Lieutenant von Othegraven, sehr dick, unterhaltend und fröhlich, — ein geistiges perpetuum mobile —. 6) Lieutenant Hartung, still, zurückgezogen und klug, — ein Gesicht, wie man den Don Quixote zu malen pflegt —. Eine Gesellschaft, mit der man wohl auskommen kann, die aber das Gefühl der Einsamkeit, das sich meiner bemächtigt hat, nicht zu

verscheuchen vermag, da ich mit keinem, so gut ich mit allen stehe, jemals auf einen halbvertrauten Fuß kommen werde. Sie sind alle zu verschieden von mir. Es ist ein einziger Mann hier, zu dem ich eine gewisse Sympathie fühle, — der alte Domprobst Auer, an den mir Robert einen Gruß aufgetragen, — wie ich denn überhaupt wenig Anziehenderes kenne, als einen würdigen katholischen Geistlichen. Hier wird noch sehr viel geistlicher Unfug getrieben, und der alte gute Bischof ist bei allen Pfaffen der Gegend verhaßt, weil er ihn abschaffen will. — Sie schimpfen auf ihn von den Kanzeln und haben ihn in Rom (ohne Erfolg) so wie auch den Erzbischof von Cöln verklagt, der ein Mann ist wie der Bischof. Das abgeschmackteste und wahnsinnigste ist das Springen zu Echternach. Es wird dies als eine Buße betrachtet und unter Anführung zweier Pfaffen, die vorher eine alberne Predigt halten, springen jährlich an 4000 Menschen, alt und jung, Männer und Weiber, eine Viertelstunde weit bergauf (zwei Sprünge vorwärts und einen rückwärts), um sich von ihren Sünden zu reinigen. Viele stürzen ohnmächtig nieder; — Knaben laufen herum und fragen: „Liebes Herrchen, wenn Sie mir 4 gGr. geben, will ich für Sie springen.“ Ein dicker Gastwirth hier, der in der Krankheit seiner Tochter zu springen gelobte, nachher die Sache aber doch zu beschwerlich fand, hat sieben für sich springen lassen. Dobeneck sagte, er habe vom Fenster wegtreten müssen, als das springende Heer vorübergezogen, es sei ihm für seinen Verstand bange geworden. Ganz anständig gekleidete Männer und Frauen seien darunter gewesen, — alle keuchend und athemlos mit fliegenden Haaren von der ungeheuren Anstrengung. Doch mein Papier geht zu Ende, und ich hab' Euch noch viel zu sagen. — — — —

Trier, den 25. Juli 1828.

Euer lieber Brief hat mich aufs innigste erfreut, wiewohl es mir leid that, weder über das Schicksal der guten Marie noch meines lieben Theodor darin einige Auskunft zu finden. Um so gespannter bin ich auf Euern nächsten Brief, wo sich ja bei-

des entscheiden muß. Rechte Vorwürfe habe ich mir darüber gemacht, daß ich Euch den Unfall mit der Coblenzer Schnellpost nicht gleich gemeldet habe. Ich unterließ es aber, weil in der Zeitung ausdrücklich stand, es sei auf dem Wege von Trier nach Coblenz geschehen. Auf dem Dampfschiffe hatte ich die Nachricht erhalten und allerdings sieht der Weg von Coblenz nach Trier, wenn man noch nicht daran gewöhnt ist, sehr halsbrechend aus. Es ist zwar Chaussee, aber die Berge gehen so steil hinauf und hinunter, daß einen wohl ein Schwindel ankommen kann. Um dich aber nicht zu sehr zu beunruhigen, Mütterchen, bemerke ich gleich, daß die Schnellpost auf ebner Erde umgeworfen ist, auch die Beschädigungen nicht so gefährlich gewesen sind, als sie in der Berliner Zeitung gemacht waren. Was mein hiesiges Leben betrifft, so werden Deine liebevollen Sorgen, beste Mutter, wohl ziemlich vorüber sein, wenn ich Dir sage, daß ich bei anerkannt rechtschaffnen, vortrefflichen Leuten wohne und wohl schwerlich ausziehen werde. Die Hitze war allerdings einige Tage lang sehr lästig, aber seitdem haben wir ein naßkaltes Wetter, das leider hier nicht selten sein soll, weswegen auch die Franzosen die hiesige Gegend le pot de chambre de France nennen. Auch mit meinen alten Franzosen bin ich fortwährend sehr zufrieden. Als neulich der Rittmeister Julius wegen Zahnschmerzen nicht zum Mittagsessen kam, waren die beiden alten Leute gleich hingewandert, um ihn zu besuchen und sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Sogar Buttermilch, die hier den Thieren gegeben wird, habe ich Hoffnung zu bekommen, denn meine Wirthin hat Kühe und buttert selbst. Was Essen und Trinken angeht, kann man sich überhaupt hier nicht beklagen, — ich bekomme für meine acht Thlr. monatl. Suppe, drei bis vier Gerichte, Dessert (bestehend in Erd- oder Himbeeren mit Zucker) und einen Schoppen Wein. Aber Essen und Trinken ist so wenig zum Glück nothwendig (so angenehm es in mancher Hinsicht ist). — — —
— Doch à propos, ich will, wie ich Euch im vorigen Briefe meine militärischen Bekannten schilderte, jetzt die Civilisten die Revue passiren lassen. Voran also der Director Wyttenbach, der

einen gewissen Ruf als Historiker hat, ein alter lebenslustiger Gesell, dessen rothe Nase seine Thaten erzählt. Er ist Director des hiesigen Gymnasiums und zugleich Bibliothekar. Ich besuchte ihn in der Bibliothek und fand ihn beim Arbeiten. „Ja, Ihr Dichter", sagte er, „Ihr nehmt alles aus Euch selber, aber wir Historiker müssens mühsam zusammensuchen." Er giebt jetzt ein Prachtwerk über die hiesigen Alterthümer heraus, wobei er von der Regierung sehr unterstützt wird. „Sie wissen jetzt, wo Sie mich finden", sagte er mir beim Abschiede, und ich denke, seiner Einladung zu folgen, theils um manchmal mit dem alten Herrn zu schwatzen, theils die hiesige Bibliothek kennen zu lernen, die in vieler Hinsicht sehr reich scheint. So zeigte mir Wyttenbach eine Sammlung der ältesten Drucke, z. B. der ersten Bibel, die Guttenberg druckte und womit Faust nach Paris reiste. Das wunderbare ist, daß diese Sachen unübertroffen schön gedruckt sind. „Ist es nicht ein wahrhaft jungfräulicher Druck?" fragte Wyttenbach. Im historischen Fache ist auch die Bibliothek durch Wyttenbachs Sorge bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt worden, so daß ich, wenn ich einen französischen Lesezirkel und das hiesige Casino, wo man die wichtigsten Zeitschriften findet, dazurechne, an Lectüre keinen Mangel haben werde. Ein andrer nicht uninteressanter Bekannter ist der Landgerichtsrath Lehmann, ein Hagestolz von einigen dreißig Jahren, ernst und etwas hypochondrisch, aber sehr instruirt. Er nahm früher, bei Gelegenheit der Arndtschen Untersuchung, bei der er glaubte, daß Unrecht geschehen sei und auf seine Reclamationen (er ist Arndt's Freund) keine Abstellung fand, seinen Abschied und benutzte die ihm dadurch gewordene Muße, noch einmal in Berlin, seiner Vaterstadt, zu studiren. Nach Veränderung des Justizministerii fand er es aber doch besser, wieder auf Anstellung anzutragen, und hat, wie ich, dem alten Simon (mit dem er befreundet ist) seine Stelle zu verdanken. Er war verreist, als ich ankam, und besuchte mich nach seiner Rückkehr zuerst. Jedenfalls ist er derjenige meiner Collegen, dessen Umgang mir die meiste Ausbeute verspricht, — wiewohl ich auch mit den Uebrigen mich nolens volens einlassen

muß, um sie bei gutem Blute zu erhalten. Es ist hier beim Gerichte ein fast zu freundschaftlicher Ton eingeführt, der mir unerträglich ist, wenn ich mich nicht dazu gestimmt fühle, — doch denke ich wird sich die Sache machen. Am meisten fürchte ich die hiesigen Gesellschaften. Da war ich neulich bei einem Geheimrath von ..., — — — der im schlechtesten Rufe steht (als ehemaliger Polizeispion und Demagogenriecher), aber von aller Welt besucht wird, weil er gut zu essen giebt, — und mußte von ½8 bis 11 Uhr Whist spielen und mein Geld verlieren, — freilich bei ganz enormem Unglück nur 16 gGr., denn man spielt hier sehr niedrig. Ich ging aber doch mit dem festen Entschluß zu Hause, mich nicht oft so fangen zu lassen. Es ist ein steifer langweiliger Ton in den hiesigen Cirkeln, so daß ich fast bereue, Visiten gemacht zu haben. Dagegen hat mir Lehmann gerathen, die Professoren des hiesigen Gymnasiums zu besuchen, unter denen es einige bedeutendere Leute geben soll. Man muß sich durchhelfen, wie man kann. — Jetzt will ich Dir, mein bester Rudolph, in aller Kürze erzählen, wie es mit meinen Arbeiten und amtlichen Verhältnissen aussieht: Ich arbeite in der ersten Kammer und diese hält ihre öffentlichen Sitzungen Donnerstags, Freitags und Sonnabends von 9 bis 1 Uhr Mittags in einem großen himmelblauen, sehr eleganten Saale. Auf einer mit blauem Tuch überdeckten Erhöhung sitzen hinter einem blauüberdeckten, mit gelben Franzen verzierten Tische die Richter, an einem andern Tische (ebenfalls auf der Erhöhung, aber rechts) der Staatsprocurator, links diesem gegenüber der Greffier, unten an den Stufen die Advokaten. Diese erheben sich, so wie die Sachen vom Greffier aufgerufen werden, und plaidiren. Contumacialbescheide und andre einfache Urtheile werden sofort mündlich besprochen, bei den wichtigsten die Entscheidung auf die nächste Woche ausgesetzt. Der Präsident vertheilt nun die über diese wichtigen Sachen verhandelten (freilich sehr unvollständigen) Acten an die Gerichtsmitglieder und den Dienstag von 9—1 Uhr Vor- und 3—5 Uhr Nachmittags kommen diese zusammen, um darüber zu discutiren. Derjenige, dem die Sache vom Präsidenten

zugestellt worden, referirt auf den Grund der Acten und des mündlichen Plaidirens. Der Mittwoch ist dann bestimmt, um die durch die Abstimmung nothwendig gewordenen Veränderungen in den entworfnen Concepten nachzutragen und am Donnerstag früh eröffnet der Präsident die Sitzung mit Publikation der ausgesetzten Erkenntnisse. Dies der Kreislauf unsrer gewöhnlichen Geschäfte. An außergewöhnlichen ist das wichtigste, daß ich zu den nächsten Assisen bestimmt bin, die den 16. August ihren Anfang nehmen und bis weit in den September hinein dauern werden. Es soll eine große Strapaze sein, da man oft von Morgens bis spät Abends, ja in die Nacht versammelt bleibt und höchstens zum Essen eine kleine Pause verstattet wird. Das beste ist, daß ich dadurch jedenfalls einen Titel erhalte, die nächsten Ferien frei zu bekommen, da ich einen Theil der diesjährigen so verbüffeln muß. Es werden zwei Mordsachen dabei vorkommen und im Anfang wird mich die Geschichte jedenfalls interessiren. Wundert Euch aber nicht, wenn Ihr in dieser Zeit keinen Brief von mir erhaltet!

Trier, den 10. Aug. 1828.

Obgleich meine wackern Heidersdorfer noch gewaltig im Rückstande sind und zwei Briefe von mir zu beantworten haben, so sehe ich mich doch genöthigt, ihnen heute einen dritten auf den Pelz zu feuern. (Vergebt den unedlen Ausdruck!) Vor ein paar Tagen erhielt ich nämlich beigehenden Brief von W. Schadow, Direktor der Akademie zu Düsseldorf, einem der bedeutendsten lebenden Maler — und ich gestehe, daß er mich sehr erfreut hat und ich auf die herzliche Einladung, die er enthält, sogleich eingegangen bin. Ich lasse daher einen Brief an Simon abgehen, von dem meine Versetzung hauptsächlich dependirt, und einen andern an Robert, um das Weitere bei Simon zu betreiben und ihn besonders zu fragen, was ich etwa noch für weitere Schritte (bei Sr. Excellenz u. s. w.) zu thun habe oder ob die Meldung bei ihm genügt. Da ich aber das liebenswürdige Faulthier Robert kenne, so bitte ich den guten Theodor, der wohl bald nach

Berlin zurückkehren wird, ihn etwas anzutreiben oder, im Nothfall, selbst zu Simon zu gehen, an dem er einen freundlichen alten Mann kennen lernen wird. Sollte Theodor Heidersdorf schon verlassen haben, so seid so gut, ihm meine Bitte sobald als möglich nachzuschreiben! Das Schadow'sche Haus war schon in Berlin eines der angenehmsten für mich und auch außerdem habe ich Hoffnung, in dem lebendigen Düsseldorf einen Kreis zu finden, der meinen Bedürfnissen entspricht. Jedenfalls liegt Düsseldorf nicht so abgelegen als das trink- und freßsüchtige Trier, wo ich fast nur auf die Freuden der Einsamkeit beschränkt bin. Wie im Ganzen meine Stimmung hier ist, können Euch folgende zwei Dichterstellen beweisen, die mich besonders angesprochen haben und daher von mir übersetzt worden sind. Die erste ist von Horaz.

Lebedos kennst du! — so öd' ist Fidenä selbst und das todte
Gabii nicht! — Dennoch auch dort ertrüg' ich zu leben
Und, der Meinen vergessend und bald von ihnen vergessen,
Zuzuschaun fernher vom Gestade der Wuth des Neptunus! —

Lebedos war eine kleine Stadt an der Küste von Kleinasien. Die andre Stelle ist von Lord Byron:

Die stille kleine Hütte, wo er wohnte,
War von der Art, wie sie für solche Seelen
Sich schickt, die ihre Sterblichkeit gefühlt,
Und welk an Hoffnungen sich eine Zuflucht
Gesucht im Schatten eines grünen Hügels.

Brief von W. Schadow.

Burtscheid bei Aachen, 5. Aug. 1828.

Sie werden es hoffentlich, verehrter Herr und Freund, im richtigen Sinne deuten, wenn wir Düsseldorfer, d. h. Immermann, der Sie unbekannter Weise grüßt, meine Frau und ich Ihnen unsern herzlichen Wunsch und Einladung mittheilen, zu uns zu kommen. Der Wunsch, in Gesellschaft geistreicher Männer und Künstler zu leben, ist an sich so natürlich, daß er von

Ihnen nicht als Zudringlichkeit betrachtet werden wird; auch haben Sie uns so freundlich in Berlin Ihre Gesellschaft gegönnt, daß ich, durch meine eigne Neigung und durch Immermann's Veranlassung bewogen, Ihnen mittheile, daß zwei Assessoren bei dem Düsseldorfer Landgericht in Kurzem ihre Stellung verändern werden. Der eine, dessen Namen ich leider vergessen, avancirt (ich glaube er heißt Luitgens), der andre heißt Borrmann, welcher zur Regierung überzugehen denkt. Immermann meint, daß, falls eine solche Versetzung in Ihren Wünschen liegen möchte, dieselbe leicht zu bewirken wäre; wenn Sie die Liebenswürdigkeit, Güte und wahrhaften Werth dieses Dichters, der im Umgange Einem erst recht klar wird, erkennen werden, so glaube ich, daß Sie den Tausch des Wohnorts nicht bereuen werden. Eine herzliche Aufnahme finden Sie auch bei uns und einen lebendigeren Verein bildender Künstler, die so recht eigentlich zusammen arbeiten, sollten Sie auch nicht so leicht anderwärts finden. Den Vorzug der Gegend haben Sie aber in Trier. — Deshalb sollten Sie mal erst zur Probe im Herbst zu uns kommen, Beer kommt auch und wenn es Ihnen gefällt, könnten Sie dann wohl leicht die Versetzung bewirken.

Sie werden selbst vielleicht schon das Belebende, was denn doch im künstlerischen Umgang liegt, vermissen; ich kann Ihnen aber, ohne die Wahrheit zu verletzen, sagen, daß Immermann's Umgang die Quantität Litteratoren ersetzt, die Sie in Berlin verloren haben, deshalb kommen Sie, sehen Sie, und entscheiden Sie!

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens, wir sind beide traurig über den Verlust unsres jüngsten Kindes von acht Monaten, und theils zur Aufheitrung, theils zum Gebrauch des hiesigen Brunnens bleibe ich noch bis zum 10. d. in Burtscheid. Lassen Sie mich durch ein paar Worte wissen, wie es Ihnen geht und ob wir vielleicht die Hoffnung hegen dürfen, daß Sie unsern Bitten und Einladungen Gehör geben! Von Herzen

Ihr

W. Schadow.

Trier, den 4. Septbr. 1828.

Euren lieben Brief habe ich mit um so mehr Freude empfangen, als die Berliner mich ganz vergessen zu haben scheinen, und ich beschwöre Euch, mir ja so oft zu schreiben, als Euch die Lust ankommt, und Euch durch die Rücksicht des guten Vaters auf meine Kasse nicht zurückhalten zu lassen. Die Paar Groschen werde ich doch auf meine Freuden noch wenden können, besonders da ich sie hier fast alle in mir selbst suchen muß, wo sie bekanntlich wohlfeil zu haben sind, und also sonst nicht viel Ausgaben deswegen habe. Was das Ehrenschwerdt betrifft, so rathe ich, sich deshalb an Lüttichau zu wenden; denn Tieck antwortet keinem Menschen und eine Anfrage an einen andern als an Lüttichau möchte ihn beleidigen, es müßte denn unter der Hand, z. B. durch Wagner bei Winkler (aber in seinem eignen Namen, wie aus Neugierde) geschehen. Es ist ein großes Opfer, was ich Euch durch diese Notizen bringe; denn eigentlich wünschte ich, daß das Ehrenschwerdt nicht aufgeführt werde. Es kommt mir mit jedem Tage mißlungener vor und ich habe mich daher auch nicht entschließen können, es weiter zu versenden. Auch ist mir der Stoff in andrer größrer Umgebung und in einem tiefern Sinne aufgegangen und ich muß also um so mehr wünschen, die erste verfehlte Bearbeitung vergessen zu sehen. Hierzu kommt, daß ich jetzt in den Ferien (wo ich gar nichts zu thun habe und Zeit genug zur Reise zu Euch gehabt hätte, wenn — das große Wenn unsrer Familie), daß ich, sage ich, in diesen Ferien an einem neuen Werke arbeite, das ich mit dem größten Fleiß ausführe (nicht so in 14 Tagen hinschludre, wie das Ehrenschwerdt, wo mir freilich die Zeit knapper gewesen war). — Ich denke, es soll etwas Gutes werden und sich sehr für die Bühne eignen, besonders der Crelinger eine brillante ganz für sie passende Rolle geben. Es ist „Spartacus", aber ganz anders aufgefaßt, als in der ersten skizzirten Bearbeitung, die Ihr aus dem Drucke kennt — vielleicht erinnert sich der Vater und Marie, denen ich vorm Jahre den Plan dazu mittheilte. —

Wenn es Euch also möglich wäre, bis zur Vollendung des Spartacus zu warten (was freilich noch ein paar Monate dauern wird) und Ihr meinem guten Rufe das Opfer bringen könnt, — so schreibt an Tieck, ich stände von der Aufführung des Ehrenschwerdtes ab, in Erwartung, ihm bald etwas Bessres zu liefern. — Doch versteht sich, daß Ihr ganz freie Hand behaltet, und ich werde, Ihr mögt thun, was Ihr wollt, damit zufrieden sein; denn wo die Noth drängt, da muß jede andre Rücksicht zurück. — Ich gestehe übrigens, daß ich auf meinen wackern Spartacus einige Hoffnungen setze — ich denke, er wird sich durchschlagen. Hier ist Poesie, Lectüre und Spazierengehen meine Unterhaltung, ich lebe in fast gänzlicher Einsamkeit, was mir in mancher Hinsicht gewiß nicht zuträglich ist — in andrer sehr, — besonders fühle ich, wie wohlthätig es auf meine Poesie wirkt, daß ich hier Niemand habe, dem ich meine brühwarmen Verse vorlesen, und mich durch seinen gefälligen Beifall täuschen kann. Die Anstrengung wird zwar dadurch vergrößert, aber, wie ich hoffe, auch der Erfolg. Freilich kann man sich auch darin täuschen. Jedenfalls hat aber Trier keine andern Vortheile für mich — denn was die Weintrauben betrifft — so ist erstens der Wein dies Jahr nicht gerathen, und die ich bis jetzt gesehen und gekostet, schmeckten wie Essig, aber selbst im besten Fall soll man hier weniger zu essen bekommen, als an andern Orten, weil die Weinberge bis zur Lese von Polizeiwegen gesperrt sind und selber der Eigenthümer keine Beere herausnehmen darf. Man ist also — bis auf die acht Tage der Weinlese — auf die paar Spaliertrauben reducirt. Ihr seht daraus, daß die meisten Erdendinge für die Ferne gemacht sind. —

Trier, den 16. Dezember 1828.

Meine Novelle wird Euch Theodor wohl gebracht haben und ich bin sehr auf Euer Urtheil begierig. Ich denke daran, im Laufe des nächsten Jahres noch eine oder ein Paar niederzuschreiben. Die eine davon soll Guiscardo und Gismunda

heißen und ich denke dazu den Plan zu benutzen, den ich Euch in diesem Frühjahr mitgeteilt habe. Die Umarbeitung soll, wie ich hoffe, mir nur wenige Mühe kosten. Auch was das Ehrenschwerdt betrifft, bin ich, wie ich mit einiger Beschämung gestehe, von meinem frühern Verdammungsurtheil zurückgekommen und werde es, um Weihnachten, nach München schicken. Vielleicht wird sich auch in Dresden die Sache noch arrangiren lassen. Was mich aber am meisten beschäftigt, sind die Assisen, die in diesem Augenblicke gehalten werden und in denen ich mit als Richter sitze. Aber Jedem das seine. Darüber werde ich dem guten Rudolph schreiben. — Oben sprach ich von Weihnachten. Wie sehr, wie innig und herzlich werde ich gerade an diesem Abend an Euch denken, und im Geiste in Eurer Mitte sein. Ich fehle ja diesmal allereinzig in dem lieben idyllischen Kreise, der eigentlich in seiner Abgeschlossenheit glücklicher lebt, als er es selbst weiß. Das Leben in Heidersdorf kommt mir wie eine wahre Idylle vor. Selbst die kleinen Zänkereien, die vorfallen, sind nur wie leise Schatten in dem friedlichen Bilde. Nehmt meine besten Wünsche für Euer Glück, zu dem ich gewiß Alles, was in meinen Kräften steht, beitragen werde! Was mein hiesiges Leben betrifft, so muß ich Euch zuvörderst die wunderbare auffallende Weise erzählen, wie ich neulich einer Lebensgefahr oder wenigstens einem großen Schreck entgangen bin. In meinem letzten Briefe schrieb ich Euch, wie ich glaube, daß ich entschlossen sei auszuziehen, und es ist, als ob ich eine Ahnung gehabt hätte. Denn an dem Abend des Tages, an dem ich die Wohnung verlassen hatte oder spätestens am folgenden Tage stürzte der Plafond des Zimmers herunter, in dem ich seit Winters Anfang wohnte und schlief. Hätte ich bereits im Bette gelegen, so wäre ich zwar mit dem Schrecke davon gekommen, denn der Theil über dem Bett war unbeschädigt; dagegen wäre ich, wenn ich noch auf dem Kanapee gesessen hätte, unfehlbar erschlagen worden. Ich kann gar nicht sagen, welchen tiefen Eindruck diese wunderbare Rettung auf mich gemacht hat. Die Folge dieser Geschichte ist übrigens, daß ich jetzt von Zeit zu

Zeit mit einiger Besorgniß nach den Zimmerdecken hinauf blicke, ob sie nicht vielleicht Lust haben, herunter zu kommen. Ihr müßt Euch nämlich nicht vorstellen, daß es etwa einzelne Kalkbröckel waren, sondern, wie gesagt, der Plafond im Ganzen hatte sich abgelöst, gesenkt und war dann in großen dicken Stücken herabgestürzt. Ich selber war der Erste, der die Zerstörung bemerkte, als ich am Tage nach meinem Auszug hinging, um noch einige Kleinigkeiten abzuholen. Jetzt bewohne ich ein Quartier, das sich mit dem vorigen an Eleganz und Bequemlichkeit gar nicht vergleichen läßt. Eine große, schön tapezierte und möblirte Stube und daneben ein Kabinet mit einem so eleganten und bequemen Himmelbett, daß ich mir wie ein Prinz vorkomme, wenn ich mich darin dehne. Was mir aber meinen Aufenthalt in Trier jetzt am erträglichsten macht, ist das Haus des Generals Czettritz, der vor kurzem hierher versetzt worden. Ich bin auch gleich in der ersten Woche unserer Bekanntschaft drei Abende dort gewesen und so gut wie für alle Abende eingeladen, wo jedesmal ein mehr oder weniger ausgezeichnetes souper geboten wird; denn ohne gut zu essen und zu trinken kommt man nun einmal hier nicht aus. Aber das hilft mir wenig, denn mein Magen ist jetzt sehr schlecht und ich habe bloß mit Versuchungen zu kämpfen. Ja, wenn ich könnte, wie sonst! — Dennoch gebe ich gern zu, daß ich das gute Leben hier (in animalischer Hinsicht) etwas vermissen werde, wenn ich wieder nach dem nördlichen Deutschland zurückkehre, so gleichgültig es mir hier ist. Man muß es auch hinlänglich theuer bezahlen und das Schlimmste ist, daß man nolens volens dazu gezwungen wird. — Nun lebt wohl, schreibt mir ja bald und meldet mir dabei Euer und der guten Schwestern, die ich herzlich grüßen lasse, Urtheil über meine Novelle! Wenn Ihr nur hier wäret! — —

Trier, den 15. Dez. 1828.

Liebster Rudolph!

Dein letzter Brief hat mir herzliche Freude gemacht wegen der redlichen Theilnahme, die Du darin an mir äußerst. Du

wirst aus den beigehenden Briefen ersehen, daß es mir jetzt hier im Ganzen besser gefällt. Alle seine Wünsche kann man jedoch nicht erfüllt sehen und muß sich mit einer etwas knappen Portion begnügen. Am meisten zufrieden bin ich noch immer mit meiner amtlichen Thätigkeit. Gerade jetzt werden wir sehr strapazirt, aber die Sache ist nicht uninteressant. Es werden nämlich, wie Du schon aus dem Brief an die Eltern ersehen haben wirst, jetzt die Assisen gehalten und ich sitze dabei mit als Richter. Sie haben schon eine volle Woche gewährt, und werden noch die ganze nächste Woche fortdauern. Da viele wichtige Sachen vorkommen, so müssen wir in der Regel auch des Nachmittags sitzen, ja am letzten Dienstag habe ich von früh 8 Uhr bis Abends 9 Uhr, mit Ausnahme der Stunden 1—3 sitzen müssen — aber gerade dieser Tag war der interessanteste. Wir hatten einen Straßenräuber vor, den Räuberhauptmann Matthias Schwind, einen jungen Kerl von 29 Jahren, eben so frech als kräftig — er sprach, ganz Feuer und Leben, mit einer gewissen rohen Beredsamkeit und vertheidigte sich geschickt genug. Die Beraubten hatte er nach der Beraubung einen Eid schwören lassen: ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und dem Räuberhauptmann Schwind, diesen niemals zu verrathen. Dann hatte er sie gezwungen, zur Versöhnung ihn zu küssen. — Den Donnerstag und Freitag beschäftigte uns ein Todtschlag. Zwei Bauern hatten ihren Schwager unter furchtbaren Mißhandlungen erschlagen. Der Ältere, obwohl vollkommen überführt, gestand nicht. Der Oberprocurator (der öffentliche Ankläger) fragte ihn, ob er denn, da er am Morgen gehört, daß sein Schwager draußen ermordet liege, auch hingegangen wie die andern Leute aus dem Dorfe, und es war grauenhaft, als der Befragte antwortete: nein, ich kann keine Leichen sehen! — Überhaupt hat eine Assisensitzung etwas sehr Imponirendes und, besonders Abends bei Licht, Furchtbares. Denke Dir einen schönen, hohen, großen Saal, trotz der brennenden Kron- und Wandleuchter nur schwach erhellt — auf einer hohen Estrade, hinter einem etwas gekrümmten, blauüberhangnen Tische sitzen der Präsident und

die vier Richter in ihren schwarzen Talaren, wie ein nächtliches Vehmgericht, hinter ihnen an der Wand glänzt eine große goldne Sonne mit einem Aug' in der Mitte, Symbol der Alles durchschauenden Gottheit. Einige Stufen tiefer, aber immer noch erhöht, sieht man links die Geschwornen, rechts den Vertheidiger des Angeklagten. Hinter diesem, aber höher, — auf der Armensünderbank erwartet dieser selbst sein Schicksal. — Noch ein paar Stufen führen dann zu den Plätzen für das Publikum hinunter, wo zugleich eine Wache von 7 bis 8 Mann die Befehle des Präsidenten erwartet. — Doch ich muß schließen, ein Brandstifter erwartet sein Urtheil.

Trier, den 10. Jan. 1829.

Theuerste Mutter!

Denn der Vater hat mir so lange nicht mehr geschrieben, daß ich entschlossen bin, bis er wieder etwas von sich hören läßt, meine Briefe nur an Dich zu richten, um ihn so womöglich von seiner Hartnäckigkeit zu bekehren. Aber auch Du hast nun schon so lange stillgeschwiegen, daß ich anfangen müßte unruhig zu werden, wenn ich nicht diese Verspätigung auf die schlechten Wege oder auch darauf schöbe, daß vielleicht ein Brief von mir oder Euch verloren gegangen sei, was freilich auch nicht sehr angenehm wäre. Ich muß mich daher wohl entschließen, Euch, ohne eine Antwort auf meine letzten Briefe zu haben, noch einmal zu schreiben, besonders da ich Euch eine wichtige Nachricht mitzutheilen habe, die Ihr aber schon durch Theodor wissen werdet. Ich bin nämlich nach Düsseldorf versetzt — und hätte Euch dies schon früher gemeldet, nur wünschte ich Euch zugleich den Tag meiner Abreise genau angeben zu können. Leider kann ich dies jetzt noch nicht, werde aber wahrscheinlich Anfang nächsten Monats von hier abgehen. Ich bitte Euch also, Euch mit der Adresse Eurer Briefe danach zu richten. Jedenfalls werden mir ja die nach meiner Abreise hier eingehenden Briefe nachgeschickt werden. Es sind nun einige Wochen her, daß ich eines Nachmittags nach Hause kommend, einen sehr freundlichen Brief von Immermann vorfand, worin er mir schrieb, daß, wie er, ganz

unverhofft, gehört habe, ich nach Düsseldorf versetzt sei, und sich erbot, mir eine Wohnung zu miethen und sonst, was ich wünschte, zu besorgen. Mein erster Eindruck dabei war Ueberraschung und Schreck, denn wiewohl ich mich jetzt weit besser als im Sommer befinde, so bin ich doch noch überaus reizbar. Nachdem ich mir die Sache aber näher überdacht hatte, konnte ich, wenn ich mich auch jetzt hier ungleich zufriedner fühle, nicht umhin, mich über diese Anordnung des Schicksals (denn ich bin nicht beim Minister eingekommen, sondern der alte, gute Simon hat die Sache gleich selbst abgemacht) herzlich zu freuen. Zuvörderst meiner Gesundheit wegen. Ich bin diesen Sommer, besonders Ende August und September, hier so unwohl, wie kaum vor zwei Jahren in Heidersdorf gewesen, und obwohl ich mich jetzt besser befinde, so ist doch erstens ein ganz geschwächter Magen, 2. jene Reizbarkeit, die mich z. B. fast gar nichts mehr vorlesen läßt, was mich irgendwie afficirt, zurückgeblieben. Ihr wißt, wie sich diese fast ganz verloren hatte und wie viel ich Euch im vorigen Sommer, ja noch diesen Frühling vorgelesen habe. Das unselige feuchte Moselthal, — und dann schiebe ich viel auf den Moselwein, dem man hier nicht entgehen kann, und der eine Säure hat, die mir gar nicht zusagt. — Freilich mag auch mein ungesundes, kaltes Quartier und der feuchte Sommer eine große Schuld tragen — gewiß Alles zusammen. Im Ganzen werde ich mich aber freuen, wenn ich lebendig aus Trier heraus bin. Es ist, als ob mir hier eine große Lebensgefahr nachgegangen wäre und sich durch den Einsturz der Decke entladen hätte, wenigstens habe ich seit der Zeit wieder Hoffnung und Muth gefaßt, denn bis dahin lag es wie eine schwere Ahnung über mir, als würde ich Trier nicht wieder verlassen. Dieses wunderbare Ereigniß aber hat ganz den Eindruck auf mich gemacht, als sei nun jenes dumpf und unsichtbar Bedrohende herabgestürzt, ohne mich zu zerschmettern, und ich gerettet! — Das ist Aberglaube, nicht wahr? Gut nur, wenn es mich beruhigt und mich die fatalen Worte des alten Friedensrichters: „und hier, Herr Assessor, ist der Kirchhof, wenn Sie hier begra-

ben werden sollten,“ vergessen läßt. — Die dunklen Mächte hatten mich umsponnen, aber eine lichte Hand hat in ihre Netze gegriffen und die Gefahr lag unschädlich zu meinen Füßen. Doch ich muß abbrechen, ich sehe schon, wie Du fast ängstlich den Kopf schüttelst, als hätte ich diesen Brief im halben Fieber geschrieben. Es ist aber nicht so, und um Dir das zu beweisen, will ich gleich wieder ruhig und vernünftig werden. — Also 2. ist mir meine Versetzung nach Düsseldorf angenehm, weil mir dieser Ort und das dortige Leben von Jedem, der es kennt, wahrhaft reizend geschildert wird, und ich jedenfalls Schadow und Immermann dort vorfinde, von denen wenigstens der Letztre es vor der Hand nicht verlassen zu wollen scheint. Immermann's Umgang wird gewiß, in poetischer Hinsicht, belebend und aufregend auf mich wirken, und ängstige Dich deshalb nicht, Mütterchen, denn das Dichten greift mich niemals weniger an, als wenn ich mich recht dazu gestimmt fühle. Und diese Stimmung eben, diese schöpferische Wärme, die alles wie spielend hervortreibt, erzeugt sich am leichtesten durch den Umgang mit einem gleichstrebenden, thätigen Geiste. — 3. komme ich in Düsseldorf wieder etwas mehr in die Welt zurück oder vielmehr recht mitten hinein aus dem hiesigen weggesetzten Katzenzustand heraus. Doch nun ist es auch billig, das Angenehme aufzuzählen, das ich hier zurücklasse. a. Meine Verhältnisse beim Gericht, die ich niemals besser wünsche. Ich habe mich in die hiesige Gerichtsverfassung mit einer Leichtigkeit, die mich selbst verwunderte und die nicht alle meine Collegen aus den ältern Provinzen theilen, eingearbeitet, — es geschieht mir fast nie, daß mein Votum in den Sachen, die ich bearbeite, nicht durchginge. Von der andern Seite habe ich freilich das Unangenehme, daß mir der Präsident gewöhnlich Rechnungssachen (die unangenehmsten von allen, besonders bei der hiesigen unvollkommnen Instruction) und weil der Richter alles selbst berechnen muß, zuschreibt. Ich weiß nicht, bei welcher Gelegenheit er ein besondres Rechnertalent an mir bemerkt haben muß, das ich jedenfalls in Düsseldorf tief wie in einem Brunnen verbergen

werde. Er verliert mich, glaube ich, nicht gern — ich meine den Präsidenten der Kammer, der ich zugetheilt bin, denn mit dem ersten Präsidenten habe ich noch weniger zu thun gehabt. b. gehe ich — Ihr seht, ich bin schon so ans Rechnen gewöhnt, daß ich immer a, b, c, 1, 2, 3, 4, im Kopfe habe — b. gehe ich nicht gern aus einigen geselligen Verhältnissen, in die ich mich hier eingebürgert habe. Mit Dobeneck's habe ich mich wahrhaft befreundet — die Kinder jauchzen, wenn ich zur Stube herein trete, und die Alten (alt im Verhältniß zu ihren Kindern) sind mir gewiß von Herzen gut. Die Generalin Czettritz jammert laut über mein Fortgehen.

Schreibt mir bald, bald, bald!

Düsseldorf, den 12. Februar 1829.

So bin ich also nun in Düsseldorf und wenigstens so weit in Ordnung, daß ich Euch nicht mit gänzlicher Unsicherheit meine Eindrücke schildern kann. Morgen sind es acht Tage, daß ich hier mit der Schnellpost eintraf. Der Abschied von Trier, wo sich doch mehrere Menschen (besonders beim Gericht und dann der brave Dobeneck) mit wahrer Zuneigung an mich geschlossen hatten, wurde mir nicht so leicht, als ich im Sommer glaubte. Aber die Vernunft sprach gar zu entscheidend dafür, daß diese Veränderung ein Glück für mich sei. Trier ist zu abgelegen, zu getrennt von den Mittelpunkten meines Daseins, wenn ich so sagen darf. Dies wurde mir wieder auf dem Wege von Trier nach Coblenz recht fühlbar, der freilich jetzt im Winter und Schnee doppelt schwierig war. Ihr habt von einem solchen Wege gar keinen Begriff. Du, gute Mutter, müßtest ihn ganz zu Fuße machen und auch dem weniger Aengstlichen kann besonders das erste mal ein Schauer angehen. Steile Berge hinauf und hinunter, so steil, daß man bei uns gar nicht daran denken würde, darüber zu fahren — dann wieder an tiefen Abgründen hin geht der Weg. Als wir einen Berg hinauffuhren, versagten die Pferde — es waren fünf — den Dienst. Alles Peitschen und Antreiben half nichts — sie stürz-

ten zusammen, konnten aber den Wagen nicht mehr heraufbringen. Wir mußten den Postillon — eine Stunde weit — nach Pferden zurückschicken — und unterdessen im Schnee vorausschlendern, was besonders einem ältlichen Frauenzimmer, die mit uns war, sehr schwer zu fallen schien. In Coblenz kamen wir erst Nachts halb 1 Uhr an (wir waren um 4 des Morgens aufgebrochen). Dort blieb ich die Nacht und fuhr am andern Tage mit der Schnellpost bis Cöln, wo ich die zweite Nacht zubrachte und endlich am dritten Tage, gegen Mittag, in Düsseldorf eintraf. — Ihr werdet Euch über die Magerkeit dieser Reisebeschreibung im Vergleich zur Beschreibung meiner Sommerreise wundern, aber so liebenswürdig und angenehm damals meine Reisegesellschaft war, so gleichgültig und ordinär war sie es diesmal. Die Blüthe davon war ein reisender Handlungsdiener. Dafür hat aber Düsseldorf einen ganz andern Eindruck auf mich gemacht als Trier, und eines ist am Ende besser, als das andre. Düsseldorf ist nicht bloß eine freundliche, es ist eine schöne Stadt, wenigstens der neue Theil derselben. Dieser Theil hat sehr viel Aehnlichkeit mit der Berliner Friedrichstadt in Bauart, Breite der Straßen u. s. w. Auch mein Empfang hier war so, wie ich ihn nur wünschen konnte, so daß ich wohl merken konnte, daß Schadow und Immermann auf mich vorbereitet hatten. Beide beeifern sich auf die liebenswürdigste Weise mich einzuführen, ja ich habe — da ich mich nicht ganz wohl fühlte — schon ein Paar Bälle, auf die mich Schadow mitnehmen wollte — refüsiren müssen. Der eine derselben war bei dem Grafen Spee, einem der vielen überreichen Magnaten der Gegend, die hier den Winter zubringen. Schadow ist mit Allen sehr befreundet und ich fürchte beinah, zu sehr in diese glänzenden Gesellschaften verwickelt zu werden. Am interessantesten soll das Haus eines Grafen Trips sein, wo mich Immermann einführen will. Dieser ist mir, ich möchte sagen — mit Freundschaft entgegengekommen — er ist, so weit ich ihn bis jetzt kenne, ein Mann im vollen Sinne des Worts. Er scheint hier sehr repandirt und meinte, auch ich würde es nicht ver-

meiden können, da es von oben herunter zum guten Ton gehöre, eine große Begeistrung für Kunst und Poesie wenigstens zu affichiren. Heute ist eine Fête bei Prinz Friedrich mit Theater und lebenden Bildern. Schadow und Immermann sind dort, und ersterer meinte, es sei meine Schuld, wenn ich nicht dabei sei. Wär' ich mit ihm beim Balle des Grafen Spee erschienen und dort mit dem Prinzen bekannt worden, so würde eine Einladung nicht gefehlt haben. Ich will aber doch lieber etwas in Ruhe kommen, ehe ich die große Tour mache. Dieses Frühjahr erwartet man auch Häring und Michael Beer hier, so daß es mir wirklich vorkommt, als sei ich aus einer fernen Insel wieder unter die Menschen zurückgekehrt. Die Gegend scheint zwar nicht eben viel Reiz zu haben, doch sind schöne Anlagen um die Stadt, und wenigstens in der Ferne einige Berge. Auch liegen die schönsten Excursionen, den Rhein hinunter und hinauf, offen. In einem Tage kann man in Rotterdam sein. Was mir aber am liebsten ist, ich bin Euch und Berlin bedeutend näher gekommen. In drei Tagen kann ich in Berlin und — ich glaube — auch bei Euch sein. Ihr werdet das in Görlitz leicht erfahren können. Dies kommt, wenn auch die Entfernung nicht so viel kleiner ist, daher, daß ich von hier aus auf direktem Wege gehen kann, während ich von Trier aus bedeutende Umwege über Cöln oder Frankfurt am Main nehmen mußte. Diesem Umstande danke ich es, daß ich doch vielleicht — der Versetzungskosten ungeachtet — Euch noch im Herbst werde besuchen können. Doch muß ich dann noch eine Novelle schreiben. Apropos, von Theodor höre ich, daß Häring meine Novelle mit großer Freude angenommen habe — ich habe 12 Thlr. pro Bogen gefordert und erwarte nun nähere Nachrichten. Für Eure freundlichen Beurtheilungen, auch die meiner lieben Asta und Marie, danke ich. Wenn sie von der Welt halb so liebevoll aufgenommen wird, kann ich sehr zufrieden sein; doch fängt mir dies jetzt an ziemlich gleichgültig zu werden. Ueber das Glück des guten Rudolph freue ich mich von Herzen — ich werde noch lange laufen müssen, ehe ich es bis 900 Thlr. bringe. Mit

meinen 500 Thlr. muß ich schwimmen und wadten, daß ich nur durchkomme. An Schuldenbezahlen ist gar nicht zu denken. Nun: wer nur den lieben Gott läßt walten! — —

Düsseldorf, den 15. Febr. 1829.

Ihr werdet es gewiß verzeihen, wenn ich Euch in der ersten Zeit meines Hierseins, und in der Art von Rausch, in dem ich mich befinde, öfter mit Briefen behellige. Ihr nehmt doch am herzlichsten Antheil an mir und ich muß Jemand haben, in dessen Brust ich mich ausschütte. Ich fühle mich jetzt sehr — sehr glücklich und hoffe, daß dieses Gefühl selbst auf meine Gesundheit den besten Einfluß haben wird. Gewiß hat meine Unzufriedenheit mit dem Leben in Trier, von dem ich erst jetzt im vollen Sinne fühle, wie wenig es für mich paßte, sehr viel zu meinem körperlichen Leiden beigetragen. Bei nervösen Leiden muß dies ja der Fall sein. Dankt nur dem gnädigen Gott mit mir — denn gewiß, er hätte mich nicht besser führen können. Es wird schwer sein, Euch die Gründe meiner Zufriedenheit aufzuzählen und sie so lebhaft hinzustellen, daß Ihr sie mit mir fühlt. Ich will von dem minder Wichtigen anfangen. Von dem schönen Aeußern der Stadt habe ich Euch schon geschrieben — — auch die äußeren Belustigungsorte sind elegant, ja prächtig. Die Gegend ist flach, — doch ist die Stadt von schönen, schattigen Promenaden (den Schatten phantasier' ich hinzu) umgeben. Der Rhein mit seinem breiten Wasserbett, und in der Ferne wenigstens Ein Berg muß für die tägliche Nothdurft genügen. Will man einmal, — etwa im Frühling — ein Mehreres, so kostet es einige Thaler und Tage und man fährt auf dem Dampfschiff in die paradiesischen Rheingegenden, nach Bonn ꝛc. hinauf, wenn man es nicht vorzieht, sich einmal in dem reinlichen Holland umzusehen (nach Rotterdam geht das Dampfschiff in Einem Tage) oder eine Lustpartie auf der Schnellpost nach dem alterthümlichen interessanten Aachen und das dortige Bad zu machen. Alles Reisen, wozu man höchstens drei Tage braucht, und sich dann noch an Ort und Stelle gehörig umsehen kann. Soviel

von der Gegend, — nun von der Gesellschaft, die mich hier umgiebt. Von der vornehmsten fange ich an, und gehe dann zu der über, die eigentlich der Grund meiner Zufriedenheit ist. Prinz Friedrich also hat mir sowohl durch Immermann als Schadow seinen Wunsch zu erkennen gegeben, oder sich wenigstens gegen diese dahin geäußert, daß er meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Denn überhaupt merke ich, daß meine poetischen Bemühungen doch nicht ganz ohne Früchte geblieben sind. Den Empfang, der mir hier zu Theil wird, kann ich, außer der Freundschaft des guten liebevollen Schadow, bloß ihnen zuschreiben. Ich denke, mich dann auch in den nächsten Tagen durch den Grafen Haack präsentiren zu lassen. Gestern war ich in einer Gesellschaft mit Tanz beim Grafen Spee, die dieser alle Montage giebt. Es ist dies einer der überreichen Großen, die hier den Winter zubringen. Man schätzt seine Einkünfte auf 60,000 Thlr. Doch giebt es noch reichere. Graf Metternich wird auf 80,000 Thlr. geschätzt — für den reichsten aber gilt Graf Hatzfeld. Dagegen muß sich so ein armer Teufel, wie der Graf Trips mit 20,000 begnügen. Bei den Letzten, da sie (er und seine Frau) die Interessantesten sein sollen, habe ich Visite gemacht. Die Gräfin, die ich das erstemal wegen meines schlechten Gesichts nicht genau gesehen hatte, redete mich gestern auf dem Balle an und kam mir in diesem Augenblicke frappant wie die Professorin Krug vor. Nun hatte mich einige Augenblicke vorher Cajus Stollberg begrüßt, der sich gegenwärtig hier aufhält — ich war also schon in der Gewöhnung, Leipziger Bekannte zu sehen, und wollte eben sagen: „I, Frau Professorin, auch Sie hier" — aber ein Gott rettete mich. Auch die Gräfinnen Metternich und Spee waren sehr gütig gegen mich. — Dies die Vornehmen, mit denen ich mich, schon meiner Gesundheit wegen, denn die Fêten dauern bis tief in die Nacht — nicht zu weit einzulassen denke. Beim Gerichte blickt mich Alles freundlich an. Mit den beiden andern Assessoren stehe ich im besten Vernehmen — es sind meine Mitspaziergänger. Der Kammerpräsident Scriba ist ein alter, zuthulicher Mann und der Landesgerichtspräsident v. Voß — beson-

ders aber die Frau Präsidentin — eine ästhetische Dame — kommt mir entschieden entgegen. Schon vorigen Sonntag sollte ich bei ihm zu Mittag essen, war aber leider schon versagt. — Bei Schadow bringe ich fast alle Abende auf die schönste Weise zu. Den Sonntag versammelt sich eine größere Gesellschaft, besonders seine Schüler bei ihm, — und wir sahen da mehrere zum Theil außerordentlich schöne Zeichnungen derselben durch. Besonders entzückten mich die eines gewissen Lessing durch eine großartige Kraft. Dieser Schüler Schadow's, wenn man den so nennen kann, den Schadow selbst mit rührender Bescheidenheit weit über sich stellt, soll zugleich, wie er mir sagte, die liebenswürdigste Persönlichkeit haben. Ich freue mich sehr auf seine Bekanntschaft, die ich wahrscheinlich noch heute machen werde. Der Schlußstein zu diesem schönen Ganzen ist nun der Umgang mit dem festen, kräftigen anregenden Immermann und dies Alles hat ein solches Gefühl von geistiger Kraft und Begeistrung in mir angefacht, daß die schönsten Hoffnungen wieder in mir lebendig geworden sind. Wenn Alles geht, wie ich es träume, so erscheinen in den nächsten drei Jahren drei Werke von mir — der Graf von Falken, Rosamunde und Peter de Vineis, die meinen Ruf endlich sicher stellen sollen. — Immermann liest jetzt das Ehrenschwerdt, ich bin neugierig, was er dazu sagen wird. Apropos, — es lag schon zur Abschickung bereit, da ich aber meine Versetzung nach Düsseldorf erfuhr, zog ich es vor, es noch nicht nach München abzusenden, und lieber erst mit Immermann und Schadow mich zu besprechen.

Düsseldorf, den 23. März 1829.

— — — — — — Meine Novelle ist im Conversationsblatt abgedruckt und bereits in der Vossischen Zeitung gelobt worden. Ich habe mir 12 Thlr. pro Bogen ausgemacht und davon 30 Thlr. bereits dem Theodor angewiesen. Auch das Ehrenschwerdt ist nach München abgegangen. Endlich denke ich diesen Sommer noch ein Paar Novellen niederzuschreiben, um zum Herbste zu Euch reisen und an F. wenigstens 50 Thlr. abtragen zu können. Von mei-

nem Gehalte kann ich zu Beidem nichts erübrigen, da die Versetzungskosten nicht erstattet werden. Ob ich die Novellen zu Stande bringen werde, steht freilich auch noch dahin und wenn mir ein Gott keine günstigen Stimmungen schickt, muß ich die Schnellpost ohne mich abfahren lassen. — Ich bin jetzt, indem wir Assissen haben, von Arbeiten überhäuft, da hier während dieser Zeit die gewöhnlichen Geschäfte fortgehen, was sich aber doch wieder gegen Trier ausgleicht, da dieser Geschäfte weniger sind als dort. Der Frühling schlägt jetzt hier überall wunderschöne Augen auf, die Wasser fließen, tausend Vögel zwitschern — ich habe seit Jahren nicht so seine volle Einwirkung erfahren, denn ich war ja immer zu dieser Zeit in Berlin. Aber er übt auch sein altes Recht an mir und stimmt mich traurig und sehnsüchtig. Wie gern möcht' ich nur zwei Tage bei Euch zubringen! Ich könnte Rudolph beneiden und würde doch wahrscheinlich, wenn ich in Görlitz leben müßte, wieder sehr vieles andre vermissen. In geselliger Hinsicht lebe ich hier sehr angenehm fort, nur daß ich in diesem Augenblicke eben nicht sehr gesellig gestimmt bin. Man kann Einem nicht mehr entgegen kommen, als es mir hier geschieht. Vor einigen Wochen war ich auf einer großen Assemblee beim Prinzen, es wurden lebende Bilder, wozu Schadow die Zeichnungen entworfen und Immermann eine Erklärung gedichtet hatte, vorgestellt, dann ein Lustspiel aufgeführt, endlich Ball. Der Prinz und die Prinzessin standen in den Bildern mit. — Einige Tage vorher gab Graf Metternich einen Ball. Die Gräfin äußerte den Tag vorher gegen die Schadow, daß sie mich gern einzuladen wünsche, es aber, da ich ihr noch keine Visite gemacht, nicht wohl thun könne. Ich machte daher die verlangte Visite und eine Viertelstunde darauf erfolgte die Einladung. Eben so zuvorkommend hat sich der Graf Trips gegen mich gezeigt. — Doch die Zeit der vielen Fêten ist jetzt mit dem Carneval hier vorüber. Nur Schadow hat es über sein Herz gebracht, während der Fasten ein paar größere Gesellschaften zu geben. Bei Beiden waren Aufführungen von kleinen Stücken veranstaltet, an deren einer ich Theil nahm — ich spielte

den Gerichtsrath Walter im zerbrochenen Krug. Immermann und der junge Maler Hildebrandt haben vorzügliches Schauspielertalent und man drängt sich daher wahrhaft zu den Schadow'schen Gesellschaften. Auch der Prinz war dort und hatte vorher geäußert, er freue sich wie ein Kind darauf. Er hat überhaupt ein sehr liebenswürdiges einnehmendes Wesen und viel Sinn für edlere Genüsse, der denn von seiner Umgebung nicht ganz getheilt wird. Nur die Gräfin Haack nehme ich aus — eine lebendige, ächte Berlinerin, mit der ich sehr gern plaudre. Ich bin aber einigemal schon an ihrer Seite höchst unwohl geworden, denn gewöhnlich faßt sie mich in den Gesellschaften, wenn ich mich eben (etwa um 11 Uhr) heimlich fortschleichen will, und läßt mich dann, da sie Gott dankt, Jemand gefunden zu haben, mit dem sie schwatzen kann, nicht wieder los. Ich kann aber leider das lange in die Nacht aufbleiben, was hier sehr Sitte ist, durchaus nicht vertragen.

Düsseldorf, den 1. September 1829.

— — — — — — — Unsere Ferien sind jetzt angegangen und ich bin in die Ferienkammer versetzt worden, so daß ich, selbst wenn ich das Geld hätte, doch nicht zu Euch reisen könnte, wonach mein Herz gar sehr verlangt. Ich werde mich kaum mit Immermann's Hülfe, der mich vertreten will, auf vierzehn Tage losmachen können, die ich zu einer kleinen Reise nach Bonn zu Löbell und in die dortige himmlische Natur benutzen will. In meinem Hause hier sieht es sehr trübe aus. Die Krankheit der armen Dalwig nimmt einen auszehrenden Charakter an und sie liegt nun schon seit mehreren Wochen zwischen Leben und Sterben. Die Aerzte haben sie aufgegeben. Ihr könnt denken, daß dies nicht günstig auf meine Stimmung wirken kann. Ich fühle mich so von der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen durchdrungen, daß ich auf nichts mehr auch nur mit einigem Vertrauen hoffe — auf nichts — und das war auch der Grund der trüben Stimmung in meinem frühern Briefe — nicht daß ich so unzufrieden mit meinen hiesigen

Verhältnissen war. Diesen fehlt freilich etwas, das mich nie ganz glücklich darin werden läßt, nämlich, daß sie so abgerissen von meinem vorhergehenden Leben sind, in welchem ich nun einmal die theuersten Bande meines Lebens geschlungen. Diese Bande sind zerrissen worden, und die neuen, die ich angeknüpft, können sie, das fühle ich, nicht ersetzen. Ueberhaupt kann ja eine Person, die man geliebt hat, nicht ersetzt werden — man kann andre Personen kennen lernen, die man eben so liebt, — aber die Lücke bleibt doch. Ich bin wie eine Blume, die in fremden Boden versetzt worden, und die dort niemals recht heimisch werden kann, so sorgsam sie auch gepflanzt und begossen wird. Du irrst Dich, meine beste Mutter, wenn Du glaubst, daß hier etwas positiv Unangenehmes in meinen Verhältnissen, besonders den amtlichen, stattfinde; im Gegentheil — diese Amtsverhältnisse sind die cordialsten von der Welt und ich kann mit meinem Einflusse in der Kammer, wo ich arbeite, sehr zufrieden sein. Aber wie kann es Dich wundern, daß zwei Poeten, die in die große Karre gespannt sind, sich hinaussehnen! Und dann die kleine Stadt. Einem Poeten ist Mittheilung, Theilnahme, Anregung von außen, Umgang mit Gleichgesinnten, die zweite Lebensluft. Und die findet Unsereins in keinem Krähwinkel. Doch ist auch darin Düsseldorf noch ziemlich begünstigt, so lange Immermann und Schadow hier leben. Besonders in diesem Augenblicke habe ich nicht darüber zu klagen. Seit ein paar Wochen hält sich nämlich Michael Beer, der reiche jüdische Dichter, hier auf. Er lebt abwechselnd in den verschiedenen Hauptstädten Europa's, steht mit den geistreichsten Männern in Frankreich und Deutschland in Verbindung, und ist von großer geselliger Liebenswürdigkeit. Mit ihm, Immermann und Schadow bringe ich jetzt alle meine Abende zu. In Elberfeld, der reichen Handelsstadt, besteht ein ästhetischer Verein, und als dieser von dem Zusammentreffen Dreier so namhafter deutscher Poeten hier in Düsseldorf erfuhr, wurden wir durch einen seiner Mitglieder, einen reichen Kaufmann in Elberfeld, feierlich eingeladen zum Besuch hinüberzukommen. An dem bestimmten Tage goß es aber wie mit Kan=

nen, so daß wir unser Versprechen nicht erfüllen konnten. Da erhalten wir nun heute ein spaßhaftes Urtheil in Knittelversen, das der dortige Musenverein gegen uns in contumaciam gesprochen hat. Es heißt darin:

Begehen die Großen solche Unarten,
Was müssen wir erst von den Kleinen erwarten?

Das Urtheil ist im Namen der Muse gesprochen, und wir sind verurtheilt, das neuste Product, das wir dem Segen der Göttlichen verdanken, hinüber zu senden. Wir werden wohl gehorchen müssen. — Ich fühle mich, wie auch Immermann, durch die Anwesenheit und die lebendige Theilnahme Beer's sehr zum Produciren aufgelegt, und das sind für uns Poeten die angenehmsten Tage — da schwebt man mehr oder weniger in den Lüften. Ich werde nun wieder an Rosamunde gehen, die ich wegen überhäufter Geschäfte in der letzten Zeit ganz habe liegen lassen müssen.

Düsseldorf, den 9. September 1829.

— — — — — Vorigen Freitag, Morgens zwischen vier und fünf Uhr, ist die gute Dalwig gestorben, und gestern Morgen beerdigt worden. Ich fuhr mit zum Begräbniß. Draußen hielt ein Geistlicher eine kurze, aber schöne rührende Rede. Er nannte, was mir besonders rührend war, die Verstorbene nicht mit dem Zunamen, sondern bloß den Taufnamen: unsre hingeschiedene Schwester, Maria Alexandrine. Ihr könnt denken, daß mir meine Wohnung durch alle diese Vorgänge sehr verleidet wird, und nachtheilig auf meine Stimmung wirkt. Dennoch kann ich unter den jetzigen Umständen und aus Rücksicht für die arme G., die hier bleiben will, unmöglich ausziehen und muß das Beste von der Zeit erwarten. Es ist mir wenn ich jetzt Abends nach Hause komme, als ob ich aus dem bunten farbigen Leben in das Reich des Todes träte. Denn gerade jetzt, als ob mir die Eindrücke, die ich zu Hause erlebe, recht tief und eindringlich gemacht werden sollten, erlebe ich draußen nichts als Freudenfeste und Zerstreuungen. Beer's Anwesenheit und Schadow's Geburtstag, der letzten Sonntag

gefeiert wurde, sind die Veranlassung. — Der Geburtstag war das schönste Fest, das ich je gesehen habe. Die jungen Maler hatten ein wunderschönes Transparent gemalt — eine Mutter Gottes, die einem schlafenden Maler im Traum erscheint. Das Fest wurde auf der hiesigen Gallerie gefeiert. Die großen Säle waren mit bläulichen Lampen schwach und mondlichtartig beleuchtet und mit Orangerie und andern Blumen und Gewächsen durch den Hofgärtner Weihe auf das schönste ausgeschmückt. In der Thüre, die aus dem großen Saal in den kleinern führt, erschien das Transparent, wie eine wahre Vision, und dahinter aus der Ferne her ertönte, wie ein Gesang der Seligen, ein altes italienisches Gesangstück von Lotti, von sechs Männerstimmen ausgeführt. Andre Lieder und Chöre folgten — es waren Eindrücke des Himmels. Schadow ganz aufgelöst in Rührung, herzte und küßte die jungen Leute einen nach dem andern, und auch mir kamen die Thränen in die Augen. Das Transparent verschwand und durch hellere und frohere Gesänge wurde eine andere Stimmung eingeleitet. Da erschienen Hildebrandt und Schrödter, zwei sehr talentvolle junge Maler, als Berliner Guckkastenmann mit seinem Gehülfen. Die Bilder des Guckkastens, alle mit dem heitersten Humor, zum Theil wahrhaft genial ausgeführt — das treffliche Spiel der beiden Masken, die höchst witzig und lebendig improvisirten, verwandelte die ätherische Stimmung in eine zwar mehr irdische, aber sehr vergnügte. Um so schneidender war daher der Eindruck, als ich in mein Leichenhaus heimkam. Es sind mir hier bei Todesfällen ein Paar Gebräuche aufgefallen, wovon ich Euch noch in Kenntniß setzen will. Wie man nämlich an andern Orten, sobald der Tod erfolgt ist, alle Fenster zu öffnen pflegt, so werden hier alle Läden und Jalousien des Hauses geschlossen, so lange die Leiche im Hause ist. Auch in meiner Wohnung habe ich es mir, da ich bei einer solchen Gelegenheit nicht auf meinem Miethsrechte bestehen wollte, gefallen lassen müssen, die drei Tage bei geschlossenen Läden zuzubringen, wodurch der finstre unheimliche Eindruck noch verstärkt wurde. Nur in dem hintern Zimmer wurde mir einiges Licht vergönnt.

Ebenso erstaunte ich über eine andere Sitte. Am Morgen des Begräbnisses wurde der Sarg hinuntergeschafft, und doch war kein Leichenwagen zu sehen, sondern eine höchst elegante offne Chaise fuhr vor und auf diese wurde der Sarg gestellt. Ich erkundigte mich, wem die Equipage gehöre, und erfuhr, daß es der Wagen des Grafen von Spee sei, der ihn dazu, aus Freundschaft, herleihe. Wer es nämlich irgend bewerkstelligen könne, würde hier auf diese Weise begraben und der gewöhnliche Leichenwagen wäre nur bei Personen niedern Standes gebräuchlich. Ueber die Chaise und den Sarg wurde dann eine schwarze Decke gebreitet und nach dem Begräbniß setzte sich Graf Spee in seinen Wagen und fuhr nach seinen Gütern zurück. Doch genug der Todesbilder — nun noch ein Bild des Lebens — unser zärtlich poetischer Verkehr mit Elberfeld dauert fort, wenn wir auch noch immer nicht hingekommen sind. Ich schrieb Euch im letzten Briefe, wie wir, schon auf dem Wege, durch Regengüsse zum Umkehren genöthigt wurden. Wir erhielten darauf eine poetische Strafepistel in Form eines Urtheils. Darauf haben wir nun Jeder ein Werk von uns hingesandt und es mit einem Gedicht begleitet — ich den Alexander mit folgenden Versen:

„Auf! die Rosse gezäumt! die Fahnen entrollt! zu dem Ganges,
Hin zum gepriesenen Strom folgt dem Bezwinger der Welt!
Dort lacht ewiger Lenz, dort winken Euch Wonnen des Himmels,
Wie sie, von Nektar berauscht, Zeus der Olympische träumt!“
Alexander befahl's — da schwoll im Herzen der Krieger
Sehnsucht mächtig und tief und sie begannen die Fahrt.
Doch des Geschicks Rathschluß und der Neid der unsterblichen Götter
Wälzt' Hemniss' in den Weg — Regen, unendlicher, sank,
Alle die Pfad' in Sumpf und Morast umwandelnd — es keuchten
Die Schwerwadtenden fort — endlich erlahmte die Kraft
Und sie wandten sich um und entsagten dem lockenden Preise,
Kehrten nach Babylon heim, kummerbelasteten Sinn's.
Also auch wir — und könnt Ihr uns zürnen? Ihr wißt ja, Poeten
Sind ein zartes Geschlecht — ach, und es regnete sehr!
Regnete so — beim Zeus, daß dem Fußvolk selbst Alexanders
Nicht so schwer, so dicht, Regen die Pfade gehemmt!
Darum, wenn wir den Preis nicht gepflückt, den die Muse geboten,
Klaget, Ihr Guten, nicht uns, klaget die Götter nur an! —

Auf unsre Entschuldigungen haben wir nun eine zweite poetische Sendung erhalten. Ein Herr hat uns in einem demüthigen Sonett voll Verehrung und Anbetung besungen. Dagegen ist eine Dame keck und amazonenhaft gegen uns in die Schranken getreten. Sie sagt: nur unsre Helden seien tapfer, aber wir — wüßten, daß der Regen naß mache u. s. w. u. s. w.

Düsseldorf, den 24. September 1829.

— — — Es ist jetzt sehr einsam hier. Beer ist abgereist, Schadow und der Maler Hildebrandt haben ihn begleitet. Die andern Maler haben eine Fußreise nach der Ahr gemacht. Ich sitze hier und werde mir das Reisen, wenn ich nicht alle Hoffnung aufgeben will, Euch übers Jahr zu sehen, wohl vergehen lassen müssen. Das ist überhaupt die Seite, worüber ich am verstimmtesten bin. — Meine letzte Hoffnung habe ich auf meine Rosamunde gesetzt. Wenn sie so gelingt, wie sie in glücklichen Stunden vor mir steht und die ersten Scenen gelungen sind, so kann ich etwas davon erwarten. In den letzten Wochen habe ich mich aber gänzlich unproductiv gefühlt und, nach Goethe's Ausdruck, auch nicht den Saum des Kleides einer Muse gesehen. Das hat denn meine Verstimmung bedeutend erhöht. Daß ich gerade jetzt, wo ich etwas freiere Hand habe, nichts zu Stande bringen kann, ist traurig genug. Zu den Hohenstaufen gehört Rosamunde nicht. Zwei Königsgatten, die sich leidenschaftlich lieben und eben so leidenschaftlich hassen — der Haß siegt — das ist der Stoff. Es klingt wunderlich und unwahrscheinlich, wenn man es so allgemein hinstellt — doch ist es mir gelungen, das schwierige Verhältniß ganz natürlich zu machen. Ich muß aber einen Grad von Leidenschaft schildern, dessen Darstellung nur in den glücklichsten Stunden gelingen kann. „Du hast den Fluch dir in dein Haus geraubt", sagt der Vertraute zum Könige und dieser antwortet:

„Ich hab' den Fluch mir in mein Haus geraubt,
Haß und Verzweiflung sind die Könige
Darin, und dennoch grausam täusch' ich mich,

Als müſſ' in ihrem Herzensgrund tief unten,
Wenn ich bis dahin dringen könnt', ich noch
Die Liebe finden, meiner Inbrunſt Ziel; —
Je eiſig kältre Blick' und Worte ſie
Wie eh'rne Mauern mir entgegendämmt,
Um deſto glüh'nder ring' ich an — ich grab'
Und grabe nach dem tiefverborgnen Schatz
Und werd' am End' — den Wahnſinn finden! — —
Erſcheint mir's dann, auch mir, recht grauenvoll,
Als ſei ſie eine böſe Zauberin,
Die mich, wie der Magnet, mit dunkler Macht
An ſich gezogen und gekettet und
Mir nun mit feindlich kalt geſpenſtiſcher
Wolluſt das Blut und letzte Mark ausſaugt, —
Dann hinter meiner heißen Liebesglut
Keimt's wie Erbittrung heimlich auf und ſie,
Sie ohne die ich
Nicht leben kann, ich könnte ſie — zerſtören!

Er hat ihren Vater, den Gepidenkönig Cunimund, in der Schlacht getödtet — ein alter Nationalhaß wüthet zwiſchen den Gepiden und Longobarden, und das iſt der Grund, warum:

„Die ſtolze, ſteinernunzugängliche
Gepidin ſeinen Werbungen
Ein kaltes Aug' entgegen hält und nur
Beim Namen König Cunimunds zu Thränen
Erwarmt.

„Was konnteſt du?" fragt ihre Schweſter Algardis. Roſamunde erwiedert:

Frage, was ich geſollt!
Dann heb' ich dir ein blut'ges Tuch empor
Und drunter liegt — — — ob's Alboins Leichnam,
Ob meiner ſei, ich weiß es nicht, — doch Er
Oder ich — das galt es! Von uns beiden Eins
Mußt' auf die Bahr', eh' Kirch' und Prieſterſpruch
Den Bund geſegnet und der Vater ihm
Geflucht — er oder ich — vielleicht auch beide.

Er hat ſie auf unmenſchliche Weiſe zur Ehe gezwungen. „Ich ſeh' es noch", ſagt Algardis,

Wie Alboin dich an der Hand ergriff
Und in das Fenster führte. Draußen stieg
Ein Feuer in die sternenlose Nacht.
Der trübe Wiederschein beleuchtet ihn
Furchtbar, als er die Worte sprach: „Dort brennt
Auf mein Gebot
Ein Dutzend Hütten des Gepidenvolks —
Und bis du mich als Eh'gemahl begrüßt,
Wirst du an jedem Abend solche Gluth
Zum Himmel lodern sehn!" — — Ich war dabei
Und will dir Zeugin vor dem Vater sein, u. s. w.

Ich weiß nicht, ob Euch durch diese wenigen Stellen das Verhältniß klar geworden. Das Ganze wird ein Nachtstück, eine gigantische Liebestragödie, wie es Immermann einmal nannte.

Lux ist noch nicht hier gewesen. Weit besser als durch ihn, kann ja aber Theodor durch Häring von meinen hiesigen Verhältnissen unterrichtet werden. Dieser kennt alle meine nächsten Umgebungen, Schadow, Immermann, die jungen Maler. Die letzten vermisse ich jetzt schmerzlich — ihr Umgang ist mir äußerst wohlthuend. Seltsam ist es, daß Immermann mit ihnen in fast unfreundlichem Verhältniß steht und Beer sich geradezu feindlich gegen Lessing ausspricht. Mir selbst haben die beiden Herren es ordentlich übel genommen, daß ich diesen in Schutz nahm. Sie halten ihn für äußerst hochmüthig und anmaßend — ich weiß es aber besser, daß es nichts als Blödigkeit ist, die sich in die Maske des Trotzes kleidet. Ich kenne dergleichen Stimmungen aus eigner Erfahrung. Gegen mich beweist er das größte Zutrauen, ja sogar jetzt größeres, als gegen Schadow, der darüber etwas neidisch scheint — ich habe Einfluß auf seine Arbeiten — wie denn überhaupt mein Verhältniß zu den Malern etwas sehr Angenehmes und Belebendes hat. Sie stehen zwar an Ausbildung und Kenntnissen weit unter mir, aber ihre Empfänglichkeit ist sehr groß, und da ich den Schein des Lehrens vermeide und mich nicht in die Brust werfe, so wird Alles, was ich gebe, mit der größten Dankbarkeit und Liebe aufgenommen. — Immermann kann es nicht vergessen, daß er so und so viel älter ist;

man muß, sagt er, den jungen Leuten nicht zu viel in den Kopf setzen. Aber bei Künstlern, denk' ich, entscheidet das Alter gar nichts und der jüngste Genius ist vornehmer und edler, als der älteste Stümper. Gegen mich, der ihnen als Gleicher zu Gleichen entgegengetreten ist, zeigen sich die jungen Leute durchaus bescheiden — auch Häring hat sich in ihrem Kreise sehr wohlgefallen. Von Lessing habe ich Euch noch etwas zu erzählen, das ihn Euch noch viel interessanter machen wird. Auf dem hiesigen Kirchhofe ist das Grab seiner ersten Liebe. Es ist eine Geschichte rührend wie Mali's. Doch davon in meinem Nächsten.

Düsseldorf, den 25. October 1829.

Zürnt nicht, meine theuersten Eltern, wenn ich mich mit diesem Briefe etwas verspätet habe! Rosamunde, an der Ihr ja auch Antheil nehmt, trägt die Schuld. Ich habe mich in der letzten Zeit productiv, also glücklicher gefühlt — es ist einmal bei unser Einem die Hauptsache, freilich nur ein Rausch, aber ein Rausch, über den man vieles vergißt. Die Mischung von Liebe und Haß ist nicht so wunderbar und monströs, als Ihr, wenigstens Du, beste Mutter, zu glauben scheint; sie kommt in sehr vielen Freundschaften und Liebschaften vor — nur in geringerer Dosis — ich selbst habe sie erlebt. In meiner Rosamunde tragen aber noch dazu die äußern Verhältnisse die größte Schuld und machen das Ganze natürlich, ja nothwendig. Der Longobardenkönig Alboin hat den Gepidenkönig Cunimund in der Schlacht erlegt, das Gepidenreich zerstört und die gefangne Tochter Cunimunds gezwungen, seine Gemahlin zu werden. Diese hat ihn früher geliebt, sie liebt ihn noch immer; was ist aber natürlicher, als daß sie, die treue Tochter, sich diese Liebe zum größten Vorwurf macht, und sie mit Kälte und Schweigen bedeckt. Was ist von der andern Seite natürlicher, als daß diese Kälte den leidenschaftlichen, wilden Longobardenkönig endlich aufbringt und ihn zu Thaten fortreißt, die er später bereut. Ein alter Stammhaß zwischen den Longobarden und Gepiden kommt dazu — es kommt noch sehr vieles dazu, was ich hier

nicht detailliren kann. Gleich im Anfange erscheint Rosamunde von dem Gedanken gequält, daß sie zur Blutrache ihres Vaters verpflichtet sei. Eine furchtbare Kränkung, die sie von dem Könige erdulden muß, und die zugleich ihren erschlagenen Vater trifft, bringt endlich ihren wankenden Entschluß zur Reife — Haß und Rache siegen in ihrer Brust, und am Schlusse des 4. Actes stirbt Alboin ermordet. Sie hat ihrem Mordgehülfen ihre Hand mit einem furchtbaren Eide versprochen, aber nach der That ergreift sie ein so tiefer Widerwille gegen denselben, ihre frühere Liebe zu Alboin bricht in so mächtigen glänzenden Flammen hervor, daß sie halbbewußtlos, fast im Wahnsinn Gift in den Wein schüttet, den ihr verabscheuter Bräutigam, zur Stärkung nach dem Bade, sich hinstellen lassen, wo er den Mord von den Gliedern wäscht. Helmichis, so heißt der Gehülfe, trinkt von dem Gift, aber als er die Wirkung spürt und die Thäterin erkennt, zwingt er Rosamunden, den Rest auszutrinken. So gehen die Mörder, sich gegenseitig zerstörend, unter, und die zur Rache ihres ruhmvollen Königs hereinstürmenden Longobarden finden nur ihre Leichen. — Allerdings ein blutiges Stück, wenn auch nicht mehr Personen darin sterben, als im Alexander, nämlich drei. Die Beruhigung, bester Vater, muß wohl darin gesucht werden, daß keiner ohne seine Schuld untergeht. Es ist die einzige Beruhigung, die die Tragödie kennt. Nur schuldlose Opfer, wie z. B. Cordelia im Lear schlachtet sie nicht gern. — — — Doch nun genug von meiner schönen Mörderin. Hier geht Alles seinen alten Stiefel fort. Morgen werde ich mich dem Prinzen, der wieder hier ist, zu Füßen legen. Auch wird morgen die Ausstellung eröffnet, wo recht schöne Sachen zu sehen sind. Auch von Berlin, von Dresden, sogar von Wien her sind Bilder dazu gekommen. Das haben wir dem hiesigen Kunstvereine zu danken. In Hinsicht auf bildende Kunst lebe ich hier überhaupt so, wie ich es wohl nie wieder haben werde. Hildebrandt malt nun schon die zweite Composition, zu der ich ihm den Stoff vorgeschlagen: Judith im Augenblick, wo sie nach dem Schwerdt greift, um Holofernes zu tödten. Lessing hat eine

wundervolle Zeichnung unter den Händen, die mich ganz berauscht hat, den Tod Friedrichs des Rothbarts. Im Colorit steht er, wenigstens als Historienmaler, ein Paar Andern hier nach, Sohn und Hildebrandt, besonders dem ersten, aber an kräftiger, großartiger Erfindung ragt er wie ein Riese über alle hervor. Er malt jetzt ein wunderbar schönes Bild für den Berliner Kunstverein, — ein altes Königspaar sitzt in einer nach dem Hintergrund offnen Halle, in tiefen erstarrten Schmerz versunken. In einer Nische steht ein schwarzverhangner Sarg. Man kann leicht errathen, daß es ihr einziges Kind ist, das in dem Sarge liegt. Es ist nach Uhlands: des Königs Töchterlein. Eben so schön ist ein andres Bild von ihm, das der hiesige Kunstverein gekauft hat — ein Klosterhof mit Schnee bedeckt, alles winterlich und kalt. Durch den Kreuzgang bewegt sich ein schwarzer Nonnenzug, die vorderste trägt das Kreuz. In einer offnen Kapelle sieht man eine Nonne, die vor dem Altare das Amt verwaltet. Hinter ihr wieder ein schwarz verhangner Sarg. — Glaubt aber nicht, daß er blos Bilder mit Särgen malt! Jene beiden sind eine Frucht der Stimmung, von der ich Euch neulich schrieb. Auch er hat auf einem Grabe geweint. — Doch hinweg von der unglücklichen, hinüber zu der glücklichen Liebe. Eure Schilderungen von meines guten Rudolphs Braut und ihrer Brüder sind so anschaulich, daß ich beide schon kenne. Es scheint mir nach Allem, daß Rudolph nicht besser hätte wählen können. Davon, ob ich zur Hochzeit zu Euch kommen kann, will ich lieber nicht sprechen, denn wenn ich meine Finanzen mit meinen Reisehoffnungen vergleiche, wird mir ganz schwindlig. Das ist das Traurige bei der großen Entfernung, daß es mehr als ein fünftel meiner jährlichen Einnahme kostet, wenn ich meine Lieben einmal sehen will. Es ist hier verflucht theuer, Schneider und Schuster theurer als in Berlin — ein neuer Mantel wird nothwendig und dann, und dann, und dann — — ich weiß manchmal nicht, wo mir der Kopf steht. Wenn es mit der Rosamunde eine leichte glückliche Niederkunft giebt und wenn das Kind Wohlgefallen bei den Menschen findet —

das ist meine einzige Hoffnung, mein wahrer Anker. Es ist schlimm, daß es so ist. Ich hätte gewünscht, wenigstens das von der amtlichen Plackerei zu haben, daß ich die Poesie nur um ihrer selbst willen treiben könnte — doch —

Düsseldorf, den 12. Dez. 1829.

So sehr ich gewiß aus tiefster Seele wünschte, bei der Hochzeit meines guten Rudolph zu sein, so sehe ich doch noch nicht recht ein, wie ich es möglich machen soll. Ein so von Schulden belastetes Haupt, wie das meine, darf wenigstens keine neuen Schulden machen, und muß vor allem darauf sinnen, die alten abzutragen. Der letzte Anker in dieser Hinsicht ist meine Rosamunde und die Hoffnung, sie nächsten Winter auf die Bühne zu bringen. Bis zum Mai kann ich aber gar nicht daran denken, damit zu Stande zu kommen, ja ich will zufrieden sein, wenn ich sie Ende Juli nach Berlin schaffe, wo ich dann theils auf die Güte meiner Arbeit, an die ich meine ganze Kraft setze, theils auf die gute Meinung, die der jetzige Generalintendant, wie ich weiß, von meinem Talente hat, wegen einer baldigen Aufführung rechnen muß. Die größten Schwierigkeiten, die die Arbeit darbot, und die mich manchmal aufs äußerste verstimmten, da unter meinen jetzigen Verhältnissen mir ein mißlingender Versuch doppelt unangenehm sein müßte, liegen Gott sei Dank hinter mir und ich kann jetzt die großen Schönheiten, die der Stoff bietet, und die sich immer deutlicher hervorstellen, mit Muße einerndten. Zwei gescheute Männer, die ich seit kurzem kennen gelernt, Ober-Landgerichtsrath Schnaase, der hierher als Procurator versetzt worden, und D. Brecht aus Elberfeld sind beide mit der Behandlung meines Stoffes durchaus einverstanden. Die große Schwierigkeit ist überwunden, es gehörig zu motiviren, daß Alboin in seinem Zorn so weit geht, Rosamunden bei einem Siegesfeste im halben Weinrausch zu zwingen, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, der, zum Becher umgeformt, um die Tafel kreist. Dies ist es, was endlich Rosamunden die Kraft zur Rache giebt, und den Tod

des Königs herbeiführt. Ihr seht, daß es meine nächste Pflicht ist, dies Werk zu Ende zu führen — theils um meinen Finanzen aufzuhelfen, theils weil es in litterarischer Hinsicht nöthig wird, daß ich wieder mit etwas und zwar Tüchtigem hervortrete. Aus dem letzten Grunde treibt mich Immermann tüchtig an, den ich immer lieber gewinne und immer mehr als meinen wahren Freund erkenne. — Ich glaube auch, daß ich Tieck nicht nöthig haben werde, ja es ist zweifelhaft, ob mir Tieck beim Alexander mehr geschadet oder geholfen hat. Immermann meint das Erste. Das Ehrenschwerdt kannst Du wenigstens Mamaken, nicht anführen; denn dies leicht hingeworfne Werk, das freilich noch immer so gut ist, daß ich mich nicht schäme, es geschrieben zu haben, kann doch mit dem Alexander die Probe nicht aushalten. Ueberdies wurde es so viel schlechter aufgeführt und ich habe nachher so wenig dafür gethan, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Ich habe aber Euch und mir eine Hoffnung benehmen müssen — um dies in etwas auszugleichen, melde ich Euch denn, daß ich — Gott behüt' es, wie ich aus Aberglauben vorausschicke — mit meiner Gesundheit sehr zufrieden sein kann, und die übeln Einflüsse Triers immer mehr zu verwinden anfange. Meine Hauptcur besteht darin, daß ich Morgens nach dem Aufstehen kaltes Wasser trinke, dann regelmäßig meine Bewegungen mache und erst dann frühstücke. Auch habe ich diesen Sommer sehr viel im Freien gelebt. Dagegen kränkeln jetzt der arme Lessing und Hildebrandt, und da ich Mittags zwischen ihnen sitze, so scherze ich oft darüber, daß ich ihnen meine Kränklichkeit angehaucht habe. Beiliegenden Brief von Schadow und den Malern, wodurch ich zu ihrem Clubb als Mitglied eingeladen worden, bitte ich zu den rheinischen Acten zu nehmen.

Düsseldorf, den 5. Novbr. 1829.

Der Verein, welchen wir unter uns gebildet und dessen Hauptzweck ist, die Regsamkeit der künstlerischen Erfindung lebendig zu erhalten, bedarf des Hinzutritts von Männern, die in

der Litteratur wohl erfahren, mit reichem Geist und großer Erfahrung die edle Dichtkunst üben.

Wir wagen es daher, uns an Sie, verehrter Herr, zu wenden, um Sie ergebenst um Ihren Beitritt zu unsrer Gesellschaft zu ersuchen.

Wöchentlich einmal, am Sonnabend Abend um 7 Uhr, versammelt sich der Verein bei Breitenstein in der Bolkerstraße.

Die Ordnung ist von der Art, daß am ersten Sonnabend sich ausschließlich die Künstler, welche Entwürfe gemacht, versammeln.

Am zweiten und dritten Sonnabend aber sollen den Ehrenmitgliedern theils die Entwürfe zur Beurtheilung gezeigt werwerden, theils wünschen wir durch passende Lectüre und Gespräch die Abende auszufüllen.

Somit würde Sonnabend den 7. November derjenige Abend sein, an welchem wir Ihre hochgeehrte Gegenwart sehnlichst wünschen. Indem wir Sie dringend bitten, uns die Ehre Ihres Beitritts zu schenken, nennen wir uns mit der innigsten Hochachtung

Ihro ergebenste

W. Schadow. Th. Hildebrandt.
J. W. Schirmer. A. Schmidt.
E. Bendemann. H. Mücke.
C. Sohn. C. F. Lessing.
J. Baptiste Sonderland. E. Pistorius.

Düsseldorf, den 15. Jan. 1830.

Herzlichen Dank, bester Vater, für die überschickte Recension und den Antheil, den Du an meinem Embryo nimmst! — Der Kritiker möchte, nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen, mit meiner Auffassung nicht einverstanden sein; doch vielleicht würde er mit sich sprechen lassen, und wo nicht — habeat sibi. Er will Rosamunden als rachedurstiges Mannweib aufgestellt haben — dergleichen Charaktere sind aber eher widrig als groß. Meine Rosamunde ist ein weibliches Weib — nur von einer

düstern Phantasie beherrscht, die sie zur Religion ihrer Väter und deren finstrem Götterdienst hinzieht. Darum ist auch das Gefühl, daß sie zur Blutrache verpflichtet sei, so lebendig in ihr. Dazu kommt, daß es allerdings auch nach christlichen Ansichten etwas Unnatürliches hat, wenn eine Tochter Den leidenschaftlich liebt, der ihren Vater erschlug, und der tiefe Vorwurf, mit dem sie sich quält, muß ihr allerdings ihre Rachepflicht in einem um so grellern Licht erscheinen lassen. Sie drückt dies einmal so aus: — Weil ich mich so schwach, so schuldig fühle, steht die Pflicht so riesengroß vor meiner Seele! Hätt' ich

Die Kraft, ihr zu genügen, würd' ich auch
Die Kraft wohl finden, ihr zu widersteh'n.

Ich habe jetzt zwei Acte vollendet und arbeite im dritten. Wir wollen guten Fortgang wünschen. — — — —

Von Elberfeld aus lerne ich jetzt die Lasten des poetischen Rufes kennen. Mein Alexander hat dort furore gemacht und nun kommen sie und besuchen mich und sitzen viele Stunden lang bei mir und drohen mir mit Gedichten und Trauerspielen, die sie mir zur Begutachtung vorlegen wollen. Es ist dort eine sehr poetische Kaufmannschaft. Wenn sie mir lieber etwas von ihrem unermeßlichen Gelde abtreten wollten; denn es ist die reichste Stadt in der ganzen Monarchie. Zum Frühling will ich denn doch einmal hinüber. Ich bin auf mehrere Tage eingeladen, und in der reizenden Villa des reichen poetisirenden Kaufmanns Feldhof et Comp. erwartet mich ein ruhiges stilles Zimmer mit der schönsten Aussicht! — Was will man mehr? — Der Fasching und die Gesellschaften sind hier wieder angegangen und außerdem liegt viel juristische Arbeit vor; darum verzeiht, wenn ich diesmal so eilig schreibe — ich wollte Euch nicht gern warten lassen und der armen guten Mutter wieder Angst machen.

Tausend Glückwünsche zum neuen Jahre! Ich habe es beim Prinzen auf einem großen Balle in Gala, Schnallen auf den Schuhen, engen Beinkleidern und dreieckigem Hute begrüßt.

Düsseldorf, den 4. Juli 1830.

Heute, wo ich die erste (bei weitem größte) Hälfte meines vierten Actes vollendet habe, kann ich Euch mit rechter Seelenruhe schreiben und Eure gestern empfangnen Briefe beantworten. Meine Schuld soll es nicht sein, bester Vater, wenn ich nicht hier mit meiner Arbeit fertig werde. Da ich mir aber die Zeit zur Reise nicht wählen kann, ja es eben so wenig von mir abhängt, wann ich fertig werden will und ich die Vollendung bis nach meiner Zurückkunft nicht aussetzen darf, ohne mir die Hoffnung noch im nächsten Winter auf die Bühne zu kommen ganz und durchaus abzuschneiden, so war die Einrichtung, die ich getroffen, die einzig mögliche, wenn ich nicht die Reise ganz aufgeben wollte. Die Beihülfe der Kritik mag in den ersten Acten von gutem Nutzen sein, aber wer in dem vierten seines Wegs noch nicht sicher ist, thut besser umzukehren. Und diesmal fühle ich mich sicher. Uebrigens werde ich von Euch aus über Dresden nach Berlin gehn (der längere Weg wird durch die Bequemlichkeit der Schnellposten ersetzt) und dort mit Tieck conferiren, dem Häring schon meinen Plan mitgetheilt und der sehr damit zufrieden gewesen ist. Ich gestehe, daß ich bei der Rosamunde etwas größere Ansprüche mache als bei meinen früheren Versuchen. Ich habe diesmal eine Tragödie im vollen Sinne des Worts schreiben wollen und ich habe das Gefühl, daß es mir gelingen wird. — Der Beifall, den Fürst Pückler meinem Alexander zollt, ist mir allerdings sehr schmeichelhaft und die Bemerkungen, die Du mir mittheilst, fein und poetisch. Ob ich es aber bei der so kurzen Zeit meines Aufenthaltes werde möglich machen können seine Bekanntschaft zu machen, behalte ich mir noch vor mit Euch zu berathen. Nun zu Dir, beste Mutter. Zuerst meinen innigsten Dank für die Beschreibung von Asta's Hochzeit. Der Brief ist ein wahres Voßsches Idyll im besten Genre. — — — — — — — — —

Düsseldorf, den 5. October 1830.

Vorgestern bin ich gesund und munter hier angekommen, die Reise war trostlos — der häßliche Wind, der Schmutz, ein Rheuma im Nacken, das sich erst gegen Ende der Reise verlor — unerfreuliche Gesellschaft (doch mochte wohl meine Verstimmung und Unpäßlichkeit daran Schuld sein, daß sie mich nicht mehr ansprach) das Alles machte mir einen gar zu grellen Abstich gegen die glücklichen Wochen, die ich erst in Eurer Mitte und dann unter meinen lieben Berlinern verlebt hatte. Die Liebe und Freundschaft, in der ich in diesen letzten beiden Monaten, ich möchte sagen, geschwelgt habe, hat mich so verwöhnt, daß ich mir hier ordentlich einsam vorkomme und mich weniger glücklich fühle als vorher. Was ist die wohlwollende Achtung, deren ich hier genieße, gegen die Liebe der Meinen und Roberts Freundschaft? Wenn es möglich ihn noch lieber zu haben, als ich ihn schon hatte, so würde dies jetzt der Fall sein. Und mein guter freundlicher Theodor — daß ich von Euch Allen so weit, weit getrennt leben muß! Und doch habe ich eigentlich Unrecht, zu murren. Ist es nicht schon ein großes Glück, so reich an Liebe zu sein, wenn man sie auch nicht von Auge zu Auge genießen kann?

Mit der Rosamunde geht es gut. Ich hoffe sie noch diesen Winter in Berlin auf der Bühne zu sehen. Zwar hatte sie Graf Redern bei meiner Abreise noch nicht gelesen (er hatte sie erst einen Tag im Hause) — doch war er so überaus artig, daß ich mir das beste versprechen kann. Er forderte mich mehrmals auf ja bald wieder etwas einzusenden, und versicherte mich, daß es mit der größten Sorgfalt in die Scene gesetzt werden solle. Sie seien jetzt so gar arm. „Wenn Sie", schloß er, „einmal wieder nach Berlin kommen, so disponiren Sie ganz über mich. Was nur in meinen Kräften ist, steht Ihnen zu Dienst." Das Angenehmste, was er mir sagte, war aber, daß die Crelinger nach ihrer Rückkunft aus Petersburg zum erstenmal im Alexander auftreten würde. Ich halte mich zwar immer

noch nicht versichert, daß es wirklich geschehen wird, denn es ist schon seit Jahren im Werke, den Alexander wieder auf die Bühne zu bringen, und hat sich immer an einem oder dem andern Hinderniß gestoßen, aber man fühlt doch, daß der Gedanke noch nicht aufgegeben ist. Ich gestehe, daß es mich außerordentlich freuen würde. Es wäre ein großer Sieg! —

Ihr werdet nun schon in Eure warme heimliche Bibliothekstube gezogen sein und der gute Vater, heimgekehrt, Euch des Abends mit behaglichem Vorlesen vergnügen. Ich aber sitze hier mit einigen Büchern einsam und allein, ein angehender Hagestolz, denn alle Abende kann ich doch weder zu Hoffmann noch Schnaase gehen, habe auch keine Lust dazu. Es mag sein, daß das überreiche Leben, das ich während meines Berliner Aufenthaltes führte, an meiner Verstimmung Schuld ist, aber ich bin von Herzen verstimmt, sehne mich nach Zerstreuung, nach — ich weiß selbst nicht was — und kann mich noch gar nicht wieder zu einem ruhigen, regelmäßigen, einsamen, studirenden Leben entschließen.

Heute morgen war ich beim Prinzen Friedrich, der aber auf der Jagd und nicht zu Hause war. Ich freue mich auf die Zusammenkunft mit ihm, da ich ihm vieles aus Dresden und auch Berlin zu erzählen habe, was ihn wohl interessiren wird. Er soll sich sehr vernünftig und friedlich über die politischen Verhältnisse aussprechen. — — — — — — — —

Düsseldorf, den 6. Dezember 1830.

Am 23. vor. Mts. ist endlich einmal der Alexander und Darius wieder über die Bühne gegangen und ein so unbedeutendes Ereigniß dies in einer Zeit so großer Umwälzungen und so drohender Welterfahrungen sein mag, so hat es mir, den es zunächst angeht, dennoch viel Freude gemacht. Es hat sich, wie Ihr aus dem beigehenden ersehen werdet, zwar kein großes aber ein sehr erregbares Publikum eingefunden und die Aufnahme scheint ungewöhnlich gut gewesen zu sein. Wahrscheinlich wird

bald eine Wiederholung stattfinden und sich dann vielleicht auch die Zahl der Zuschauer vermehren, wenn nicht die Wolken am politischen Horizonte die Theaterlust zu sehr zurückdrängen. Ich erwarte täglich etwas über die Rosamunde zu hören, an deren Aufführung und Wirkung mir allerdings noch mehr gelegen ist. — Sehr erfreut hat es mich, aus dem Briefe der guten Mutter ersehen zu haben, daß Du wieder unter unser heimathliches Dach zurückgekehrt bist. Ich denke noch immer mit Sehnsucht an die glücklichen Wochen zurück, die ich dort verlebt habe. Ich kann nicht sagen, daß ich mich hier unglücklich fühle — ich würde sehr großes Unrecht daran thun — und die Unbehaglichkeit, von der ich Euch in meinem letzten Briefe schrieb, ist längst vorüber. Aber dennoch vermisse ich viel, sehr viel. Das vertrauliche heimliche Eures Daseins, was besonders jetzt seit den beiden Heirathen so sehr gewonnen hat, da nun auch Berberg und Görlitz, für das ich meine alte Neigung behalte, mit in den Kreis gezogen sind, kann mir nichts ersetzen. —

Düsseldorf, März 1831.

Vor allen Dingen melde ich Euch, daß ich mich — unberufen — wohl befinde, etwas, das mich einigermaßen wundert, da jetzt hier Alles des Wetters wegen kränkelt, sogar der gewaltige Lessing, der mich gestern zu fürchten machen wollte, indem er mir sagte, es sei eben nach der gemeinen Meinung kein großes Zeichen von Gesundheit, wenn man allein gesund bleibe, während sich Alles übrige in die bösen Einwirkungen der Luft schicke. Vorgestern Abend hatte ich eine große Freude. Der Maler Schrödter sagte mir, daß Lessing den wunderschönen Carton, an dem er jetzt arbeitet, nach dem Urtheil der Kenner eins seiner vorzüglichsten Werke bis jetzt, mir zum Geschenke bestimmt habe. Es ist ein so außerordentliches, bedeutendes Geschenk, der Beweis von Freundschaft, der darin liegt, rührte mich so, daß ich darüber die Nacht nur wenig schlafen konnte. Zwar schweigt er noch (wahrscheinlich weil der Carton noch nicht fertig ist) und ich halte mich darum meiner Sache noch nicht ganz ge-

wiß, da ich gestern aus dem Munde des Regierungssecretär Fallenstein, der die Seele des hiesigen Kunstvereins ist, hören mußte, daß er (Fallenstein) sich Pläne auf den allgemein bewunderten Carton macht. „Ich werde", sagte er mir, „schon mit ihm Handels einig werden." Natürlich ließ ich mir nichts merken, wenn auch mein Gesicht um einige Zoll länger geworden sein mag. Gleich darauf begegnete ich Lessing und sagte ihm, daß ich Fallenstein auf der Akademie getroffen. Er fragte mich, was er zu seinem Carton gesagt. Er hat ihm, antwortete ich, so gefallen, daß er Absichten darauf zu haben scheint. Ich wollte nämlich gerne wissen, woran ich wäre. Lessing gab hierauf deutlich zu erkennen, daß sich Freund Fallenstein vergebliche Hoffnung mache, aber umsonst hoffte ich etwas zu meinen Gunsten aus seinem Munde zu hören. Da nun Fallenstein ein sehr gewandter Fuchs ist, so ist es leicht möglich, daß er mir noch die Beute wegfischt. Aber mag es auch kommen wie es will, schon die Absicht des herrlichen Lessing muß mich sehr glücklich machen. — Einen Carton nennt man, wenn Ihr es vielleicht noch nicht wissen solltet, diejenige Zeichnung, die ein Maler bevor er an ein Gemälde geht, in der Größe desselben entwirft, um sich dann bei der Ausführung danach richten zu können. Er unterscheidet sich von einer bloßen Handzeichnung durch die weit größere Sorgfalt und Richtigkeit womit er ausgeführt wird. Besonders Lessing macht fast alle Studien, ehe er an den Carton geht. Der gegenwärtige ist ungefähr vier Fuß breit und drei Fuß hoch, ein Meisterstück. Der Gegenstand ist aus der Lenore von Bürger: Links das heimkehrende Heer, rechts ein Reuter, der sein Liebchen gefunden — der Reuter ist Lessing selbst, sprechend getroffen. — Im Mittelpunkte Lenore auf ihre Mutter gestützt. Schmerz und Verzweiflung in ihren Zügen. Sie thut noch eine letzte — wie man sieht schon hoffnungslose — Frage an den jungen Reuter, der ihr mit dem ganzen, ehrlichen, treuherzigen, theilnehmenden Ausdrucke Lessings eben keine tröstliche Antwort zu geben scheint. Im Hintergrunde sieht man die Thürme und Mauern der alten Stadt, nach deren Thoren die Reuter links

hinziehen. Auch diese Reuter sind herrlich, — so verschieden von einander, so wahr, so lebendig — —

Mit meinem Spartacus geht es rasch und glücklich vorwärts. Mit der Rosamunde macht man mir in Berlin einigen Aerger, so daß ich schon fest entschlossen war, sie zurückzufordern. Ich entschließe mich äußerst schwer, sie einer Commission zu unterwerfen, an deren Spitze sich Herr Raupach befindet und in die er fast nichts als seine Creaturen geschoben hat. Das einzige Mitglied der Commission, auf das ich mich verlassen kann, ist Raumer und ich habe daher Theodor Auftrag gegeben, zu diesem zu gehen und ihn zu fragen, wie denn die Sache eigentlich steht. Jedenfalls werde ich mein Stück jetzt nach Wien schicken. Bald ein Mehreres. Es ist Mittag. Gesegnete Mahlzeit, Mütterchen.

Düsseldorf, den 1. Mai 1831.

Eure Ahnung hinsichts der Rosamunde hat Euch betrogen. Herr Raupach und seine Creaturen (denn anders kann ich diese soidisant Commission nicht bezeichnen) haben mir die Rosamunde zurückgeschickt. Ich konnte es voraussehen und darum hat mich die Sache weniger getroffen, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre, wenn es auch immer, wie sich Immermann darüber aussprach, unangenehm bleibt in die Hände der Schufte zu fallen. Der Einzige, den ich dabei nicht verstehe, ist Herr v. Raumer. Wahrscheinlich hat man ihm vorgestellt, daß die Rolle für die Crelinger zu angreifend sei und sie ruiniren könne, und der alte Seladon hat nicht widerstehen können. Vielleicht hat er auch bloß der Menge weichen müssen. Nun die Herrschaft des Scaramutzes Raupach (siehe Tiecks verkehrte Welt) muß bald ihr Ende finden. Er fängt das Spiel zu plump an. Ich werde jetzt mein Werk nach Wien senden. Wird es angenommen und gefällt dort, so hoffe ich, soll dies dem Herrn Raupach keinen geringen Stoß versetzen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Meine Stimmung und mein Befinden sind sonst, unberufen,

sehr gut. Ich habe in jeder Hinsicht Ursache mit der Fügung Gottes, die mich in meine gegenwärtigen Verhältnisse gebracht hat, sehr zufrieden zu sein. Wenn ich ein paar hundert Thaler mehr einnähme, wäre es freilich noch besser, aber Geld ist einmal nicht unser Erbtheil und man muß sich zu begnügen wissen. Gegen die Versetzung nach Berlin stemmt sich ein gewisses Etwas in mir. Ich fürchte, daß ich es bereuen würde. Berlin hat durch die letzte Geschichte eine widrige Seite für mich bekommen. Ich kann durchaus nicht erwarten, dort so angenehme Amtsverhältnisse, eine so unabhängige Stellung zu finden wie hier. Ich kann endlich nicht hoffen, einen Kreis zu finden, der mir meinen hiesigen Umgang ersetzt. Ich finde in Berlin zwar Freunde, die mich gewiß ebenso, ja mehr lieben als diejenigen, die ich hier verlassen würde — aber das gemeinschaftliche Leben in Kunst und Wissenschaft, die reichen Anregungen, das Zusammenstreben und Forschen würde mir dort abgehen. Es ist eine Jugend und Frischheit in unserm geistigen Treiben, von der auch Freund Löbell, der uns vorige Woche besuchte, ganz entzückt war, und sich nur mit schwerem Herzen von uns losriß. Sogar Er, der sich schon in ein festgemachtes System zurückgezogen hat, ist von der Lebendigkeit und Freiheit unsrer Ideen, ich möchte sagen, wieder flüssig gemacht worden. Es waren einige schöne Tage, die wir mit ihm verlebten. Er ist jetzt professor ordinarius in Bonn geworden, und schreibt die Geschichte von Frankreich für die Heeren-Ukertsche Sammlung. Lessing — mein herrlicher Lessing, wie ich ihn jetzt nennen kann — hat die Hoffnung wegen des Cartons wahr gemacht. Es fiel dem seltsamen Menschen erschrecklich schwer, mir davon zu sagen. Es wurde ein einsamer Spaziergang veranstaltet, aber wenn ich ihm nicht endlich ein wenig zu Hülfe gekommen wäre, ich glaube, er hätte es noch jetzt nicht heraus. Um so mehr rührte uns der Augenblick und ich denke, unsre Freundschaft soll fest bleiben. Ich habe ihm ein Exemplar des Alexander geschenkt und folgendes kleine Gedicht hineingeschrieben, zu dessen Verständniß ich nur bemerke, daß unter der schönen Leiche so-

wohl die neualtdeutschchristliche — als die antikisirende Kunst gemeint sind und Schnaase und ich von dem neuen Bilde Lessings an nicht nur eine Epoche in seiner Kunstbildung, sondern der neuen Kunst überhaupt rechnen. Er hat sich hier zum erstenmal von der einseitig melancholischen Richtung frei gemacht — nicht nur die Schattenseite, auch die Herrlichkeit und Freude der Welt ist in seinem Bilde.

Sie knieen vor einer schönen Leich' als Göttin
Im Tempel ihrer neubelebten Kunst
Und räuchern ihr und schminken ihr die Wangen
Und freun sich, daß sie so lebendig glänzt.
Dir aber, lieber starker Rittersmann,
Mißfällt der Leichendienst, du wendest dich
Vom Weg ab, wo der thör'ge Reigen tanzt —
Du ziehst durch Wildniß hin und Felsgeklüft
Und ringst dort einsam mit dem Schmerz der Welt —
Du fühlst, daß erst nach solchem bittern Kampf
Die schöne Fürstin in dem Zauberschloß
Erwachen wird und an das Herz dich drücken —
Doch nein, du ringst nicht mehr, du hast gesiegt,
Du Alexander, dessen Fahnen wallen.

Schreibt mir, wie Euch das Gedicht gefällt. Die Schilderung Eures schönen heiteren Familienlebens hat mich glücklich und wehmüthig zugleich gemacht. Wenn ich dabei hätte sein können!

Düsseldorf, den 13. Septbr. 1831.

Vor allen Dingen den herzlichsten Dank für Eure guten lieben Briefe, die mir die größte Freude gemacht haben. Ich denke in diesen Tagen besonders viel an Euch, da ich ja voriges Jahr um diese Zeit in Eurer Mitte so glücklich war. Leider wird dieser Gedanke durch die Euch und auch uns hier immer näher rückende Cholera sehr getrübt, die nun bereits in Berlin zum Ausbruch gekommen ist. Aber so weit die Nachrichten von dorther gehn, dort bei weitem milder als an andern Orten zu verfahren scheint. Man muß nur überhaupt nicht vergessen, daß

der Tod immer unter uns ist, daß immer tödtliche Krankheiten herrschen und daß die in jedem Augenblick über uns schwebende Todesgefahr durch die Cholera wahrhaftig nicht so vermehrt wird, daß es die große Furcht, die man überall davor hat und des Aufhebens, das man davon macht, verdiente. Zumal es sich immer mehr herausstellt, daß man sich durch Diät u. s. w. in einem solchen Grade davor schützen kann, wie z. B. weder vor Nervenfieber noch Ruhr. Vergeßt nur nie, wenn Ihr die Krankenliste aus Berlin seht, daß Berlin 240000 Einwohner hat. Ich schreibe Euch dies, weil ich gern das Meinige beitragen möchte, um Euch wegen unsres lieben Theodor zu beruhigen, denn was Euch selbst betrifft, so habe ich noch immer die Hoffnung, daß das giftige schmutzige Scheusal sich in Eure Berge nicht verirren wird. — Mir für meinen Theil kommt die Cholera noch von einer andern Seite in die Quere, indem ich nicht weiß, wie es unter diesen Umständen mit der Aufführung der Rosamunde in Wien werden soll, wo das Unthier auch schon mehrere Wochen vor den Thoren lauert. Jedenfalls muß ich die Zeit für sehr ungünstig dazu halten und war schon entschlossen an West*) zu schreiben und selbst um Aufschub zu bitten, aber theils ein gewisses Vorurtheil, das ich habe, so wenig als möglich in die Räder meines Schicksals zu greifen, theils der Umstand, daß ich aus den Berliner Zeitungen ersah, daß dort, der Cholera ungeachtet, die Theater noch immer besucht und neue Stücke mit Beifall aufgenommen werden, hielt mich zurück. Glaube deshalb nicht, beste Mutter, daß meine Sorge wegen der Rosamunde so weit geht, um meine Gesundheit darunter leiden zu machen. Ich habe sie jetzt an Tieck geschickt und bin auf sein Urtheil äußerst begierig.

Düsseldorf, den 26. Octbr. 1831.

Vorgestern empfing ich einen Brief von Dorothea Tieck aus Dresden, der mich in einen wahren Rausch der Freude

*) Schreyvogel, Regisseur beim Wiener Burgtheater.

versetzt hat. Er ist zu lang, als daß ich ihn Euch ganz abschreiben könnte. Hier nur das Wichtigste, sie schreibt: „Ich kann Ihnen sagen, daß mein Vater ganz und durchaus zufrieden ist, ja daß er entzückt und begeistert ist, sollte ich lieber sagen, denn jeder andre Ausdruck scheint mir zu kalt. Dreimal hat er uns die Rosamunde vorgelesen und ich wünsche dann nur immer, Sie wären hier und könnten ihn darüber sprechen hören und sich an seiner Freude erfreuen, daß unsre arme betrübte Zeit so etwas Großes und Edles hervorgebracht hat.“ Sie meldet mir, daß es schon in Dresden einstudirt werde, obwohl es eigentlich an den passenden Schauspielern fehlte. Doch ihr Vater sage: „kein Theater dürfe es sich entgehen lassen, durch ein solches Werk sich selbst zu ehren, auch sei es nicht nur schön, sondern auch so dramatisch, daß es immer noch, trotz aller Mängel der Darstellung, den größten Eindruck machen müsse.“ Ihr seht, daß der Beifall Tieck's noch weit größer und entschiedener ist, als beim Alexander und welchen Werth dieser Beifall grade jetzt für mich hat, kann ich nicht aussprechen. Abgesehen von dem bedeutenden äußeren Vortheil, den er mir bringt, und die Verlegenheit, in die der Herr Graf Redern gerathen werden, wenn sie davon hören, ist er für mein inneres Leben von unzuberechnender Wichtigkeit. Ich fühlte, daß ich den Weg, den ich eingeschlagen, nicht mehr verlassen, nicht auf andre Weise dichten könne, als ich in der Rosamunde gethan und obwohl mir eine innere Stimme sagte, daß ich das Rechte getroffen, mußte es mir doch höchst wünschenswerth sein, auch einen äußern ganz competenten Richterspruch darüber zu haben. Ich hatte allerdings sehr bedeutende innere Bürgschaften, denn die Heiterkeit, die seit einem Jahre über mich gekommen ist, die Frische, das neue Leben kann und konnte ich nur der Vollendung der Rosamunde zuschreiben, dem halbbewußtlosen Gefühl, meine Stellung in der Poesie, meinen Styl und damit meine Berechtigung endlich, nach *einem langen oft schweren Kampfe*, nach *vier eben nicht leichten Jahren* errungen zu haben. Freut Euch mit mir, denn wie mich Gott geschaffen hat, kann ich nun einmal mein

Recht zu existiren nur in der Poesie finden. Mich in meiner Assessorschaft zu begnügen, würde mir geradezu unmöglich sein und in einer Art von Lösung muß dies der Mensch, wenn er nicht ein Unglücklicher oder schlimmer wie ein Thier sein soll.

Düsseldorf, den 8. Decbr. 1831.

Seid nicht böse, daß ich so lange nichts von mir hören lassen, aber ich habe in dieser letzten Zeit so alle Hände voll mit Assisen und andren Amtsgeschäften zu thun gehabt, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf stand. Dazu kam die erste Scene einer Tragödie „die Chaldäer in Jerusalem", die mir nicht gleich nach Wunsch gelingen wollte. Endlich mußte ich noch zu diesem Allen Knall und Fall meine Wohnung wechseln, da mein Wirth so verschuldet war, daß man sogar die Meubeln, die ich in meinem Gebrauch hatte, mit Arrest belegte. — — — — — Die böse Cholera fängt jetzt an ihren Winterschlaf zu halten und ich hege sogar einige Hoffnung, daß wir selbst nächstes Jahr mit ihrem unangenehmen Besuche verschont bleiben sollen, Ihr wegen der Gebirge, die Euch schützen, denn das Unthier klettert nicht gern, wir weil sie ihren Lauf überhaupt mehr nach Nordwesten, nach England hinüber genommen hat. Doch fühle ich, daß diese Gründe nur eine ferne Hoffnung bieten. Ich gestehe, daß es mir sehr angenehm wäre, wenn sie uns dedaignirte, denn ich freue mich schon wie ein Kind auf die Herbstreise zu Euch, wo ich diesmal zwar kein ganzes, dafür aber $\frac{1}{5}$ und $\frac{3}{5}$ von zwei Tragödien mitzubringen denke. Es ist ein wunderliches Werk, das ich unter der Feder habe. Ein dramatisch glänzender Stoff, der aber, weil er die tiefsten Geheimnisse der Religion berührt, vielleicht von der Bühne ausgeschlossen bleiben dürfte. Jedenfalls soll es etwas werden, was noch nicht da ist, strenggläubig und doch alle Religionspartheien (wovon ich schon Proben habe) so wie den Denker befriedigend, mystisch ohne spielend zu werden. Der jüdische und der christliche Messias sind die mit einander ringenden Ideen des Stücks, den letzten Kampf kämpfen und zugleich ihre Versöhnung feiern sie am Schlusse des Stücks,

9*

in dem Propheten Jeremia, der klagend auf den Trümmern des Tempels sitzt:

Herr hab' Erbarmen! Meine Stimm' erstickt
Vor Weinen. Hab' Erbarmen! Denk' o Herr
Nicht bloß der Missethaten meines Volks,
Denk' auch des Bundes mit den Vätern! — doch
Was zag' und zweifl' ich?
Er ist ja der Wahrhaftige! — Heil, Heil mir!
O wunderbares Licht,
Das durch das Dunkel meiner Seele leuchtet!
O Seligkeit, die mich durchfließt! — Ich seh' ihn,
Den Gesalbten des Herrn,
Den der Heilige in Israel
Zu senden verheißen,
Ich seh' ihn thronen in Herrlichkeit,
Höher denn David,
Prächt'ger denn Salomo,
Und die Völker der Erde knieen vor ihm, —
Ich seh' ihn gebunden, gemartert, verhöhnt —
Wehe, wie fass' ich's?
Wird er ein König sein, ein gewaltiger,
Dem die Heiden dienen, die Fürsten der Erde?
Wird er ein Knecht sein, ein geschlagner,
Ein mißhandelter, ein verachteter? — — —
Wie Wolken wogt es um meine Seele, — —
Meine Seherkraft erlischt! — —

So schließt das Stück, wie nach meiner Ansicht das alte Testament überhaupt schließt.

Düsseldorf, den 18. April 1832.

Meine theuerste Marie!
Meine geliebten Eltern!

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — Schade, daß ich jetzt nicht unter Euch sein kann. — Doch genieße ich auch hier Euer Glück über Mariens Verlobung von ganzer Seele mit. — Wenn nur nicht das Wiener Theater, auf dessen Honorar ich bei meiner projectirten Reise

stark gerechnet hatte, mir einen Streich spielt. Noch habe ich von Wien nichts gehört. Dagegen hat sich Tieck zur Herausgabe der Rosamunde erboten. Er will eine Vorrede dazu schreiben, was mir freilich mehr werth ist als alle Aufführungen der Welt, die ich in unsrer Zeit nur als ein nothwendiges Uebel für einen dramatischen Dichter betrachte. Ich soll, wenn ich nach Dresden komme, bei Tieck's wohnen, — kurz es vereinigt sich Alles, mir die Reise äußerst einladend zu machen. Nur entschiedne Nothwendigkeit könnte mich also davon zurückhalten. Auf jeden Fall sollt Ihr aber mein Bild und zwar von keinem geringeren als Lessing erhalten, der mich malen oder, wenn es die Zeit nicht verstattet, wenigstens zeichnen will. Nun zu dem Conversationslexicon, das mich einigermaßen in Verlegenheit setzt! Daß ich die Schule in Görlitz, dann die Leipziger Universität besucht, daß ich während letztrer Zeit (1818—21) zum erstenmal mit einigen kleinen, besonders epischen Gedichten und einer Novelle, das Bild des Vaters, in der Zeitung für die elegante Welt, mit einer andern Novelle, Aurelio, in der Abendzeitung aufgetreten bin, daß ich dann in Berlin beim Stadt- und Kammergericht gearbeitet und dort ein schon in Leipzig angefangenes Drama, „Chrysostomus", vollendet und bei Wiesike in Brandenburg in Verlag gegeben habe, daß später zwei Trauerspiele „Rom und Spartakus" und „Rom und Otto der Dritte", Berlin bei Herbig, darauf gefolgt sind, bis endlich in „Alexander und Darius" zum erstenmal ein dramatisches Werk von mir die Bühne beschritten und in Dresden, Berlin und Wien aufgeführt worden und hierauf mit einer Vorrede von Tieck in der Berliner Vereinsbuchhandlung erschienen sei, daß später ein Trauerspiel, „das Ehrenschwerdt", in Berlin zur Aufführung gekommen sei, daß ich 1828 als Assessor nach Trier, 1829 nach Düsseldorf versetzt worden — wird dies genügen? Allenfalls kann man auch schon der Rosamunde erwähnen.

Mit meinem Befinden geht es, unberufen, ganz gut, und ich habe noch großes Zutrauen zur Homöopathie. Meine Verhältnisse werden hier überhaupt immer angenehmer. Wer von

Gott das Talent erhalten hat, eine Gesellschaft, sei es durch Musik, Vorlesen oder sonst zu amüsiren, kann, so lange es langweilige Gesellschaften und geängstigte Wirthinnen giebt, darauf rechnen, auf den Händen getragen zu werden. So habe ich erst vor einigen Tagen eine Gesellschaft bei der Hofmarschallin Haack hier, die geradezu im Verscheiden vor Langeweile lag, durch den Friseur Faridondaine und Goethe's Jahrmarktsfest von Plundersweilern wahrhaft vom Tode errettet. Es war das erste Mal, daß ich im hiesigen Hofcirkel und vor den Kgl. Hoheiten auftrat und einen glänzenderen Succeß hätte ich nicht davontragen können. Das ist aber Alles nur Schein und Eitelkeit (die auch ihren Platz im Leben haben wollen). Mein wahres Glück liegt wo anders, in meinem näheren Freundeskreise, besonders unter meinen Malern. —

Düsseldorf, den 29. März 1832.

Bester Vater!

Verzeihe, daß ich Deinen letzten lieben Brief noch nicht beantwortet habe, — aber so wie bei Euch, sind auch bei mir in letzter Zeit mancherlei Abhaltungen eingetreten, überhäufte Assisen, die Vollendung des zweiten Actes meines Spartakus u. s. w. Auch habe ich noch die Entschuldigung, daß ich mit dem guten Willen umgehe, mich Euch diesen Herbst in höchsteigner Person zu übersenden, so daß ich meine Hände ziemlich in Unschuld waschen kann. Ueber das Schicksal der Rosamunde in Wien habe ich nun endlich Nachricht erhalten. West schreibt mir, daß die Censur bereits im vorigen Sommer die Aufführung untersagt habe, weil es den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nicht angemessen sei, die Unterdrückung und Ausrottung eines Volks, wegen zu besorgender, unpassender Anwendungen auf die Bühne zu bringen. Er habe, meldet West, immer noch gehofft, die Aufführung durch einige Abänderungen möglich zu machen, da er aber jetzt selbst seine Entlassung erhalten, könne er nichts mehr für mich thun und erachte es für seine Pflicht, mich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Ihr seht, daß mir das Glück einen

unangenehmen Streich nach dem andern spielt und ich wundre mich manchmal selbst, daß meine Stimmung nicht mehr darunter leidet. Bald werde ich so eitel werden, mich für einen Philosophen zu halten. Doch würde es sehr undankbar sein, nicht anzuerkennen, daß mein Schicksal, trotz all jener kleinen échecs, noch immer vor dem von Millionen gesegnet ist. Daß sich der Himmel über Euch, Ihr guten Eltern, mit jedem Jahre immer mehr erheitert hat, daß Ihr eines Eurer Kinder nach dem andern so gut und glücklich versorgt seht und, wir dürfen es mit Freude aussprechen, keinen Kummer an ihnen erlebt, ist die größte und schönste Quelle meiner Zufriedenheit und Heiterkeit. Und sind nicht Tieck, Lessing, Robert, dessen Herzensgüte wahrhaft ohne Gleichen ist, meine Freunde? Robert hat mir geschrieben, daß ich wegen der Kosten meiner Reise ganz über ihn disponiren möge. Von Dresden habe ich lange nichts gehört. Kommt der Druck der Rosamunde bald zu Stande, so würde das Honorar die Kosten der Reise hinlänglich decken, sonst muß ich Roberts Anerbieten annehmen. Ich muß es, würdet auch Ihr sagen, wenn Ihr seinen herzlichen liebevollen Brief gelesen hättet und unser Verhältniß kenntet. Es wäre Mangel an Vertrauen in seine Freundschaft, die keine von den gewöhnlichen ist.

Düsseldorf, den 14. April 1833.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vorgestern erhielt ich beigehendes eigenhändiges Schreiben vom Justizminister, worin er mir meldet, daß ich zum Rathe ernannt sei. Vor der Hand ist keine Gehalts-Erhöhung damit verbunden, woran ich durch meinen Wunsch, hier in Düsseldorf zu bleiben, selbst Schuld bin. Aber was sind 100 Thlr. mehr jährlich gegen einen Aufenthaltsort, wo man sich unglücklich fühlt. Ich mag das Triersche Stück nicht noch einmal spielen. — Die Zeichnung, die mir mein prächtiger Lessing geschenkt hat, stellt den Tod Kaiser Friedrich II. vor. Ich empfange jetzt schon, wie ein Galleriebesitzer, Besuche von durchreisenden Künstlern und Kunstfreunden. Wir haben, Lessing und ich, darüber lachen

müssen, daß Du ihn für einen so vielseitigen Weltmenschen, der in alle Sättel paßt, hältst. Er ist grade das Gegentheil. Nur zum Uhlanen schickt er sich vortrefflich, da er einen starken, in körperlichen Uebungen sehr gewandten Körper hat. — Sonst möchte er, außer zum Maler, zu wenig Geschäften in der Welt getaugt haben. Er protestirt übrigens dagegen, daß in Schlesien der Schmutz zu Hause sei. — Herrmann Raumer, der Sohn des Geschichtschreibers, ist jetzt hier, ein liebenswürdiger Mensch voll Sinn für Kunst und Poesie, der bei meinen Malern viel Glück macht und sich auch selber hier sehr glücklich fühlt. Es lebt sich auch wirklich hier, in meinen Verhältnissen, sehr angenehm und ich würde es gewiß bitter bereut haben, wenn ich nach Cleve gegangen wäre. Ihr könnt denken, daß ich jetzt viel mit mir zu Rathe gegangen bin, ob ich nicht dem Minister schreiben sollte, daß ich meinen Wunsch, hier in Düsseldorf zu bleiben, zurücknähme, wo ich dann bald eine Versetzung zu gewärtigen gehabt hätte, ich habe mich aber entschieden ihm bloß für seine Güte zu danken.

Düsseldorf, den 1. Decbr. 1833.

Theuerste Mutter!

Mit welcher Freude habe ich einmal wieder die Züge Deiner lieben Hand gesehn, besonders da ich durch den guten Vater bereits von Deiner bedenklichen Krankheit unterrichtet worden war. Gott sei innig Dank, daß die Gefahr glücklich vorüber ist. Möchte ich Euch Alle im nächsten Herbst recht gesund und froh in meine Arme schließen können. Ich bin jetzt mit dem Drucke der Rosamunde beschäftigt und kann nicht leugnen, daß mein Werk, wie es nun, in der Abgeschlossenheit und Sauberkeit des Druckes vor mir liegt, mir den Beifall meines Vaterlandes zu verdienen scheint. Etwas besseres, das fühle ich, kann ich nicht leisten. Du bist wegen meines Verhältnisses zu Immermann um meine Ruhe besorgt, doch hoffe ich, daß es keinen erheblichen Einfluß auf mein hiesiges Wohlbefinden ausüben wird. Im Gegentheile bin ich gerade jetzt — Gott be-

hüte es, sage ich abergläubisch — mit meinem Zustande überaus zufrieden. Die Liebe und Anhänglichkeit meines herrlichen Lessing steigert sich mit jedem Tage und ebenso das Wohlwollen meiner andern nähern Bekannten. Durch die Zurückkunft des liebenswürdigen Bendemann (dessen trauernde Juden auf der letzten Ausstellung großes Aufsehen erregten) und die Verheirathung mehrerer andrer Maler haben sich hier neue Kreise gebildet, in denen ich mich sehr wohl fühle und oft Abende verlebe, die ich zu den glücklichsten meines Lebens zählen muß. Immermann kommt mit diesen Kreisen, überhaupt mit allen Malern, außer Schadow, gar nicht in Berührung und von den Theaterangelegenheiten habe ich mich längst zurückgezogen. Doch werde ich bei einer andern Gelegenheit allerdings in diesem Winter mit Immermann häufig zusammentreffen, da ich in derselben Kammer des Landgerichts mit ihm arbeiten werde. Doch besorge ich auch von daher keine besonderen Unannehmlichkeiten und hoffe, daß ein Schwerdt das andre in der Scheide halten soll. Wenigstens habe ich schon früher einmal, während eines ähnlichen Mißverhältnisses mit ihm eine Zeit lang in derselben Kammer gesessen, ohne daß wir uns im geringsten genirt hätten. Abgesehen davon, daß wir beide gerade nichts Kleinliches in unserm Charakter haben, sind ihm die juristischen Geschäfte so äußerst zuwider, daß er sich schwerlich der Gefahr aussetzen wird, dadurch daß er mich reizt, seine eignen Geschäfte zu vermehren. Er denkt die juristische Carriere ganz zu verlassen und die Direction des hiesigen Theaters zu übernehmen. Ueber die Anwesenheit des Kronprinzen in den Rheinprovinzen und dessen glänzenden Empfang werdet Ihr wohl manches gelesen haben. Auch unsre liebe Stadt hat sich mit Ruhm bedeckt. Ich hatte die Ehre, von ihm zur Tafel gezogen zu werden. Auch Lessing in seiner gemeinen Uhlanenuniform war eingeladen, obwohl außerdem nur Stabsofficiere gegenwärtig waren. Ich freute mich, daß er, der sonst so scheu ist, mit dem Kronprinzen und den ordensbedeckten Generalen der Cavallerie und Infanterie so offen und ruhig, wenn auch bescheiden, sprach, daß man sah.

daß sie dieser edlen würdevollen Gestalt nicht im geringsten imponirten. Er ist bei den Militairs sehr beliebt, weil er sich auch als Soldat sehr ausgezeichnet hat.

Düsseldorf, den 25. Decbr. 1834.

Am ersten Weihnachtsfeiertage muß ich Euch in der Kürze noch melden, daß ich gestern am heiligen Abende auf das reichste und schönste beschenkt worden bin. Alle Maler (d. h. die älteren) hatten sich nämlich vereinigt, mir eine ganze Mappe mit Compositionen und Zeichnungen zu schenken. Es sind wunderschöne Sachen dabei und einige der schönsten, die noch nicht fertig, werde ich später erhalten, besonders eine prachtvolle Composition von Lessing. Unter denen, die ich schon besitze, zeichnet sich vorzüglich eine große Landschaft in Honigfarben von Schirmer und eine colorirte Zeichnung von Bendemann, von der reizendsten Phantasie eingegeben, aus. Auch von Schadow selbst ist eine schöne Zeichnung dabei. Ich war ganz außer mir vor Freude, ebenso wohl wegen der Schönheit der Zeichnungen, als des großen Wohlwollens wegen, dessen Beweis die Gabe war.

Düsseldorf, den 30. März 1835.

Sei mir nicht böse, liebster Vater, daß ich Deinen letzten Brief erst heute beantworte. Ich war aber in der letzten Zeit so ins Schaffen und Dichten hineingekommen, daß ich für alles Andere, als die nothwendigen Geschäfte taub und blind war. Auch wußte ich, daß Du mir, da mein Schweigen diesen Grund hatte, Deine Verzeihung nicht versagen würdest. Ich habe jetzt den zweiten Theil meiner Babylonier vollendet und dadurch einen Ruhepunkt erreicht. Dieser Theil ist länger als der erste, über 1000 Verse lang geworden, so daß das Werk im Ganzen, wenn es auch nur drei Acte hat, doch wenigstens von dem Umfange der Rosamunde werden wird, die circa 2800 Verse zählt. Seit sehr langer Zeit bin ich nicht in dieser beseligenden Stimmung des Schaffens gewesen. Alle die bösen Stockungen, die Aengstlichkeit, über die ich mich einige male gegen Dich beklagte, sind

verschwunden und gehoben, und sollen hoffentlich nicht wiederkehren. Mein letzter Aufenthalt in Dresden hat ein wahres Wunder an mir gethan. Vor einigen Tagen las ich meine beiden ersten Acte einem Kreise von Freunden vor, der sie mit wahrem Enthusiasmus aufnahm und ich selber muß mir gestehen, daß dieses Gedicht das Bedeutendste wird, was noch aus meiner Feder hervorgegangen. Mit Anfang des nächsten Jahres soll es im Drucke erscheinen, da es nicht günstig ist, am Schlusse des Jahres mit einem neuen Werke hervorzutreten. Ihr erhaltet, gleich nach seinem Erscheinen, ein festliches Exemplar. Du hast mich übrigens ganz falsch verstanden, liebster Vater, wenn Du glaubst, daß ich Euch in meinem letzten Briefe als solche tractiren wollen, die nur für körperliche Genüsse Sinn hätten. Im Gegentheile sagte ich ja eben, daß meine Nachrichten über die kleinen geselligen Genüsse und Freuden, die ich hier theile, Euch wenig interessiren könnten, da Euch die Personen, die dabei auftreten, ganz unbekannt seien. Nachrichten über meine Lectüre und sonstiges geistiges Treiben würden Euch aber, auch bei dem besten Willen von beiden Seiten, wenig fruchten, da zehn gegen eins zu wetten ist, daß von den Büchern, die mich am meisten beschäftigen, kaum Eines in Eure Gegend kommt. Ich interessire mich nur sehr mäßig für Politik, desto mehr für Philosophie, Theologie, Geschichte und Kunst und in diesen Wissenschaften ist ein vorhergegangenes längeres gemeinschaftliches Eindringen durchaus nothwendig, um sich in der Kürze eines Briefwechsels über neue Erscheinungen darin verständigen zu können. — So würde ich mich z. B. recht gern mit Dir über den eben erschienenen zweiten Theil von Heine's Salon besprechen, worin derselbe einen Abriß der Geschichte der deutschen Philosophie giebt. Ich halte dieses, bereits verbotne Buch, für eines der gefährlichsten, für ein Buch, von dem man vielleicht mehr als von jedem Andern sagen könnte, daß es der Teufel in die Feder dictirt habe, aber es würde eine Abhandlung erfordern, Dir, der wie ich weiß, die neuere deutsche Philosophie, besonders die Hegelsche, nicht kennt, meine Meinung auseinan-

derzusetzen. Denn eben darum, daß Heine die Resultate dieser, so wie überhaupt der deutschen Philosophie, indem er sie verfälscht, benutzt, um den grobsinnlichen Naturdienst, den er predigt, zu rechtfertigen, daß er dies mit so vieler Klarheit, Geist und Witz thut (es gehört ja zu den Attributen des Teufels, sehr geistreich zu sein), wird er mehr als Einen zu dem Glauben verführen, daß es mit dem Christenthum und selbst mit dem Deismus zu Ende, daß eine frechpantheistische Ansicht durch unumstößliche philosophische Gründe festgestellt sei. Auch ich glaube, daß jede tiefere Philosophie mehr zum Pantheismus hinführen wird, bestreite aber, daß diese Ansicht mit dem Christenthum, wie es in der Bibel enthalten ist, im Widerspruche stehe. Doch ich sehe eben, daß ich Dinge hinschreibe, die ohne weitläuftige Erklärung mehr verwirren als aufklären müssen, und bemerke daher nur noch, daß von den Büchern, die ich in letzter Zeit gelesen, Ranke's Geschichte der Päpste im 16. und 17. Jahrhundert und der Roman „die Verlobten", von Manzoni, mir die vortrefflichsten scheinen. Letzteres ist eines der edelsten Bücher, die je geschrieben worden.

Grüße die gute Mutter und alle die lieben Unsrigen. Wer doch den Hut des Fortunat hätte, obwohl sein Säckel vielleicht noch erwünschter wäre!

Düsseldorf, den 22. Decbr. 1835.

Seid mir nicht böse, meine liebsten, theuersten Eltern, daß Ihr so lange keine Nachricht von mir empfangen habt. Das beigehende Gedicht, das mich in letzter Zeit gar sehr in Anspruch genommen und das ich gern meinem Briefe beizulegen wünschte, muß mich entschuldigen. Möge es Euch als ein kleines Neujahrs- und Weihnachtsgeschenk willkommen sein. Meldet mir auch in Eurem nächsten Briefe, ohne mich auf diesen zur Strafe lange warten zu lassen, hübsch ausführlich, wie es Euch gefallen hat. Wenigstens am Sylvesterabend wird es, hoffe ich, in Euern Händen sein.

Mein Leben hier ist durch die häusliche Einrichtung Lessings,

der ein paar Schwestern zu sich genommen, noch angenehmer geworden und ich bringe sehr behagliche gemüthliche Abende in seiner kleinen Wirthschaft zu. Auch er scheint sich auf das Hagestolzenziel einzurichten und so gehen wir denn Arm in Arm der Zukunft entgegen. — Ich weiß nicht, ob ich Euch schon geschrieben habe, daß Tieck mit meinen Babyloniern ausnehmend zufrieden ist, auch hier scheinen sie viele Freunde zu finden. Möge es ihnen auch in Euerm Familienkreise nicht an Freunden fehlen. Ich bin jetzt gar tief in theologisch-philosophische Studien hineingerathen und denke, daß ein wunderliches Werk dabei herauskommen wird. Meine Freunde hier, besonders Schnaase, nehmen sehr lebhaften Antheil daran, und scheinen sich viel davon zu versprechen. Der Eine sagte mir neulich, als ich ihm einiges aus meinen Studien vorlas, es sei schade, daß ich nicht ein Kanzelredner geworden. Mein Werk wird den Titel führen: Madonna Lucretia oder das Geheimniß des Glaubens, ein historischer Roman. Es soll ein Lehrbuch des ächten Protestantismus werden, und dennoch diesen so weit mit der katholischen Kirche zu versöhnen suchen als dies irgend möglich ist. Auf der einen Seite streng gläubig, wird es auf der andern eben so streng der pietistischen Richtung entgegentreten. Es soll eine Ahnung sein von Personen und Zuständen, die sich vielleicht erst später vollkommen entwickeln werden. Als allgemeinstes Resultat dürfte sich ergeben, daß es der höchste Standpunkt der Menschheit sei, von der einen Seite einen Gott für unser Inneres, den durch Christus offenbarten, gefunden zu haben, und durch das beseligende versöhnte Verhältniß zu demselben über alle Widersprüche und Disharmonieen der Außenwelt erhaben zu sein, von der andern aber in der innigsten Ueberzeugung zu leben, daß auch diese Außenwelt, ungeachtet ihrer Widersprüche, ein Werk und eine Offenbarung des Herrn und unsere Aufgabe sei, auch sie, alles Menschliche immer mehr zu versöhnen, in einen reinen Tempel Gottes zu verwandeln, nicht aber das sogenannte *Weltliche* ascetisch von uns zu stoßen.

Düsseldorf, den 25. Februar 1836.

Herzlichsten Dank, meine lieben theuersten Eltern, für Euren lieben aufmunternden Brief. Es macht mich sehr glücklich, daß Euch mein Gedicht so viel Freude gewährt hat. Wenn es von dem Publicum mit halb so viel Theilnahme aufgenommen wird, so bleibt mir nichts mehr zu wünschen. Doch sind freilich die Aspecten in einer Zeit, wo durch die neufranzösischen Poeten und das ihnen nachbetende junge Deutschland eine so heillose Richtung in unsrer Litteratur herrschend geworden ist, für jeden, der es noch mit Religion und Sitte hält, sehr ungünstig. Ich fürchte, daß dieses, im schlimmsten Sinne revolutionäre Gift tiefer gefressen hat, als man denkt. Was mein neues Werk betrifft, so schreitet dieses munter vorwärts, und ich werde wohl bald mit der eigentlichen Ausführung den Anfang machen. Jedenfalls hoffe ich Euch diesen Herbst manches daraus mitzutheilen, das Euch interessiren wird. Ich freue mich unendlich auf meine diesjährige Reise und wünsche nur dieselbe so einrichten zu können, daß ich Euch und die Geschwister möglichst lange genieße. —

Es wird Euch interessiren zu hören, daß ich mit Immermann versöhnt bin. Er hat den ersten Schritt gethan und mich auf dem Neujahrsballe beim Prinzen angeredet. Ich bin ihm natürlich sehr freundlich entgegengekommen und unser Verhältniß ist jetzt besser, als es vielleicht jemals war. Er ist förmlich aux petits soins gegen mich. Freilich hatte er sich durch seine Schroffheit fast mit allen seinen Bekannten hier verfeindet und stand sehr einsam.

Düsseldorf, den 29. Mai 1836.

Herzlichen Dank, bester Vater, für Deinen lieben schönen ausführlichen Brief. Sehr lieb ist es mir gewesen, daraus zu ersehen, daß sich unsre Asta von ihrem großen Verluste*) wieder

---

*) Dem Tod ihres einzigen Kindes.

ein wenig zu erholen anfängt. Gewiß, es ist eine vortreffliche Frau. Sie hat mir einen Brief geschrieben, der mich aufs tiefste gerührt und zugleich durch das Bewußtsein erfreut hat, eine solche Schwester zu haben. Ein großer Schmerz führt immer etwas Verklärendes mit sich, während andere Unglücksfälle oft eine sehr ungünstige Wirkung auf den Menschen ausüben, z. B. Verlust an Vermögen, Ungerechtigkeiten und Zurücksetzungen, die uns betreffen. Diese letzteren erbittern weit öfter, als daß sie uns zu Gott führen sollten. Was Du über den Pietismus schreibst, darin stimme ich Dir insofern bei, daß mir nichts fremder und feindlicher ist, als jene kopfhängerische und doch hochmüthige, immer die Liebe im Munde führende und doch intolerante Religiosität, die das Schöne als eine Offenbarung des Teufels flieht und zur Freude sagt: du bist toll! Nur möchte ich mir nicht gern mit dem Pietismus auch das Christenthum bei Seite fegen und an dessen Stelle bloß eine an sich sehr ehrenwerthe Moral und Vernunftreligion auf den Thron setzen lassen. Wenn einmal von Religion die Rede ist, so giebt es für mich keine andere, als die christliche. Doch es wird nicht möglich sein, sich über diesen so wichtigen Punkt in der Kürze eines Briefes zu verständigen. Es muß dies der mündlichen Unterhaltung vorbehalten bleiben, wo ich Dir denn auch manches über diesen Gegenstand von mir Niedergeschriebene mittheilen will. Seltsam ist es, daß jetzt so wenige Protestanten mehr wissen, worauf eigentlich der Grundunterschied der protestantischen und katholischen Kirche beruht, ja daß die meisten, wenn sie davon unterrichtet würden, zu ihrem Schrecken erkennen dürften, daß sie, ohne das Geringste davon zu ahnen, grade in der Hauptlehre mehr katholisch als protestantisch gesinnt gewesen. Luther nämlich lehrte, daß uns der Glaube allein vor Gott rechtfertige und unsre guten Werke hierzu nichts beitrügen, und diese Lehre vom alleinseligmachenden Glauben war recht der Mittelpunkt seines ganzen Systems, woraus alle übrigen von ihm aufgestellten Lehrsätze flossen, so daß der katholische Geschichtschreiber Pallavicini mit Recht behaupten konnte, daß

jene Lehre das deutlichste Kennzeichen sei, wodurch sich ein Ketzer von einem Rechtgläubigen unterscheide. Die katholische Kirche will nämlich keineswegs dem bloßen Glauben eine solche Kraft zugestehen, sie fordert außerdem zur Erlangung der Seligkeit die Erfüllung des Gesetzes durch gute Werke. — Da sie nun die Kirche zur Richterin darüber bestellt, ob das Gesetz für hinreichend erfüllt zu achten, so entwickelt sich hieraus nothwendig die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche. — Du wirst mir gewiß nun zugeben, daß die meisten Protestanten, wenn man ihnen die Frage vorlegt, ob sie gute Werke für nothwendig zur Erlangung der Seligkeit hielten oder der Glaube allein ihnen dazu hinreichend scheine, das Letztere gewiß als katholischen Obscurantismus verneinen würden, ohne sich davon träumen zu lassen, daß sie dadurch über ihre eigene Kirche und nicht über die katholische, das Verwerfungsurtheil sprächen. Glaube aber ja nicht, daß ich dieses Urtheil unterschreiben würde. Bei unserm Zusammentreffen im Herbst wollen wir auch über diesen wichtigen Gegenstand mehreres verhandeln und Du sollst mich zu Deiner Beruhigung als einen guten Lutheraner erkennen, wenn ich mich auch gleich nicht enthalten kann, der katholischen Kirche große, sehr große Vorzüge vor der unsrigen zuzugestehen. Mein Roman entwickelt sich immer reicher, auch habe ich mit der eigentlichen Ausführung den Anfang gemacht. Er wird wohl das Hauptwerk meines Lebens werden. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Grüße die gute schreibefaul gewordne Mutter. Wie sehr freue ich mich, Euch Alle mit Gottes Hülfe nun bald wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Briefe

von Ludwig Tieck an Friedrich von Uechtritz.



Dresden, den 12. Dezember 1825.

Geehrter Herr von Uechtritz.

Es freut mich Ihnen melden zu können, daß das hiesige Theater Ihren Darius und Alexander mit großem Vergnügen empfangen und angenommen hat. Vorläufig ist die erste Aufführung auf den 24. Januar kommenden Jahres angesetzt und da ich allen Fleiß anwenden werde damit das Stück, soweit mein Einfluß ausreicht, gut gespielt und würdig überhaupt dargestellt werde, so verspreche ich mir einen glücklichen Erfolg und glaube, daß wenn selbst die Darstellung um einige Tage aufgeschoben werden sollte, sie doch gewiß noch im Januar erfolgt. Auf jeden Fall melde ich Ihnen selbst oder durch jemand anders noch einmal den ganz festen Tag der Aufführung und es wird uns Allen hier eine große Freude machen Sie alsdann auf einige Zeit hier zu sehen. Es wird mir sehr angenehm sein, da ich Ihnen schon so manches vorgelesen habe, Ihnen Ihr eigenes Gedicht vorzutragen, das bei dem kleinen Publikum dem ich es bis jetzt zu verschiedenen malen mitgetheilt habe, großen Beifall gefunden hat. Auch Ihren Wunsch etwas über dieses Gedicht öffentlich zu sagen, denke ich zu erfüllen und an einem Orte, wo es Ihnen hoffentlich nicht unangenehm sein wird. Sprache und Vers könnten hie und da mehr ausgearbeitet sein: der Ausdruck schwankt: hie und da, auch im Anfang erinnert er an Kleist, dem man nicht entlehnen soll: aber mit allen Fehlern, die die Kritik vielleicht entdecken kann und soll, hat mir seit dem Homburg kein dramatisches Gedicht eine so reine Freude gemacht. Wahre Begeisterung hat es hervorgebracht, darum muß es auch Andre begeistern. — Mündlich mehr, jetzt nur noch die Versicherung, daß ich mit wahrer Liebe und Hochachtung bin und bleibe

Ihr wahrer Freund

L. Tieck.

Dresden, den 14. Februar 1827.

Mein theuerster Freund.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihre Briefe so lange ohne Antwort gelassen und Ihnen auch noch über Ihr anderes Schauspiel*) nichts gesagt habe. Glauben Sie mir aber, keine Nachlässigkeit oder verminderte Freundschaft ist Schuld an der Verzögerung, sondern überhäufte Geschäfte und Arbeiten, mit Unpäßlichkeit wechselnd. — Ich hatte, aufrichtig gestanden, bei Ihrer Verstimmung und Kränklichkeit dies neue Schauspiel noch lange nicht erwartet, denn ein solches Schauspiel verlangt den ganzen Menschen und volle Kraft, es kann zuweilen den Gesunden krank, schwerlich den Kranken, Ueberreizten gesund machen. Ich las es sogleich mit der größten Begierde und finde, daß ich Ihnen denn doch nicht gut gerathen hatte. Nachdem ich Ihr Schauspiel drei-, viermal wieder durchgelesen habe, fühle ich immer deutlicher was ich schon das erste Mal sah, daß die eigentliche Kraft und Begeisterung, der Enthusiasmus des Tragischen und daher die Wahrheit und Ueberzeugung mangelt. Sie haben zu schnell, zu sehr um zu arbeiten, gearbeitet. Ich glaube auch, daß die Scene nicht in Nürnberg, sondern etwa in Mailand, und zwar in einer früheren Zeit sein müsse. So wie es da ist erscheint der Gegenstand zu kleinlich und, wie gesagt, ohne Motive. Es wird Ihnen gewiß, wenn Sie die Sache ein wenig ruhen lassen, nicht schwer werden, die eigentliche Begeisterung, die Leidenschaft für den Gegenstand zu finden, wodurch sich doch nur der Enthusiasmus dem Zuschauer mittheilt.

Ich gestehe unverholen, daß es mir nicht lieb ist, daß Sie Ihren anderen Freunden Ihr Gedicht gezeigt haben: auch der Stich — darüber kommen Meinungen, von den Schauspielern ganz schiefe Urtheile heraus, die auch der künftigen Umarbeitung schaden können. Sowie das Stück jetzt daliegt, rathe ich nicht es irgend einer Bühne anzubieten. Ich wünschte nur, wir hätten

*) das Ehrenschwerdt.

Gelegenheit uns mündlich über diesen Gegenstand zu besprechen, weil die Briefe so gar ungenügend sind, sich auch die Sache nicht in so kurze Worte fassen läßt. Ein Schauspiel, welches auf der Parthei ruht, ist überhaupt vielleicht das schwierigste, weil die Grundsätze und Ansichten der Klugheit, Verfassung, Reform und Revolution in Leidenschaft müssen gesagt und mit den übrigen Leidenschaften verbunden werden, dabei aber doch so viel Vernunft für sich haben, daß sie auch auf diesem Wege täuschen und beruhigen können.

Nehmen Sie die Freimüthigkeit, wie sie gemeint ist. Mein Gefühl ist aufrichtig und für Sie wahrhaft zärtlich freundschaftlich. Sie müssen nach Alexander keinen Rückschritt thun. Dieser ist auch keiner, nur zu eilig gethan, vorschnell. — Kann ich von Alexander ein Exemplar mit meiner Vorrede, oder diese allein erhalten?

Warum sind Ihre Briefe so ceremoniös, nicht so vertraulich wie die meinigen. —

In Eil. Ein andermal mehr.

Ihr aufrichtiger Freund
L. Tieck.

Dresden, den 24. August 1827.

Mein theurer Freund.

Nur kurz, da ich alles auf unser mündliches Gespräch versparen muß. Sie haben viel und gut geändert und doch fehlt nach meiner Einsicht das Dramatische, die Ueberzeugung, das Wichtige. Sie kommen mit Nürnberg nicht durch, es gestaltet sich nicht, dabei müssen die Aristokraten wenigstens eben so viel Recht als die Demokraten haben; etwa in Mailands anderem Herzogthum, die Visconti, oder später die Sforza. Ich habe Raumer vorläufig darüber gesprochen: das Werk ist bis jetzt zu sehr Erzählung, Motiv und Charakter sind gegeben genommen,*) Johann und die Mädchen sind zu passiv, Nicolaus zu schlecht

*) Nicht anders zu lesen.

und unwahr, der Kaiser ohne Gewicht und Zacharias etwas manierirt, und von der neuen Zeit zu sehr tingirt. Größer, tragischer, heftiger wünschte ich Alles. Nun lassen Sie sich nicht durch mein Hofmeistern verstimmen. Ich glaube gleich der erste Wurf ist in die unrechte Bahn hinein gethan und dem ist vielleicht nicht wieder abzuhelfen. Herzoge, Mailand, Adel, ein großer Kaiser, der mehr wirkt, scheinen mir unerläßlich. Aber ich kann mich irren.

Mit der herzlichsten Freundschaft

Ihr

L. Tieck.

Berlin, den 5. Januar 1846.

Mein theurer Freund.

Sehr schmerzt es mich, hören zu müssen, daß Sie wieder leidend sind. Mein Befinden ist wieder besser, sowie das der Gräfin, die Sie und Ihre Gemahlin herzlich begrüßen läßt: dann füge ich meine Glückwünsche für Sie zum neuen Jahr hinzu, sagen Sie diese auch der herzlich guten Immermann, deren letzter schöner Brief mich sehr erfreut hat. Wären mir nicht immer Hindernisse in den Weg getreten, so hätte ich schon längst geschrieben.

Was die Briefe meiner Tochter betrifft, so bitte ich Sie recht dringend sie mir im Original zu senden. Ich habe hier einen sehr guten und schnellen Abschreiber, der in Einem oder Zwei Tagen das Ganze vollenden wird, und ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß keine Zeile soll verloren gehn und daß ich nach vollendeter Abschrift die Briefe Ihnen sogleich wieder zurücksende. Ich zweifle nicht, daß Sie mir diese Gefälligkeit erweisen werden.

Ich bin dabei meine dramaturgischen Blätter fortzusetzen und dabei frühere Vorreden abdrucken zu lassen. Dabei werde ich natürlich Gelegenheit finden, Ihre Arbeiten wieder rühmlich

zu erwähnen. Schade daß Sie nicht mehr für das Theater gearbeitet.

Mit Liebe und Vertrauen

Ihr ergebener Freund

L. Tieck.

Berlin, den 18. März 1846.

Geliebter Freund.

Wie schmerzlich die Blätter mich angeregt haben, die ich Ihnen mit meinem Dank zurücksende, können Sie sich denken, da Sie mich verstehen wie ich meine; besonders da ich sehe und ahnde, daß Dorothea mir so manches verschwiegen, nicht das wahre herzliche Vertrauen zu mir gehabt hat, wie ich es auch immer fühlte und recht gut weiß, woher es sich schrieb. Sie hätten mir vielleicht darum auch die zurückgehaltenen Blätter senden können. Mein Schicksal war einmal so fest gestellt und es ist mir ohne meine Schuld geschehen.

Grüßen Sie herzlich die Ihrigen, auch die Immermann und Schnaases, und wer sich meiner erinnert, die Familie Sybel. Wie geht es Ihnen? Sie waren kränklich, als ich Sie sah, auch bedeutend magerer geworden.

Die Gräfin begrüßt Sie herzlich. Mein Zustand bei Ihrer Anwesenheit war so bedenklich, daß ich Ihre Freundschaft nicht genießen konnte.

Ich bin besser aber sehr schwach und immer müde, jede Beschäftigung, auch die kleinste, greift mich an. Wann wird es besser werden? — Wie viele Freunde, Geliebte, theure Menschen sind mir während meines langen Lebens abgestorben und fast alle jünger als ich. Diese Schmerzen sollte ich gewohnt sein. Aber wie meine früheste Jugend mir zum Angreifen nahe steht als wäre alles Frühe seit vorigem Sommer, so vernarben auch meine Schmerzen nicht, vielmehr werden sie mit der Zeit empfindlicher, mir mehr bewußt.

L. Tieck.

Berlin, den 21. März 1847.

Geehrter Freund.

Wie sehr erfreut bin ich, da ich vor Kurzem gehört habe, daß es mit Ihrer Gesundheit wieder besser steht. Es waren recht traurige Nachrichten, die wir empfingen, und daß wir vernahmen, das Bad habe nicht gut auf Ihren Zustand gewirkt. Dies Jahr ist für alle Menschen ein schlimmes und gefährliches gewesen. Es ist Ihnen vielleicht das Gerücht zugekommen, daß auch ich viel ausgestanden habe und dem Grabe ganz nahe war. Jetzt geht es mir so erträglich. Grüßen Sie doch herzlich Ihre theure Gattin von mir, von der ich voraussetze, daß sie sich wohlbefindet. Eben so den Herrn Schnaase und Herrn von Sybel — vorzüglich aber unsere Freundin, die theure Immermann, die mir vergeben muß, daß ich ihr auf ihre schönen Briefe nicht geantwortet habe. Diese lasse ich sehr ersuchen und bitten, mir doch die Briefe, die ich an Immermann zu verschiedenen Zeiten geschrieben, gefälligst zusammen zu suchen und so bald wie möglich herzusenden. Liegt ihr an diesen Papieren etwas, werde ich sie ihr nach dem Gebrauch wieder zustellen. Ich komme in die Versuchung, damit die Bitte zu verknüpfen, vielleicht einige bedeutende von bekannten Autoren hinzuzufügen, weil ich jetzt mit dem Ordnen meiner Correspondenz zur Herausgabe fast fertig bin. Wenn Sie einige Briefe von mir aufbewahrt haben sollten, ersuche ich Sie ebenfalls darum, die ich Ihnen recht bald wieder zustellen will.

Mit Professor Röstel, der Sie im Bade gesehen hat, habe ich viel von Ihnen gesprochen. Dieser feine, verständige Mann wird Ihnen sehr wohl gethan haben: er scheint mir einer von den wenigen ächten Menschen zu sein.

Nun leben Sie wohl. Der Himmel erhalte Sie und die Ihrigen.

Ihr treuer Freund

L. Tieck.

Briefe Dorothea Tieck's.



Friedrich von Uechtritz an seine Schwester Asta zur Einleitung zu Dorothea Tieck's Briefen.

Meine geliebte Asta.

Noch nie bin ich so im Laufe weniger Tage von Schmerz und Freude abwechselnd bewegt worden, als in dieser letzten Zeit. Kurz vor dem Eingange Eurer lieben Briefe, hatte ich eines Morgens ein Schreiben des Baron von Bülow empfangen, worin mir dieser im Auftrage Tiecks den Tod Dorotheens, meiner herrlichen unvergleichlichen Freundin, anzeigte, die ich so gesund und kräftig verlassen hatte. Noch um Neujahr schrieb sie mir sehr heiter und fröhlich. So habe ich also im Laufe eines Jahres einen Freund, wie Immermann, und die beiden treuesten und edelsten Freundinnen, die mir das Schicksal vergönnt hatte, verloren. Wer durfte sich in dieser Beziehung reicher nennen als ich? Ihr habt Dorotheen gekannt, doch mehr ihre Gestalt und ihr äußeres Wesen, als den himmlischen Kern, der davon umhüllt war. Man kann nicht wünschen, sie ins Leben zurückzurufen. Sie ist wie wenige vorbereitet in das, was ihre Heimath war, eingegangen. Und doch, — wenn man an den armen Vater, und besonders die arme Schwester denkt, will auch dieser Trost nicht genügen. Wenn auch sie mit dem Leben, in großartiger Ergebung abgeschlossen hatte, ihr Leben und Wirken war noch für andre, für ihre Lieben und Freunde von unersetzlichem Werthe. Mir hat sie in dem Briefwechsel, den sie mit mir geführt hat, einen kostbaren Schatz hinterlassen, für dessen Aufbewahrung und Erhaltung ich alle Sorge tragen werde. Den Ge-

danken, ihr ein öffentliches Denkmal zu setzen und darin das Mittheilbare jener herrlichen Briefe aufzunehmen, habe ich zwar wieder aufgegeben, um ihre bescheidne Größe nicht zu verletzen. Doch diese Briefe dürfen nicht untergehen, damit es noch einmal der späteren Nachwelt möglich gemacht werde, sich das Bild dieses hohen und reinen Characters zu vergegenwärtigen.

Dresden, den 15. Juli 1831.

Sie haben mich dadurch, daß Sie einen fremden Engländer anstiften mir zu schreiben, in große Verlegenheit gesetzt, und zur Strafe dafür erhalten Sie nun statt seiner die Antwort. Es kommt mir gar zu seltsam vor, einem Menschen zu schreiben, den ich gar nicht kenne; auch wird es ihm vielleicht schwer, deutsche Schrift, besonders die meinige, zu lesen, und einen englischen Brief habe ich in meinem Leben noch nicht geschrieben und würde ihn auch wohl nicht zu Stande bringen: darum halte ich es denn für das Beste, ihm durch Sie die Antwort sagen zu lassen. Mein Vater hätte Ihnen gern selbst geschrieben; aber er hat in diesem Augenblick wirklich so viel zu thun, daß es ihm nicht möglich ist, um mehrere Novellen, die für das nächste Jahr versprochen sind und die er auch schon angefangen hat, zu beendigen; besonders da ein Schnupfenfieber ihn in der letzten Zeit sehr am Arbeiten gehindert hat. Er grüßt Sie herzlich und trägt mir auf Ihnen zu sagen, daß schon vor einigen Jahren eine Uebersetzung des Dichterlebens angekündigt aber nicht erschienen sei, und jener Uebersetzer, dessen Namen er aber nicht weiß, also die Sache gewiß aufgegeben habe. Es wird ihn sehr freuen, wenn die junge Dame ihren Vorsatz ausführt, und er wünscht und bittet sie, das Fest zu Kenilworth auch zu übersetzen, weil es fast nothwendig ist, besonders um den zweiten Theil des Dichterlebens zu verstehen. Wollen Sie so gut sein, dies dem Engländer zu sagen, ihm meine und meines Vaters Empfehlung zu

machen, und mich zu entschuldigen, daß ich ihm nicht selbst antworte. Ich bin überzeugt, daß das Dichterleben in England vielen Beifall finden wird, wenn die Uebersetzung nur einigermaßen gelingt, und bei der Dame verräth es viel Sinn für Poesie und eine große Kenntniß unsrer Sprache, daß sie gerade diese Novelle wählt. Ich glaube, das Uebersetzen ist eigentlich mehr ein Geschäft für Frauen als für Männer, gerade weil es uns nicht gegeben ist, etwas Eigenes hervor zu bringen.

Wir haben immer gehofft, Sie würden uns einmal Nachricht von sich geben und meinem Vater Ihr Trauerspiel schicken. Wir erzählten ihm davon und er interessirt sich sehr dafür, und es ist wirklich nicht recht von Ihnen, daß Sie es ihm nicht mitgetheilt haben, es würde ihm, schon an sich selbst, große Freude machen, und ihm als ein Zeichen des Vertrauens von Ihnen doppelt werth sein. Es that ihm sehr leid, Sie im vorigen Sommer verfehlt zu haben, und es würde ihn sehr erfreuen, wenn Sie einmal wieder herkämen und einige Zeit hier bleiben könnten; doch in dieser unglücklichen, unruhigen Zeit kann man an keine Zukunft denken, und muß nur froh sein, jeden Tag zu verleben, so gut es gehn will.

Vor Kurzem hat mein Vater Ihren Alexander wieder zweimal vorgelesen, er verfehlt seine Wirkung nie, weder auf die, welche ihn noch nicht kannten, noch auf uns, die ihn fast auswendig wissen. Leider kann er hier jetzt nicht gegeben werden, da es uns noch immer an einer tragischen Schauspielerin fehlt. Können Sie ihn aber nicht in Wien geben lassen? so viel ich von Löwe und Anschütz weiß, würden beide gewiß als Alexander und Darius sehr gut sein, und die Gley würde die Statira ganz vorzüglich spielen. Die Gley kam, auf ihrer Reise nach Berlin, vor kurzem hier durch, um Gastrollen dort zu geben. Sie ist in Wien sehr glücklich und zufrieden. Sie erzählte mir, daß Schreivogel Ihre Rosamunde schon bekommen habe, sie hatte sie noch nicht gelesen.

Mein Vater ist den Winter durch fast immer wohl gewesen, und braucht auch diesen Sommer kein Bad. Wir bleiben alle

ganz ruhig in Dresden und leben ziemlich einsam, weil die meisten unsrer Bekannten auf dem Lande oder verreist sind. Oehlenschläger war einige Wochen hier. Er hat uns allen sehr gefallen und ist durch die Recension des Correggio so wenig gekränkt, daß er herzlicher und liebevoller gegen meinen Vater war, als je zuvor. Er las uns einige noch ungedruckte Sachen vor, die uns sehr gefallen haben.

Verzeihen Sie diesen confusen Brief, und seien Sie nicht böse, daß ich Sie mit diesem Auftrag belästige. Meine Mutter, Schwester und die Gräfin grüßen Sie herzlich, und ich bin mit der größten Hochachtung

Ihre ergebene

Dorothea Tieck.

Dresden, den 17. October 1831.

Schon seit lange hat mein Vater die Absicht Ihnen zu schreiben, theurer Freund, da er es aber vielleicht noch nicht so bald thun wird, muß ich es übernehmen Ihnen Nachricht von uns zu geben. Ich weiß nur zu wohl, welch ein schlechter Ersatz dies für Sie ist, und erscheine mir selbst sehr anmaßend, indem ich Ihnen schreibe, denke aber doch, es ist Ihnen lieber als wenn Sie gar nichts von uns erfahren.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief, und danke Ihnen in unser Aller und besonders in meines Vaters Namen für Ihre Rosamunde, mehr als ich es Ihnen aussprechen kann. Mein Vater will Ihnen selbst seine Meinung darüber schreiben, aber weil dies sehr ausführlich geschehen soll, und er sich überhaupt schwer zu einem Brief entschließt, wird es wohl nicht so bald geschehen. Ich kann Ihnen vorläufig sagen, daß er ganz und durchaus zufrieden ist, ja, daß er entzückt und begeistert ist, sollte ich lieber sagen, denn jeder andre Ausdruck scheint mir zu kalt. Dreimal hat er uns die Rosamunde vorgelesen, und ich wünsche dann nur immer, Sie wären hier und könnten ihn darüber sprechen hören, und sich an seiner Freude erfreuen, daß unsre arme betrübte Zeit so etwas Großes und Edles hervorgebracht

hat. Ich wußte zum Voraus, daß dies Gedicht ihm gefallen mußte, und drang deswegen darauf, daß Sie es uns schicken möchten. Alle meine Zweifel, die ich auch damals gegen Sie aussprach, ob es auf der Bühne von Wirkung sein könne, erscheinen mir jetzt recht vermessen, da mein Vater, gleich wie er es nur einmal gelesen hatte, entschlossen war, es hier zu geben. Jetzt da ich es öfter und nicht so unterbrochen gelesen, bin ich auch überzeugt, daß die Darstellung keine Schwierigkeiten haben kann; dann war ich in der vorigen Woche einige Tage auf dem Lande bei Lüttichau's, wo wir wieder die Rosamunde mit einander lasen, und zu meiner großen Freude Lüttichau sogleich beschloß, sie so bald als möglich zu geben; ja, mich sogar ganz im Ernste auszankte, daß ich sie nicht gleich den vorigen Sommer hier behalten hatte. Mir schien damals für unsre Bühne die Schwierigkeit zu groß, es würdig zu besetzen, da wir jetzt, genau genommen, weder eine Rosamunde noch einen Alboin haben; aber mein Vater sagt, kein Theater dürfe es sich entgehen lassen, durch ein solches Werk sich selbst zu ehren, auch sei es nicht nur so schön sondern auch so dramatisch, daß es immer noch, trotz aller Mängel der Darstellung, den größten Eindruck machen müsse. Weshalb man es in Berlin nicht angenommen hat, ist mir unbegreiflich, da dies doch das eigentliche Rollenfach der Crelinger ist, und sie gar nichts spielen kann, wenn ihr dies nicht zusagt. Ob man es in Wien einstudirt, weiß ich nicht, ich habe die Gley darum gefragt, aber noch keine Antwort erhalten; ich wünsche jetzt fast, daß es dort noch nicht so schnell gegeben wird, damit es auf unsrer Bühne zuerst erscheint. Statt der Gley sind jetzt hier zwei junge Mädchen engagirt, beide recht hübsch und nicht ohne Talent, aber noch so wenig geübt und so unbedeutend, daß man ihnen die Rosamunde nicht anvertrauen kann, deshalb ist sie der Mevius zugetheilt worden, der auch eigentlich das Fach, wozu man die Rosamunde doch rechnen muß, gehört. Freilich ist sie etwas zu alt und zu scharf in ihrem Spiel, doch hat sie viel Kraft und Feuer, und giebt einige Rollen, wie z. B. die Orsina, daß man sie kaum besser sehen kann, auch hat sie Verstand und

weiß sich meines Vaters Rath recht gut anzueignen. Den Alboin wird wohl der jüngere Devrient bekommen, der jetzt hier engagirt ist; er ist freilich etwas zu jung und zu zart für die Rolle, doch hat er viel Haltung und ein sehr schönes Organ, ist dabei ein gescheuter sinniger Mensch. Den Helmichis würde dann der andre Devrient bekommen. Der alte Longobarde und Gepide werden durch Verdy und Pauli sehr gut besetzt sein, beide hörten das Stück neulich bei uns lesen und interessirten sich gleich sehr dafür, und da sie jetzt unsre Regisseure sind, ist dies nicht unwichtig. Wir sind recht viel mit Ihnen und Ihrem Gedicht beschäftigt, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich dies alles Ihretwegen freut, da ich denke, die Anerkennung meines Vaters wiegt bei Ihnen das verkehrte Urtheil viel verkehrter, wenn auch wohlmeinender Menschen auf, und ist Ihnen ein Sporn, die Welt und Ihre Freunde bald wieder durch ein schönes Werk zu erfreuen. Auch wegen meines Vaters freut es mich so sehr, daß er wieder einmal etwas auf die Bühne bringen kann, woran er so warmen Antheil nimmt.

Mein Vater ist wohl und sehr fleißig: zwei Novellen sind fertig und eine, der Mondsüchtige, in der Urania schon gedruckt, ich finde sie sehr schön, und man sollte glauben, er habe sie in seiner Jugend geschrieben. Die zweite, der Jahrmarkt, ist ganz heiter und gefällt mir auch sehr, aus der dritten, die noch nicht beendet ist, kann ich noch nicht recht klug werden. Ich bekomme immer die Correcturbogen und bin also nach dem Setzer der erste Leser und Kritiker.

Ihr Bruder ist vor einiger Zeit bei uns gewesen, es thut mir leid, daß ich ihn nicht gesehen habe, er muß Ihnen sehr ähnlich sehen, denn mein Vater hat ihn gleich umarmt, weil er geglaubt hat, daß Sie es wären.

Immermann ist viel bei uns gewesen und wird Ihnen manches von uns erzählen können; ich habe mich sehr gefreut, von ihm zu hören, wie heiter und zufrieden Sie in Düsseldorf leben. Er hat uns seinen Merlin vorgelesen, der mir zu tiefsinnig ist und in dem ich Vieles nicht verstanden habe; was ich verstand,

habe ich aber sehr schön und merkwürdig gefunden. Die beiden ersten Stücke von Peter dem Großen haben viel Schönes, doch scheint mir zu viel Intrigue darin zu sein, und fast alle Charactere haben etwas Verschrobenes, was einen unangenehmen Eindruck macht. Das Edle, Großartige, was in der Rosamunde so wohlthuend wirkt, und was uns wie ein Spiegel der Seele scheint, woraus es geflossen, fehlt in jenem, und deshalb macht es nicht den ächt tragischen Eindruck. Immermann ist sehr geistreich und interessant, doch kann ich nicht läugnen, daß in seinem Wesen etwas Unheimliches liegt, wozu man kein Vertrauen fassen kann. Verzeihen Sie, daß ich mein Gefühl so unverhohlen ausspreche; es ist wohl nicht recht, denn ich glaube er ist Ihr bester Freund, doch da es einmal geschrieben ist, kann ich es nicht mehr ändern.

Wir erwarten jetzt die Cholera täglich; doch ist man hier nicht so ängstlich und spricht nicht so viel davon als in Berlin. Ich kann diese Furcht nicht begreifen, da wir doch überzeugt sind, daß wir keinen Augenblick eher oder später sterben, als es Gottes Wille ist, und da, auch ohne Cholera, uns der Tod täglich so nahe steht. Doch viele Menschen thun wirklich, als wären sie bis jetzt unsterblich gewesen, und das Sterben eine ganz neue Erfindung von 1831.

Leben Sie wohl, und rechnen Sie es mir nicht zu, daß ich Ihnen schreibe, und meinem Vater nicht, daß er Ihnen nicht schreibt. Er ist in seiner Freundschaft unveränderlich wie im Aufschieben aller seiner Briefe und Arbeiten; die Novellen sollten längst fertig sein, denn alle anderen Taschenbücher liegen schon auf allen Ladentischen. Kommen Sie nur künftigen Sommer zu uns, und geben Sie uns zuweilen Nachricht wie es Ihnen geht; halten Sie es aber nicht für eine Pflicht der Höflichkeit, gerade **mir** wieder zu antworten, es macht Ihnen natürlich mehr Vergnügen, meinem Vater zu schreiben als mir, und wir Andern sind zufrieden, wenn wir erfahren, daß Sie wohl und heiter und fleißig sind.

Dorothea Tieck.

Dresden, den 31. Mai 1832.

Theuerster Freund, ich hätte Ihren schönen Brief schon früher beantwortet, und wollte nur die Aufführung der Rosamunde abwarten, um Ihnen zugleich Nachricht davon zu geben. Gestern war sie nun endlich, und Sie können überzeugt sein, daß von Seiten der Direction und der Schauspieler kein Fleiß gespart ist. Letzteren hat mein Vater das Stück einige Mal vorgelesen, und den beiden Frauen die Rollen noch besonders einstudirt, ist dann auch bei allen Proben zugegen gewesen, und hat wirklich mehr Interesse dafür gehabt, als er für ein eignes Werk haben würde. Das Theater war sehr voll und es herrschte die größte Stille und Aufmerksamkeit; die Mevius war, dafür daß sie nicht so viel Jugend und Kraft hat, als diese Rolle fordert, sehr gut, sie hat sie mit wahrer Liebe und Begeisterung einstudirt, und das sah man auch in ihrem Spiel. Der ältere Devrient Alboin gefiel mir von Allen am besten, er hatte ein wunderschönes Costüme und machte schon beim ersten Auftreten einen großartigen poetischen Eindruck, auch der jüngere Devrient wußte den Helmichis besser herauszubringen, als ich ihm zugetraut hatte. Kurz, man kann die Vorstellung, im Ganzen genommen, eine gute nennen, so viel auch bei einem so tiefsinnigen Werk und in so schweren Rollen immer noch zu tadeln bleibt. In den beiden ersten Acten wurden die Mevius, beide Devrients und Pauli einige Mal applaudirt, der dritte und vierte Act gingen ruhig vorüber, schon während des fünften entstand eine gewisse ängstliche Unruhe, und am Schluß, da Einige applaudiren wollten, wurde gepocht, nicht so viel, daß man sagen kann, es sei durchgefallen, aber Lüttichau und Vater sind doch noch unschlüssig, ob es wiederholt werden kann. Es wird mir recht schwer, Ihnen dies zu schreiben, aber ich denke, Sie müssen es ja doch erfahren. Es kann Ihnen wohl kaum so unangenehm und betrübt sein, als es mir ist, und der gestrige Abend hat mich so angegriffen, daß ich wirklich krank bin, so peinlich war mir die zunehmende Verstimmung, die man unter den Zuschauern

bemerkte. Aergern und kränken Sie sich nicht, bester Freund, und lassen Sie Ihren heitern Muth nicht trüben, die Menschen sind nun einmal dumm und wir können das nicht ändern. Etwas wahrhaft Großes wird ja nie verstanden. Glauben Sie wohl, daß man bei Tasso und Iphigenia nicht schon im ersten Act anfangen würde zu pochen, stände nicht der Name Goethe auf dem Zettel, nur die Auctorität hält diese Gedichte. Die Leute sitzen mit schwerer Langeweile im Theater und gehen nur Ehren halber das nächste Mal wieder hin, weil sie denken, es muß wohl schön sein. Shakespeare gefällt wegen des Reichthums an Begebenheiten und Menge der Personen, Schiller ist einmal angenommen und doch merkt bei seinem schönsten Werk, den Räubern, kein Mensch, worauf es eigentlich ankommt. Das Pikante der Situation und der unnatürliche Charakter des Franz interessirt, aber in den tiefen Sinn des Dichters dringt Keiner ein. So ist es mit der Rosamunde, das ganze Stück geht aus einer Seelenstimmung hervor, die ganz neu und wahrhaft tragisch ist; dies, was für uns, die wir uns bemühn in den Sinn des Dichters einzugehn, die Schönheit des Gedichtes ausmacht, versteht das sogenannte Publicum nicht, sie begreifen einfach nicht, was diese Frau will, und statt zu überlegen, daß man ein solches Werk wie eine große Oper öfter hören muß, um es zu verstehen, bilden sie sich ein, sie müssen den guten Geschmack retten. Ich möchte mit Hamlet sagen: Es ist Caviar für die Menge. Doch genug davon. Ich schreibe Ihnen heut mit wahrhaft betrübtem Herzen. Ihre Briefe sind so schön und machen uns Allen immer so große Freude; wie gern schriebe auch ich Ihnen immer etwas Erfreuliches, und muß Sie nun heute kränken. Ich fürchte, dies macht Sie wieder melancholisch und Sie bekommen eine Abneigung gegen Dresden; doch denken Sie, daß Ihre besten Freunde und Ihre größten Bewunderer auch hier sind, und lassen Sie sich nicht abschrecken, den nächsten Sommer her zu kommen, und dann bringen Sie uns Ihre Chaldäer mit, die gewiß bei Ihrer reichen Phantasie und Ihrem großen Talent zum Tragischen sehr schön werden. Ich bin sehr

begierig darauf und kann es mir gar nicht denken, doch der Stoff ist schön und es gelingt Ihnen gewiß. Ihre Rosamunde hat Ihnen in unserm, und auch in dem größern, vornehmen Zirkel viel Freunde erworben, es ist nur ein Unglück, daß das Publicum immer von Wenigen und gerade den Dummen beherrscht wird, und die Besseren sich in keinen Kampf mit diesem Theaterpöbel einlassen wollen.

Haben Sie noch tausend Dank für Ihren letzten schönen Brief. Ich bin jetzt jenem Engländer recht dankbar, der die erste Veranlassung zu einer Correspondenz mit Ihnen war. Sie kommen freilich sehr dabei zu kurz, und ich schäme mich immer, wenn ich daran denke, wie dumm und albern Ihnen meine Briefe vorkommen müssen. Es freut mich sehr, daß Sie in Ihrer Bewundrung des Donauweibchens von meinem Vater ganz mit mir übereinstimmen, ich habe es oft gelesen und mich immer sehr gegrämt, daß es nicht vollendet ist. Ueber den Hexensabbath kann ich Ihr Gefühl nicht so ganz theilen, so viel Schönes im Einzelnen darin ist, wozu ich besonders die Scene bei der alten Bettlerin rechne, so hat mir doch die Geschichte der Katharina etwas sehr herbes und ich begreife nicht, wie eine Frau, die, ob nun durch das Schicksal oder ihre Schuld, so entsetzliche Dinge erlebt hat, noch ein so heitres, ich möchte sagen, leichtsinniges Leben führen kann; das Gefühl des Robert, sich ganz von der Welt zurückzuziehen, scheint mir viel natürlicher. Sie haben Recht, daß dieser Gnosticismus nur als eine Phantasie behandelt werden kann; so aufgestellt, wie er von Immermann wird, ist er mir wenigstens sehr störend; den Jahrmarkt liebe ich besonders, weil er ein so harmloses und reines Vergnügen gewährt, bei allem Witz so fern von jeder Bitterkeit. Der Mondsüchtige wird Ihnen gewiß gefallen. Ich muß bekennen, daß unter allen Novellen meines Vaters mir keine so hoch steht als der erste Theil des Dichterlebens; so schön die andern auch sind, so kommt mir diese doch immer als ganz einzig und unerreicht vor, weshalb es so ist, davon kann ich mir keine Rechenschaft geben und ich glaube, es giebt wie zu

Menschen auch eine Sympathie zu Dichtungen, und wir können bei diesen wie bei jenen oft nicht sagen, warum wir sie so unbeschreiblich lieben.

Ich habe im verflossenen Jahr den Dante so gründlich studirt, als es mir möglich ist. Jetzt lese ich viel im Calderon, die religiösen allegorischen Stücke finde ich wunderschön, und das einzige in dieser Art, was so wahrhaft empfunden ist; von den Lustspielen sind viele sehr witzig, andre zu verwickelt und im Original schwer zu verstehen. Haben Sie den Aufsatz von Raumer über Polen gelesen? Ich hoffe, Sie sind nicht so Preuße, daß Sie ihn auch deshalb verfolgen. Ich begreife nicht, wie man einen Historiker wegen einer rein geschichtlichen Darstellung anfeinden kann. Wir leben in einer traurigen Zeit, man thut, als hätten wir nur die Wahl zwischen französischer Anarchie und russischer Knute, letztere scheint im nördlichen Deutschland den Sieg davon zu tragen. Die Aussicht in die Zukunft ist trübe, nur die Religion und nächst ihr Freude an Poesie und ein wahres Gefühl für die Menschen, die uns theuer sind, kann uns Trost und Muth geben.

Leben Sie nun wohl, liebster Freund, denken Sie, daß es uns gewöhnlichen Menschen auch oft nicht besser geht, als den Dichtern, das Beste in uns wird oft verkannt, zurückgestoßen, und lebt doch zu unsrer eignen Erquickung in unseren Herzen. Diesmal bitte ich Sie mir recht bald zu schreiben, denn ich ängstige mich wirklich, wie diese Nachricht auf Sie wirken kann. Wenn die Rosamunde noch einmal gegeben wird, schreibe ich es Ihnen gleich.

Dresden, den 4. April 1832.

Tausend Dank für Ihren Brief, theurer Freund, den ich schon längst hätte beantworten sollen; doch hatte ich in der letzten Zeit viel zu thun, und wirklich keine Zeit dazu. Es freut mich, daß Sie den Vorfall mit Ihrem Stück nicht wichtiger nehmen, als er es verdient. Daß Sie noch keine Nachricht aus Wien erhalten haben, wundert mich: mein Vater läßt Ihnen sagen

wenn Sie diese bekommen, und ihm dann Ihr Trauerspiel anvertrauen wollten, so wolle er es mit einer Vorrede begleitet herausgeben, und für einen Verleger sorgen. Es wäre wohl gut, wenn Sie uns sobald als möglich Nachricht geben könnten, ob Sie diesen Vorschlag annehmen; denn mein Vater schiebt, wie Sie wissen, seine Arbeit oft auf, und es möchte dann immer noch einige Zeit darüber hingehen.

Ich schicke Ihnen den Epilog mit, den mein Vater zu Goethes Andenken gedichtet hat; gewiß macht es Ihnen und Ihren Freunden Vergnügen, ihn so bald als möglich zu lesen, und da die Direction nur wenige Exemplare zum Vertheilen hat abdrucken lassen, ist er nicht zu bekommen. Vater war durch Goethens Tod sehr angegriffen, und in der ersten Zeit in einer so gerührten, wehmüthigen Stimmung, daß wir uns seinethalb ängstigten. Gestern noch sagte er etwas, was mir sehr gefiel: Goethe habe ihm von Jugend auf wie sein Stern vorgeleuchtet, und sein Gefühl für ihn sei wie das des Ferdinand für Egmont. Ich glaube, es ist wenigen großen Geistern gegeben, sich, wie mein Vater, so ganz selbst vergessend in eine fremde Größe zu versenken.

Machen Sie nur, daß Sie den Sommer her kommen, so sehr viel kann die Reise doch nicht kosten. So viel ich mich erinnern kann, wohnten Sie das letzte Mal bei Ihren Verwandten; sollte dies jetzt nicht angehn, oder Ihnen nicht gelegen sein, so können wir Ihnen ein kleines Zimmer anbieten, und werden Sie mit Vergnügen bei uns sehn, so lange es Ihnen gefällt. Mein Vater wird wohl diesen Sommer keine Reise machen, und Sie träfen uns also auf jeden Fall. Was das hiesige Honorar betrifft, da kann ich Ihnen keinen besondern Trost geben: seit wir so glücklich sind, eine Constitution zu haben, geht Alles sehr knapp und kümmerlich bei uns zu, und die Kleinlichkeit erstreckt sich über das Größte wie über das Geringste. Sonst hingen dergleichen Dinge von der Theaterdirection ab, und in außerordentlichen Fällen wandte der Intendant sich an den König, und wenn dieser es genehmigte, so war es gut.

Jetzt kann kein Thaler beim Theater ausgegeben werden, den der Hausminister nicht bewilligt, der dabei nie ins Theater kommt und nichts davon versteht; viel wird es also auf keinen Fall sein.

Raumer ist auf acht Tage herüber gekommen, und trotz der vielen Verdrießlichkeiten, die er erlebt hat, immer vergnügt und oben drauf, wie er es nennt. Er triumphirt auch etwas darüber, daß er sich, wie er meint, in Hinsicht der Rosamunde nicht geirrt hat; daß es nehmlich ein großes poetisches Werk ist, aber nicht für die Bühne, und daß er Ihnen einen großen Gefallen gethan habe, weil Sie nun die Berliner Commission für dumm erklären können, und das Trauerspiel in seiner Würde bleibt. Mein Vater giebt ihm das alles nicht zu, und schiebt das Unheil nur auf Schauspieler und Publicum. So sehr ich Raumer liebe und verehre, sehe ich doch ein, daß seinem Urtheil nicht immer zu trauen ist, da er sich zu leicht von seiner Umgebung, von der Gegenwart stimmen läßt. Er findet wirklich Raupach und Spontini viel besser, als Beide es verdienen. Mein Vater ist darin ganz anders, und wenn Ihnen vielleicht früher sein Tadel schroff und hart erschien, so ist auch dafür sein Beifall ganz rein und unbestochen.

Alles, was Sie über die Katharina im Hexensabbath schreiben, gefällt mir sehr und ist mir ganz aus der Seele gesprochen. Viele haben es aber übertrieben und behauptet, Poesie und Kunst mache die Religion ganz entbehrlich; doch wer gelitten und gekämpft hat, weiß es gewiß, daß es Stimmungen giebt, wo nur Eins helfen und lindern kann. Sagen Sie doch selbst so schön: Musik ist Gift für den, der eine Seelenwund' im Busen trägt. Die Stelle hat mir immer besonders gefallen. Eben so gewiß ist es aber auch, daß unsre Seele, die aus Gott geschaffen ist, nicht von jenen Dingen so mächtig durchdrungen und erhoben werden könnte, wenn sie nicht ebenfalls von Gott ausgegangen und von seinem Hauch durchdrungen wäre. Deshalb halte ich auch das Vergängliche, Erbärmliche nicht so gefährlich, weil es von einer Seele, die Gott und seine herrlichsten Gaben gekostet hat, ohne Eindruck abgleiten muß. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie fragen mich, ob ich Virgil liebe, und ich antworte Ihnen nur, daß ich eben dabei bin, die Aeneide zum fünften Mal von Anfang zu Ende durchzulesen, so sehr liebe ich sie; auch wo die Schilderung der Kämpfe zu weitschweifig ist, erfreut mich die Lieblichkeit der Sprache und die schönen Episoden, die andern Gedichte kenne ich noch nicht. Es ist eigentlich eine Thorheit, daß ich so viele Zeit mit den alten Sprachen verliere, aber meine Leidenschaft dafür ist zu groß. Jetzt lese ich den Livius. Im Griechischen glaubte ich weiter zu sein, als ich jetzt zu meinem Kummer entdeckt habe. Ich las den Homer und das neue Testament ziemlich geläufig, finde aber jetzt beim Herodot, der doch leicht sein soll, wie viel mir fehlt, da ich oft nicht ohne Uebersetzung durchkomme. Man glaubt irriger Weise von mir, ich habe Talent zu Sprachen; es ist aber nicht wahr, die Grammatik wird mir schwer und ich kann mir die unregelmäßigen Regeln nicht merken. Lebten wir an Einem Ort, so könnten Sie mir zuweilen etwas helfen; aber so habe ich niemand. Sie werden mich wohl sehr verachten, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich keinen rechten Sinn für den Sophokles habe und ihn mehr im Glauben an seine Größe verehre. Homer erregt mir immer ein wahres Entzücken und viele Stücke von Euripides machen mir eine große Freude, aber im Sophokles ist mir etwas Fremdes, ich weiß nicht, worin es liegt. Ich habe ein Buch von Moor gelesen: Wanderungen eines Irländers zur Entdeckung einer Religion. Es ist viel Gutes darin, und was er von der disciplina arcani und den Gnostikern sagt, hat mich sehr interessirt; nur finde ich ihn oft ungerecht gegen die Protestanten, und er nimmt auch häufig einen Ton des Spottes und Witzes an, der bei solchem Gegenstand höchst unwürdig ist. Aber in der Hauptsache ist das Buch gut und deshalb thut es mir leid, daß es diese großen Mängel daneben hat. — — —

— — — — — — — — —

Dresden, den 15. December 1832.

Mit großer Sehnsucht habe ich einen Brief von Ihnen erwartet: es ist recht betrübt, wenn man sich eine Zeitlang täglich gesehen und Alles mit einander getheilt hat, nun plötzlich gar nichts von einander zu wissen; der Abreisende, der viel Neues und, wie dies bei Ihnen der Fall war, Freudiges erlebt, empfindet diesen Kummer weniger als die Zurückbleibenden. Ich dachte wohl, daß Sie nicht eher als in Düsseldorf zum Schreiben kommen würden, und freute mich, durch Agnes etwas von Ihnen zu hören. Haben Sie von uns allen den schönsten Dank für Ihren lieben Brief! Wir freuen uns recht, daß die Reise Ihnen gut bekommen ist und daß es Ihnen bei uns gefallen hat. Wie oft, und bei wie vielen Gelegenheiten haben wir Sie vermißt und zurück gewünscht; wir hatten kurz nach Ihrer Abreise noch so herrliches Wetter, wie schön hätten wir da die saure Milch noch essen können. Wären Sie nur länger bei uns geblieben; ich hätte gern noch über Vieles mit Ihnen gesprochen, und ich glaube, wir würden uns immer recht gut verstehen: ich denke noch mit Vergnügen an Ihr Gespräch mit Baudissin über die Religion, wo ich zwar nur ein stummer Zuhörer war, Ihnen aber im Herzen so ganz beistimmen konnte. Es ist für mich schwer, bei uns an einem Gespräch Theil zu nehmen, weil die Gräfin so sehr verletzbar ist und Dinge empfindlich nimmt, bei denen man es nicht begreifen kann. Sie haben es vielleicht nicht bemerkt; aber als Sie einen Morgen mit meinem Vater über den Egmont sprachen, hatte mir die Gräfin die wenigen Worte, die ich sagte, so übel genommen, daß sie mehrere Tage nicht mit mir reden wollte; so etwas suche ich natürlich zu vermeiden, und fühle mich deshalb in ihrer Gegenwart immer genirt. Daß es sich in Berlin nicht angenehm lebt, kann ich mir denken, und Sie sind gewiß in Düsseldorf viel glücklicher in einer gewissen Abgeschiedenheit von der Welt und doch nicht einsam; es wäre recht schön, wenn wir Sie dort einmal besuchen könnten, dazu ist aber jetzt gar keine Aus-

sicht; denn da Vater dies Jahr nichts geschrieben hat als die Eine Novelle, wird es auch sehr am Gelde fehlen und an keine Reisen zu denken sein. Sie fragen mich, weshalb das Taschenbuch nicht heraus kommt: weil er das Schreiben immer aufgeschoben hat, bis es endlich zu spät war, es ist recht schade, und geht am Ende das künftige Jahr wieder so. — — — Wir sind alle wohl und leben sehr still, besonders ich; ich gehe viel spazieren, aber selten zu Menschen, die Lüttichau ist die einzige, die ich oft und gern sehe. Sie werden das wieder Menschenhaß nennen, aber Sie haben doch eigentlich Unrecht. Was nutzt es mit Menschen zusammen zu kommen und Dinge zu sprechen, die für keinen von beiden ein Interesse haben? Selbst der Umgang mit den Menschen, die man liebt, giebt oft so viel mehr Schmerzen als Freuden: wie oft wird man in den besten Empfindungen gerade mißverstanden, und von denen, denen man ein volles Vertrauen entgegen bringt, kalt und abstoßend behandelt. Die Leiden, die aus solchen Erfahrungen entspringen, sind doch wohl mehr der Menschenliebe als dem Haß zuzuschreiben. Ich will auch gern die Schuld allein auf mich nehmen, wohl mag mir die unentbehrliche Leichtigkeit im Umgang fehlen, so nehme ich denn Alles zu ernst, und verletze vielleicht oft Andre, gerade wenn ich es am besten meine, aber Sie müssen mir doch zugeben, daß man dafür nicht kann. Auch bin ich jetzt fast immer heiter und recht innerlich in mir selbst vergnügt. Die äußere Einsamkeit hat doch deshalb einen großen Werth, weil sie die innere Einsamkeit und Sammlung des Gemüths begünstigt, und wie viel leichter wendet sich wieder in dieser Sammlung unsre Seele zu Gott, der allein durch seine innere Gegenwart jede Sehnsucht befriedigen kann. Ich habe nun die Briefe von Horaz auch gelesen, und finde sie noch schöner als seine übrigen Gedichte, auch die Ars poetica hat mir sehr gefallen. Zwar können diese Vorschriften keinen Dichter bilden, doch ist viel Lehrreiches darin. Daß es in der Poesie keine Mittelmäßigkeit giebt, und der, welcher nicht die Höhe erreicht, Göttern und Menschen verhaßt ist, ist ein schönes Wort. Die Ilias habe ich nun auch

geendigt, und erst seit ich sie griechisch gelesen habe, ist es mir als kenne ich sie, ich bin ganz glücklich, ganz entzückt gewesen, fast immer wenn ich darin las, und sie scheint mir doch höher zu stehn als die Odyssee. Halten Sie es wohl für einen bloßen Zufall, daß in diesem Gedichte die Muse zum Erzählen, in jenem zum Singen aufgefordert wird? Die Lusiade habe ich gelesen, ich kann aber noch zu wenig Portugiesisch und habe mich zu viel mit der Grammatik und einem schlechten Wörterbuch dabei quälen müssen, um die Schönheit recht zu genießen, ich werde sie nun wieder von vorn anfangen. Vor kurzem hat Vater uns in zwei Abenden den Zerbino vorgelesen: es ist doch ein herrliches Gedicht, und fast nirgends die Poesie so als das aufgestellt, was sie ist: der Trost des Lebens, der Schmuck der Welt. Der Garten der Poesie ist wohl mit das schönste, was je gedichtet ist, die Stelle über Goethe ist jetzt doppelt bedeutsam. Ich kann nicht beschreiben, wie mich immer diese Dichter in ihrer einfachen Sprache rühren, es kommt wohl mit daher, weil ich auch dabei immer an meinen Vater denke. Wie einsam standen sie da in ihrem Leben, und wie unverstanden nach ihrem Tode. Wie schön sagt Cervantes: die Irdischen haben uns nie begriffen, das ist wohl ein tiefes Wort, und ich bin so wenig der Meinung der Pietisten, daß ich glaube, es gehört ein wahrhaft religiöses und vom Irdischen abgewendetes Gemüth dazu, um die Dichtkunst nur begreifen zu können. Darum ist ja auch fast kein einziger der großen Dichter das gewesen, was man gewöhnlich glücklich nennt, es ist ein von der Welt verkanntes Priesterthum. — —

Mein Vater hat mit Brockhaus wegen der Rosamunde gesprochen, der will aber nur wenig dafür geben, er hat nun noch an Reimer und Andre geschrieben, ob es da vielleicht besser geht. Es ist mir lächerlich und rührend zugleich, daß durch solche Armseligkeiten den Menschen ein Gedicht vorenthalten wird, das noch Tausende entzücken wird, wenn wir alle längst gestorben sind. Vater läßt Sie zugleich fragen, wie weit Sie mit Ihren Chaldäern sind? er meint, wenn die gleich mit ge-

druckt werden könnten, gäbe es einen hübschen Band, und für das Theater sind sie ja doch nicht. Gott erhalte Ihnen nur Gesundheit und Lust zum Arbeiten, theuerster Freund, die Chaldäer werden gewiß eins der herrlichsten Gedichte. Was Sie mir über das Düsseldorfer Theater schreiben, sind fromme Wünsche, an deren Ausführung ich keinen großen Glauben habe, seit ich die Sache genauer kenne. Hier ist nichts Merkwürdiges vorgefallen, außer daß die Schuld neu einstudirt ist, es gefiel aber wenig und war schon bei der ersten Vorstellung nicht voll, die Zeit ist auch vorbei, ob es aber besser ist, seit man den Enzio bewundert, weiß ich nicht.

Leben Sie nun wohl, mein allerbester Freund. Ich hätte Ihnen schon eher geantwortet, aber ich habe den Cymbeline abgeschrieben, das ist ein schrecklich langes Stück und hat mir viel Zeit gekostet. Auch hatte ich einige Weihnachtsgeschenke zu machen. Gott schenke Ihnen ein fröhliches Weihnachtsfest und glückliches neues Jahr.

Dresden, den 8. März 1833.

Indem ich eben Ihren letzten Brief wieder lese, sehe ich, daß er schon recht alt ist, und ich in eine größere Schuld gegen Sie gerathen bin, als ich dachte: es sind aber wirklich nur Geschäfte, die mich am Schreiben gehindert habe; denn schriebe ich so oft, als ich es gern thäte, so würde es Ihnen zu viel werden. Wenn Sie es noch nicht gehört haben, daß ich mit an der Uebersetzung des Shakespeare arbeite, so vertraue ich es Ihnen hiermit als ein Geheimniß an. Leider ist es in Berlin bekannt, wie meine Schwester mir gesagt hat, das ist mir unangenehm, und ich weiß auch nicht, wie es zugeht; Reimer, der es freilich wissen mußte, hat doch wohl davon gesprochen. Ich habe es keinem Menschen gesagt, und bitte auch Sie sehr ernstlich darum; lassen Sie es sich auch nicht gegen meinen Vater merken, denn er würde böse sein, daß ich es Ihnen gesagt habe. Aber es giebt so wenige Menschen, die wirklich Antheil an mir nehmen; ich rechne Sie zu diesen Wenigen, und darum ist es mir Be-

dürfniß, Ihnen Alles mitzutheilen, was ich thue und treibe. Die Arbeit, die mich länger als drei Jahre beschäftigt, und mir so viel Freude gemacht hat, ist nun bald beendigt. Seit Neujahr bin ich mit dem Macbeth beschäftigt, das ist das letzte der mir zugetheilten Stücke, ich bin nun schon beim Abschreiben, und weil ich darin keine große Fertigkeit habe, kostet es mir viel Zeit. Dies also als Entschuldigung für mein langes Schweigen. Ich kann Ihnen nicht sagen, welch großes Vergnügen mir die Arbeit gemacht hat; wenn man selbst nichts erschaffen kann, ist es doch gewiß der größte Genuß, sich in die Schöpfung eines großen Geistes so ganz zu vertiefen, wie man es beim Uebersetzen thun muß. Jedes Stück, an dem man eben arbeitet, erscheint Einem als das schönste und jeden Charakter gewinnt man lieb, als hätte man ihn persönlich gekannt; das ist aber auch die einzige Freude, denn gerade wenn man das Original so genau kennt, kann man nie glauben, daß die Uebersetzung eine gelungene Arbeit sein kann, und man fühlt nur, wie viel verloren geht. Erst habe ich immer jedes Stück für mich ganz fertig gemacht, und dann meinem Vater vorgelesen, wobei denn natürlich noch sehr vieles verändert ist. Die große Mühe, die wir angewendet haben, wird wohl nie jemand darin wieder finden; an dem großen Monolog des Macbeth z. B. haben wir drei Tage corrigirt, und jedes Mal eine Stunde. Auch bei den Stücken, die Baudissin übersetzt hat, habe ich fast immer den Corrigirstunden beigewohnt und dadurch viel Englisch gelernt, besonders Shakespeare's Sprache.

Was Sie mir darüber schreiben, daß Sie sich oft einsam fühlen, verstehe ich ganz; glauben Sie nicht, daß ich darin Klage oder Unzufriedenheit sehe. Auch ich fühle mich immer einsamer, je älter ich werde, ich habe auch mehr Mißtrauen gegen die Menschen, was mir gar nicht lieb ist und für mich ein quälendes Gefühl, weil es gar nicht zu meinem Charakter paßt. Mit Baudissin's waren wir sonst fast täglich, und jetzt sehen wir uns höchstens alle paar Wochen einmal; obgleich wir freundlich mit einander sind wie sonst und nichts vorgefallen ist, so ist es doch

eine schmerzliche Erfahrung, daß ein Verhältniß, was man für so fest gehalten hat, so locker werden kann. Die Lüttichau ist die einzige, die sich immer gleich bleibt und der ich unbedingt vertraue, darum will ich auch nicht klagen; denn es ist wohl genug im Leben, Eine Seele gefunden zu haben, mit der man Alles theilen kann und von der man immer verstanden wird. Daß Sie so fern von Ihren Eltern sind, muß Ihnen sehr traurig sein; sie müssen doch auch schon alt sein, und wenn man so sehen muß, wie sie schwächer werden, dann ist die Liebe zu den Eltern ein wahrhaft herzzerreißendes Gefühl. Es ist wohl ein großer Mangel an Frömmigkeit und Ergebung in mir, aber ich kann den Gedanken, sie je zu verlieren, gar nicht ertragen, und ich suche mich nur immer damit zu trösten, daß ich doch vielleicht eher sterbe.

Loebell*) kommt auf einige Tage her, und wird oben in Ihrer kleinen Stube wohnen, und ich freue mich sehr, ihn einmal wieder zu sehen. Gegen Ostern kommt auch Raumer, dem soll es immer noch sehr schlecht gehn. Was diesen Sommer über uns bestimmt ist, und ob wir eine Reise machen, weiß ich noch gar nicht, Vater spricht von so Etwas immer erst, wenn es geschieht; er ist im Ganzen den Winter sehr wohl gewesen, hatte auch eine neue Novelle angefangen, da bekam er eine Halskrankheit und heftigen Katarrh, der ihn sehr angriff, nun ist die Arbeit wieder unterbrochen. Es ist wohl ein wahres Unglück, daß er nicht fleißiger sein kann, wie vieles wird der Welt dadurch entzogen. Reimer bekommt die Rosamunde auf keinen Fall, Vater ist mit Brockhaus in Unterhandlungen; sie können aber noch nicht einig werden, weil der gar so wenig geben will. Der Alexander ist hier noch nicht wieder aufgeführt, es wäre auch unpassend, ihn ohne die Gley einzustudiren; so bald sie hier ist, wird er gewiß so schnell als möglich gegeben, beide Devrients sind sehr dafür. Für mich ist es eine Art von Beruhigung, daß Sie den Spartacus erst vollenden; Sie wissen, daß ich ihn

*) J. W. Loebell, Verfasser des „Gregor von Tours", gest. 1863 als Professor in Bonn.

nicht gleich so auffassen konnte wie die Chaldäer, Vater meint, Sie möchten sich nicht zu sehr mit orientalischen Studien aufhalten, so wie Sie das Gedicht angelegt hätten, schiene ihm dies nicht nothwendig.

Neulich habe ich die Zeichnung von einem neu ausgegrabenen Mosaikbild in Pompeji gesehn. Es soll die Schlacht bei Arbela vorstellen, in dem Augenblick, wo der Sieg sich für Alexander entscheidet; es ist ein ganz herrliches Blatt, Zeichnung und Ausdruck wie in Raphaels Constantinschlacht. Ich habe dabei recht lebhaft an Ihr Gedicht gedacht. Es ist zu verwundern, daß nicht öfter Dichter wie bildende Künstler Alexander zu ihrem Gegenstand gewählt haben; mir scheint, nichts könnte so sehr begeistern, da er so ganz einzig in der Geschichte dasteht. Ich möchte nur Karl den Großen mit ihm vergleichen, was jener für die Welt, war dieser für Deutschland, und beide wirkten wohl in einem ähnlichen Sinn. Wenn man bedenkt, wie Alexander mittelbar durch Verbreitung griechischer Sprache und Bildung auch auf die Ausbreitung des Christenthums gewirkt hat, so ist er auch in dem Sinn eine große Erscheinung. Sie haben es für immer festgestellt, wie er gedacht und dargestellt werden muß, und ich glaube nicht, daß nach Ihnen sich noch jemand daran wagen kann.

Die Generalin L. hat sich in einem Brief an die S. sehr boshaft über unsern Briefwechsel geäußert, und diese, die die L. sehr verehrt, hat gleich in demselben Ton gegen unsre Gräfin wieder davon gesprochen. Meine Eltern sind zum Glück zu vernünftig, als daß solche Klatschereien ihnen wichtig sein könnten; ich habe mich aber doch sehr geärgert, daß man auch das Einfachste und Unschuldigste nicht thun kann, ohne daß andre Leute sich darum kümmern.

Dresden, den 20. Mai 1833.

Nehmen Sie meinen Dank, mein theuerster vortrefflichster Freund, dafür, daß Sie mich diesmal nicht lange auf Ihre Antwort haben warten lassen: ich sehnte mich danach, mehr noch

als sonst; denn ich hatte meinen letzten Brief kaum abgeschickt, so bereute ich schon Alles, was ich Ihnen geschrieben hatte. Ich dachte, Sie würden mich noch für weit boshafter und kleinlicher halten als andre Leute, daß ich Ihnen solche Geschichten wieder erzählte, Sie würden mir am Ende gar nicht mehr schreiben. Und doch hatte mich eine innere Stimme angetrieben, Ihnen Alles zu sagen. Denn man wollte mir durch die S. ein Mißtrauen gegen Sie beibringen, mich bereden Ihnen nicht mehr zu schreiben, kurz, ich hatte das Gefühl, als ob man uns trennen wollte, und ich dachte man würde es dort bei Ihnen eben so versuchen. Lassen Sie uns immer ganz wahr und offen gegen einander sein, ich fühle mich oft recht einsam in der Welt, und immer einsamer nur; je mehr Menschen ich sehen muß, um so mehr möchte ich mich in mein Inneres zurückziehen; doch wenn ich Ihnen schreibe, geht mir das Herz auf, und es ist mir, als brauchte ich nichts zu fürchten oder zurück zu halten. Recht betrübt macht es mich immer, daß dies äußere Treiben die schöne innere Einsamkeit und Sammlung stört, und daß die Welt doch immer so viel Einfluß auf uns behält. So lebe ich recht oft in Zwiespalt mit mir selbst, und meine Sehnsucht nach dem Kloster erwacht dann aufs Neue; denn seit meiner Kindheit war dies immer das höchste und einzige Glück, was ich mir denken konnte, und hätte mich nicht die Liebe zu meinen Eltern zurück gehalten, ich wäre schon in meinem fünfzehnten Jahr in's Kloster gegangen; ob ich wohl gethan hätte, ist sehr die Frage, denn ich dachte mir dies Leben, wie es sonst war, wie ich es aus den Geschichten der Heiligen kannte, nicht aber wie es jetzt wohl großentheils sein mag. Unsre Zeit scheint dazu berufen, alles Schöne zu zerstören, und so bleibt einem Gemüth, das der Stille bedarf, nichts übrig, als durch tausend Kämpfe nach dem innern Frieden zu ringen.

Daß Loebell im März bei uns war, wissen Sie wohl schon, ich habe mich recht gefreut, ihn nach so langer Zeit wieder zu sehen, und ich finde ihn heitrer und liebenswürdiger als sonst. Er hat gewiß ein treues redliches Gemüth, selbst

seine Hülflosigkeit und Ungeschicklichkeit in manchen Dingen ist mir nicht störend, man freut sich, daß man ihm helfen, etwas für ihn thun kann. Die bekannten Verse aus dem Tasso von den ausgebliebenen Grazien werden oft auf Loebell angewendet, ich finde aber dies sehr unpassend, denn dort kann doch weder von Schönheit noch einer gewissen Leichtigkeit im Umgang die Rede sein, sondern von einem zarten Sinn, der die Empfindung des Andern zu verstehn und zu würdigen weiß, und diesen kann man Loebell gewiß nicht absprechen. Jetzt ist die berühmte Schechner hier, Sie wissen wohl, daß sie mit einem Bruder des Berliner Waagen verheirathet, und also unsre Cousine ist; wir sehen sie und ihren Mann täglich, sie gefällt mir gut, denn sie hat ein ganz einfaches, natürliches Wesen. Zum Singen ist sie noch nicht gekommen, sie wird vermuthlich hier nur im Freischütz auftreten. Sie thun sehr wohl, wenn Sie den Shakespeare nur im Original lesen; da Sie es wollen, nenne ich Ihnen aber die Stücke, welche von mir übersetzt sind, wir haben öfter die älteren und besseren Lesarten des Folio angenommen, und dadurch wird manches anders erklärt, nur in sofern kann unsre Arbeit Ihnen vielleicht von einigem Nutzen sein. Im Anfang arbeitete ich mit Baudissin zusammen, in Viel Lärmen um nichts sind die Verse von mir und die prosaischen Scenen von ihm. Die Widerspänstige haben wir beide ganz übersetzt, hernach ist von jedem das Beste behalten. Auf diese Art ging es aber zu langsam und machte sich auch nicht recht, weil wir eigentlich verschiedenen Grundsätzen folgten, und wir theilten uns nun die Stücke. Ich bekam die Veroneser, Timon von Athen, Coriolan, Macbeth, Wintermährchen und Cymbeline. Coriolan und Macbeth haben mir die größte Freude gemacht. Baudissin hat viel Talent für das Leichte, Komische und die Wortspiele, darum sind ihm auch die Irrungen und Love's labour's lost, was wir Liebesluft und Leid genannt haben, vorzüglich gelungen, im letzteren sind einige Sonette von mir. Was Sie über Immermann schreiben, finde ich sehr schön, und es erklärt mir nur mein eignes Gefühl. Ich halte ihn für edel

und verehre sein Talent, aber ich könnte nie Vertrauen zu ihm fassen, das kommt wohl von dem Zwiespalt in seinem Innern, der wohl in uns Allen ist, in ihm aber auffallender und schneidender, als ich es noch bemerkt habe. Wohl bestehen wir Alle aus Widersprüchen und sie sind ein Bedingniß unsers Daseins, so lange wir auf dieser Welt leben, doch diese Widersprüche müssen sich wie die Dissonanzen und Assonanzen lösen und wieder verschlingen, daraus entsteht die Musik des Lebens; bei ihm ist es aber, als ständen sie in Fels gehauen da, darum ist er gewiß sehr unglücklich und macht auch unglücklich. Ich habe immer die Uebkrzeugung gehabt, daß er in dem Glebof sich und sein Verhältniß geschildert hat, denn dieser Charakter scheint mir mit mehr Schärfe und Bitterkeit gezeichnet als alle die andern. Wir haben kürzlich sein Tulifäntchen gelesen und es hat uns viel Vergnügen gemacht. Daß Sie nichts arbeiten, ist sehr betrübt, und ich wollte ich wüßte Ihnen etwas zu sagen, was Sie antreiben könnte; denken Sie aber nur, welche Freude es Ihnen sein wird, wenn Sie die Chaldäer beendigt haben. Ich las jetzt die ersten Bücher der Könige, und dachte recht viel an das, was Sie mir von Ihrem Plan zu dem David erzählt haben, das kann auch ein schönes Gedicht werden. Denken Sie nur, wie viel noch vor Ihnen liegt, und wie die Nachwelt Ihren Namen nennen wird, wenn auch die jetzige armselige Zeit Sie nicht erkennt, so wie Sie es verdienen, auch muß der Dichter seine Mitwelt vergessen können, da er nicht nur für sie lebt und arbeitet.

Was diesen Sommer aus uns wird, weiß ich noch nicht. Vater ist mit seinen Arbeiten noch sehr zurück, er schreibt jetzt eine Novelle für Brockhaus, dann soll der Novellenkranz noch herauskommen. So wird wohl nichts aus einer Reise werden, und das wäre mir recht lieb, denn ich müßte mitreisen, und Agnes bliebe mit der Mutter hier, eine solche Trennung ist mir aber immer sehr schmerzlich. Sollten wir noch reisen, hoffe ich aber gewiß, Sie, liebster Freund, zu sehen, das wäre das Einzige, was mich wahrhaft erfreuen und über die Trennung von der

Mutter trösten könnte. Was ist es auch, vieler Menschen Städte zu sehen, gegen die Freude über ein einziges theures Menschenangesicht? Sollten wir nicht bis Düsseldorf kommen, so müßten wir uns irgend wo am Rhein treffen, Sie machen doch wohl jeden Sommer eine kleine Reise. Ueber das Alles schreibe ich Ihnen noch. Dazu, daß Sie im Herbst wieder herkommen, ist wohl keine Aussicht? Loebell schrieb von Berlin aus, Sie hätten eine andere Stelle bekommen. Schreiben Sie mir doch, ob das wahr ist, ob Sie einigen Vortheil davon haben, und welchen Titel man Ihnen nun geben muß. Ihr Vetter, der kleine blasse Wagner, war einmal bei uns. Er erzählt unglaubliche Begebenheiten von seinen Reisen, in denen sein Heldenmuth immer die größte Rolle spielt, man will ihm nicht Alles glauben; Einige sind sogar so boshaft zu behaupten, er habe bloß hier in der Nähe in der Verborgenheit gelebt und Reisebeschreibungen gelesen. Ihr Freund Robert ist nun auch verheirathet, denn wir haben ihn in der Kirche aufbieten hören. Agnes ist aber nicht zur Hochzeit eingeladen worden.

Leben Sie nun wohl, mein theuerster Freund. Alle grüßen Sie herzlich. Verzeihen Sie mein langes Geschwatze. Ihnen zu schreiben, und noch mehr einen Brief von Ihnen zu bekommen, ist eine von den wahren und echten Freuden meines Lebens.

Dresden, den 20. Juli 1833.

Mein theuerster Freund!

Seit ich Ihnen schrieb, haben sich unsre Pläne für diesen Sommer ganz verändert, wir sehen uns nun nicht, und ich kann selbst Ihren schönen Brief nur flüchtig beantworten. Weil mein Vater in seinen Arbeiten noch sehr zurück ist, hat er die Reise für diesen Sommer ganz aufgegeben, dagegen aber meiner Mutter vorgeschlagen, mit mir und Agnes auf einige Wochen nach Schlesien zu gehen, und ihre Brüder dort zu besuchen. So werden wir also den August im Gebirge zubringen. Wir reisen schon Donnerstag, gehen über Teplitz und Prag,

wo wir uns einige Tage aufhalten, und sind auf jeden Fall in den letzten Tagen des August wieder hier. Den Rückweg nehmen wir über Bautzen, und wenn Zeit und Geld zureicht, wünsche ich sehr Ihre Schwester in Görlitz zu besuchen und auch nach Heidersdorf zu fahren; Sie machten mir, als Sie bei uns waren, Muth dazu, und es würde mich sehr erfreuen, Ihre Eltern und Ihre Heimath kennen zu lernen, doch alles dies ist noch unbestimmt.

Was Sie mir über die Bedingungen wegen der Rosamunde schreiben, habe ich meinem Vater vorgelesen, und er meint, es sei so recht gut, und Sie möchten es nur annehmen. Wegen der Recension hat er sich gar nicht geäußert, auch vermag ich gar nichts über ihn und er kann es nicht einmal vertragen, wenn man ihn wegen so Etwas frägt. Auch ist er jetzt sehr fleißig und mitten in der Arbeit. Eine Novelle, die Sommerreise, ist fertig, und kommt in die Urania, es ist viel Schönes darin, doch gehört sie für mich zu den unbedeutenderen; weil fast Alles selbst erlebt und geschehen ist, so hat sie eine gewisse Frische und Lebendigkeit, doch auf den innern Zusammenhang ist wenig gegeben. Jetzt schreibt er nun eine für Reimers Taschenbuch, sie heißt: der Tod des Dichters, und dieser Dichter ist Camoens, ich habe einige Bogen davon gehört und bin überzeugt, daß dies eines der schönsten und großartigsten Werke wird. Ich freue mich schon darauf, wenn Sie es lesen werden, schreiben Sie mir nur recht viel darüber. In 14 Tagen soll diese Novelle fertig sein, dann will er die Noten zum letzen Bande des Shakespeare schreiben. Wenn ich Ihnen rathen darf, so meine ich, es wäre am besten, Sie schrieben etwa in drei Wochen dem Vater noch einmal selbst, dann entschließt er sich vielleicht schnell Ihnen die Recension zu machen.

Sie schreiben, daß Sie trübe gestimmt sind, das thut mir recht leid, Ihretwegen, und auch wegen Ihrer Arbeiten. Ich bin heitrer als ich es war, seitdem ich nichts mehr von der Welt hoffe und wünsche, und auch das kleinste Gut als ein unerwartetes Geschenk empfange. Doch hat man sich auch der Welt entschlagen, so viel dies überhaupt möglich ist, so trägt

man doch immer noch schwer genug an sich selbst. Deshalb bin ich auch oft noch sehr melancholisch, und habe einen rechten Widerwillen gegen mich selbst. Ich begreife es dann nicht, wie Gott noch meine Lauigkeit und Schwäche in allem Guten so lange erträgt.

Dresden, den 12. September 1833.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Ihre Frage wegen des Lustspiels, was Sie meinem Vater geschickt haben, will ich ganz einfach und ohne Vorrede oder Umschweif beantworten: es hat ihm nicht gefallen und er räth Ihnen, oder vielmehr, er bittet Sie dringend, es nicht drucken zu lassen, da er meint, es würde Ihrem Rufe schaden, denn weder Plan noch Ausführung sei Ihres Talentes und dessen, was man von Ihnen erwartet, würdig. Da ich selbst das Stück noch nicht habe lesen können, hat er mir sein Urtheil auch nicht ausführlicher sagen können, und ich hätte nicht einmal Gelegenheit gehabt, mehr mit ihm zu sprechen, da wir Besuch bei uns haben. Vielleicht hätte ich diese Mittheilung, die Ihnen natürlich nicht angenehm sein kann, mit schönen Worten umgeben sollen, aber unter Freunden halte ich die ungeschminkte Wahrheit für die erste Pflicht, und die Sache bleibt ja doch dieselbe. Ich kann mir wohl denken, daß Ihre tragische Muse sich ungern zu leichten Spielen herab läßt, und warum wollten Sie sie zwingen? Ihr Beruf als Dichter ist groß und schön, und vielleicht verbindet sich mit einer so ausgezeichneten Gabe für das Tragische das Gegentheil nicht. Schon Ihre ganze Sinnesart und Ihre Ansicht der Welt verschließt Ihnen vielleicht jene Gegend im Garten der Poesie. Sie haben keinen Leichtsinn, und, aufrichtig gesagt, traue ich Ihnen auch die Menschenkenntniß und Beobachtung der Menschen nicht zu, die ein Lustspieldichter wohl haben muß. Mit einem Wort: Sie leben mehr in sich als in

der Außenwelt. Nehmen Sie mir meine Offenherzigkeit nicht übel, mein theuerster Freund, und glauben Sie ja nicht, daß dies, was ich sage, als Tadel gemeint sei; mir sind Sie deshalb nur um so lieber, und keiner Ihrer Freunde, der Sie kennt und verehrt, wie ich, würde Sie anders haben wollen. Es kommt mir eigentlich sonderbar vor, daß ich Ihnen dies Alles sage, und ich habe mich auch wohl sehr ungeschickt ausgedrückt, doch ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie meine herzliche Freundschaft nicht verkennen.

Doch nun muß ich Ihnen von unsrer Reise erzählen: wir gingen von hier durch Böhmen nach Schlesien. In Prag hielten wir uns zwei Tage auf, und diese herrliche Stadt mit ihrer schönen Lage und den prächtigen Kirchen und Palästen hat wieder einen großen Eindruck auf mich gemacht. So eine alte, katholische Stadt ist doch etwas Wundervolles, und es kann mich ein wahres Heimweh ergreifen, wenn ich daran zurückdenke. Das Wetter war sehr schön, wir bestiegen den Ratschin einigemal und machten Spaziergänge, besuchten viele Kirchen und auch zwei Frauenklöster, die Elisabethinerinnen und Carmeliterinnen. In einer solchen Stille und Zurückgezogenheit zu leben, ist doch gewiß das größte Glück, dem es Gott vergönnt hat; wie viel schneller muß man doch zur Ruhe gelangen, und wie wird dort jeder Kampf erleichtert. Verbindet sich ein solcher Beruf noch mit einer so thätigen und aufopfernden Nächstenliebe wie bei den Elisabethinerinnen, so ist es etwas ganz Herrliches. — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, den 30. October 1833.

Ich habe es diesmal recht lange versäumt, Ihren schönen Brief zu beantworten, theuerster Freund; doch es ist für mich selbst am schlimmsten, da ich nun auch um so später Nachricht von Ihnen bekomme. Seit wir wieder allein sind, hatte ich viel zu thun, denn ich mußte meine ganze Wintergarderobe in Ordnung bringen und so habe ich immerfort genäht: ich bin

aber sehr vergnügt dabei gewesen; denn ich mache alle diese Handarbeiten sehr gern.

Wir freuen uns Alle darüber, daß Sie wieder an den Chaldäern arbeiten; möchte Ihnen doch die Stimmung und Lust daran bleiben, und Sie es bald beendigen. Der Tod des Dichters ist nun ganz gedruckt und ich habe es schon öfter gelesen. Es gehört zu den größten Dichtungen meines Vaters, denn es ist aus einer reinen Begeisterung hervorgegangen. Dadurch, daß es so frei von aller Bitterkeit und Uebertreibung ist, wird es so unbeschreiblich rührend: wir blicken in die Tiefe des Lebens, wie es wirklich ist. Nur die Zerstreuungen der Welt und unser eitler Sinn macht es uns immer wieder vergessen, daß eine so edle Resignation, und ein gänzliches Aufgehen unsrer Seele in Religion, Poesie und Kunst das Einzige ist, was uns beglücken kann. Dabei ist die ganze Zeit, die Landesart, der Kriegszug, der Ruhm und Fall von Portugal vortrefflich geschildert. Wenn mich etwas stört, so ist es der lutherische Katechismus; denn ein so kleiner Kinderkatechismus mit Fragen und Antworten kann wohl keinen Menschen trösten und erbauen; dann glaube ich auch nicht, daß die Jesuiten richtig aufgefaßt sind; in jener, ihrer schönsten Zeit, haben sie viel für Poesie und Wissenschaft gethan, und waren nichts weniger als beschränkt und bigott. Ich kann die Novelle nicht oft lesen, so wehmüthig stimmt sie mich, ich komme mehrere Tage nicht aus den Thränen und obgleich diese Wehmuth höchst lieblich ist, so bin ich doch dann unfähig, etwas Anderes zu thun, und mit den Menschen fortzuleben auf die gewöhnliche Weise.

Wenn Ihnen mein Wohl irgend am Herzen liegt, liebster Freund, so wünschen Sie es nicht, daß wir für immer nach Berlin kommen; mich macht der Gedanke an die Möglichkeit schon unglücklich. Ich habe mich hier in ein so stilles, klösterliches Leben hinein gelebt, und mich so viel es sich nur irgend thun läßt, von allem Umgang zurückgezogen, nur darin kann ich Frieden und Heiterkeit finden, außer dem Hause ist die Kirche und die herrliche Gegend mir ein unbeschreiblicher Genuß; denke

ich mich nun in jene Mauern eingeschlossen ohne alle Natur, in tausend gesellige Verhältnisse verwickelt, die wir dort nicht vermeiden könnten, es ist mir als wäre es mein Tod. Könnte ich mich überzeugen, daß mein Vater dort glücklicher leben würde, so müßte ich mich selbst darüber vergessen; aber ich glaube gerade das Gegentheil. Wir könnten es nicht vermeiden, die stolzen Verwandten unsrer Gräfin zu sehen, und wir selbst haben dort zu viel und verschiedenartige Verwandte, in allen diesen Verhältnissen würde er sich nicht wohl fühlen, überhaupt ist Berlin gewiß kein Ort für ihn. Sie tadeln mich vielleicht hart wegen meiner Aeußerungen; ich kann es aber nicht ändern, daß ich so bin, obgleich ich es gewiß nicht loben werde. Kann doch kein Mensch seiner Länge etwas zusetzen, und so hat jeder sein eignes Element, in dem er nur leben und athmen kann: Einsamkeit und stille Thätigkeit ist das Einzige, worin mein schwacher Geist sich zurechte findet.

Vater hat einige Zeit sehr an Zahnschmerzen gelitten, jetzt geht es ihm wieder besser und er schreibt die letzten Noten zum Shakespeare. Raumer war auf seiner Rückreise von Wien einige Tage bei uns; er ist sehr munter und freut sich seines neu gekauften und eingerichteten Hauses. Ich habe angefangen, den ersten Theil seiner neuen Geschichte zu lesen. Mit großem Vergnügen lese ich den ganzen Calderon durch. In den unübersetzten Lustspielen liegen noch große Schätze von Poesie und Erfindung verborgen. Fände sich doch Jemand, der sie mit Geschick für das Theater bearbeiten könnte. Die Schriften des heiligen Bernhard habe ich auch gelesen, Silbert hat zwei Bände herausgegeben, die auch recht gut übersetzt sind. Es sind herrliche Gedanken darin, er ist gewiß der lieblichste von allen Kirchenvätern, und ich fühle wohl, weshalb Dante sich von diesem Sänger der Liebe in den höchsten Himmel einführen läßt, nachdem Beatrice ihn verlassen hat.

Es freut mich, daß Sie Loebell wieder gesehn haben. Er bat mich ihm zuweilen zu schreiben, und ich konnte es ihm nicht abschlagen, da er sonst keine Nachricht von uns bekäme. Seine

Briefe sind sehr schön, und die Beantwortung macht mir immer etwas Angst: was man schöne Briefe nennt, kann ich nicht schreiben, und wo ich nicht so ganz frei und offen sein kann wie gegen Sie, ist es mir immer etwas Peinliches.

Dresden, den 20. Juni 1834.

Mein theuerster Freund, noch vor unsrer Abreise muß ich Ihnen schreiben, und Ihnen für Ihren schönen Brief danken. Den 24., gerade am Johannistag, treten wir unsre Reise an, und ich bitte Sie dringend, so wie auch mein Vater, Ihre Herbstreise ganz nach Ihrem ersten Plan zu machen, wir sind auf jeden Fall zurück; da mein Vater diesmal nur der Kur wegen reist, keine Umwege, keinen Aufenthalt an andern Orten machen will, so kommen wir wahrscheinlich Mitte August zurück; glauben Sie nicht, daß er so unbestimmt ist, wenn es gilt und Andre sich darauf verlassen, er hat sich sogar so genau ausgesprochen, daß er sagt, er wolle gerade 50 Tage ausbleiben. Sie können sich danach berechnen, daß wir auch im schlimmsten Fall einer Verzögerung durch schlechtes Wetter, die doch immer nur einige Tage währen kann, noch im August wieder hier sind.

Ich schreibe Ihnen heut mit schwerem Herzen, und kann Ihnen nur erzählen, wie viel Kummer und Sorge ich seit einigen Monaten ausgestanden habe. Meine arme Mutter hat schon seit längerer Zeit viel zu leiden, trinkt seit vier Wochen hier Karlsbad, und bis jetzt ohne den mindesten Erfolg. Ich kann nicht beschreiben, wie sehr ich mich geängstigt habe, und wie schrecklich mir der Gedanke ist, sie in diesem Zustande zu verlassen. Ich habe unsern Arzt auf sein Gewissen gefragt, und er hat mir versichert, Gefahr könne nicht eintreten, das Uebel sei hartnäckig, er hoffe aber sie noch ganz davon zu befreien, und versichert, daß die guten Folgen des Brunnens noch nachkommen werden. Ich halte ihn für sehr geschickt und gewissenhaft, und das ist noch das Einzige, was mich beruhigt. Da Agnes hier bleibt, und wir ein sehr gutes treues Mädchen haben, fehlt es meiner

Mutter nicht an Pflege und Gesellschaft; man macht es mir zur Pflicht, den Vater, der doch auch krank werden könnte, nicht zu verlassen, und so bleibt mir denn nichts anders übrig als meinen Willen zu unterwerfen. Es wird mir aber unbeschreiblich schwer und ich kann meine Thränen nicht zurückhalten, wenn ich nur an die Reise denke. Jemand, den man liebt, leidend zu wissen und nichts für ihn thun zu können, nicht zu erfahren, wie es ihm geht, ist zu schmerzlich, dabei die weite Entfernung, wo man alle Nachrichten erst so spät bekommt; vorzüglich macht es mir einen so plötzlichen Abschnitt, da ich in der letzten Zeit fast jede Beschäftigung aufgegeben habe, um immer mit meiner Mutter zu sein.

Daß mein Vater einen Orden vom König von Baiern bekommen, wissen Sie wohl schon, die Art und Weise giebt dieser Ertheilung einen Werth, den sie sonst nicht hat; der Geschäftsträger kam am Morgen seines Geburtstages, und brachte ihm das Kreuz und ein Schreiben vom König selbst. Es hat mich besonders überrascht, da der Vater doch früher die vortheilhafte Stelle in München ausgeschlagen hatte, und ich dachte, der König werde empfindlich sein und nichts mehr von ihm wissen wollen. Vater ist sehr wohl, ich glaube aber doch, daß ihm die Reise wohl zu rathen ist, da er nun Dresden seit vier Jahren gar nicht verlassen hat, und auch geistig erfrischt wird durch einen solchen Ausflug. Ich bin gesund aber sehr angegriffen und Alles wird mir auch deshalb doppelt schwer zu tragen. Ich soll in Baden Selterbrunnen mit Milch trinken und alle paar Tage baden. Verzeihen Sie, theurer Freund, daß ich Ihnen heut so viel vorklage, ich kann Ihnen aber nicht anders schreiben, als mir zu Muthe ist. Ich habe auch Vertrauen zu Gott, daß Er mein Gebet erhören und Alles zum Guten wenden wird; meine übertriebne Angst und Schwermuth ist wohl zum Theil körperlich und verliert sich vielleicht auf der Reise, besonders wenn ich erst gute Nachrichten von hier bekomme. Möchten wir uns doch im September fröhlich wiedersehen. Täglich wenn wir beim Frühstück sitzen, denke ich daran, wie schön es sein wird,

wenn wir erst wieder so vereinigt sind, und Sie in unsrer Mitte; denn ich setze voraus, daß Sie die Wohnung oben in dem kleinen Stübchen wieder freundlichst annehmen; ist es auch der hohen Treppen wegen etwas unbequem, so sieht man sich doch mehr als wenn Sie wo anders wohnen wollten.

Dresden, den 30. Septbr. 1834.

Ich hätte Ihren Brief gern gleich beantwortet, theurer Freund, ich erhielt ihn aber in den Tagen der größten Angst und Sorge um meine Mutter, die Krankheit*) war nämlich seit dem Juli schon wieder so schlimm geworden, daß eine zweite Operation nicht länger verschoben werden durfte: diese ist denn am Sonnabend den 27. vorgenommen worden, und sehr gut, und besser als die erste gegangen. Wie es nun weiter wird, das müssen wir Gott empfehlen, noch kann man es gar nicht beurtheilen; aber die Mutter ist kräftiger, als man es nach so langer Krankheit erwarten durfte, und heute, da sie zuerst außer Bett ist, benutze ich den ersten freien Augenblick, Ihren Brief zu beantworten. Was Ihr Herkommen betrifft, so wird es uns eine große Freude sein, wenn Sie es sich einige Zeit wollen bei uns gefallen lassen. Sie kennen unsre häusliche Einrichtung, wissen, wie wenig Umstände wir mit so guten Freunden, wie Sie sind, machen, und können wohl denken, daß Ihr Besuch uns nur erfreulich sein kann und nicht im mindesten störend. Meine Mutter hat gewiß schon in acht Tagen ihre Kräfte völlig wieder und dann sehen wir fürs erste einer guten Zeit entgegen. Wir erwarten Sie also auf jeden Fall den 15. oder 16. Alles Uebrige erspare ich mir bis dahin, da ich heut nicht viel Zeit habe.

Dresden, den 21. Novbr. 1834.

Mit großer Ungeduld habe ich auf Ihren Brief gewartet, mein theuerster Freund; denn eine so weite Reise in dieser Jahreszeit, bei einer zarten Gesundheit wie die Ihrige, hat doch

*) Wassersucht.

immer etwas Aengstliches, und wie leicht hätten Sie auch mit dem tollen Postillon ein Unglück haben können. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schmerzlich mir der Abschied von Ihnen war. Gott weiß, ob und wie wir uns einmal wieder sehen und welchen Leiden ich entgegen gehe; so lange Sie hier waren, schien mir Alles leichter zu tragen, und ich hatte mich in der kurzen Zeit so daran gewöhnt, als wäre es immer so gewesen, und müsse immer so bleiben. Es freut mich sehr, daß es Ihnen in Düsseldorf wieder so wohl gefällt, und Sie sich dort heimisch fühlen, Sie haben doch sehr wohl gethan, Ihren Wohnort nicht zu verändern. Ich wurde bald nach Ihrer Abreise recht krank, zwar nur an Zahnschmerzen, sie dauerten aber Tag und Nacht so ununterbrochen fort und in einem solchen Grade, daß ich glaubte, ich würde ein Nervenfieber bekommen. Ich entschloß mich endlich, mit Carus zu sprechen, und er gab mir mehrere Mittel, die mir auch bald Linderung verschafften. Mein Vater schilt immer, wenn ich unwohl bin, er meint, ich ängstige mich zu viel, und sollte mehr Fassung und Ruhe haben; er hat nicht Unrecht, doch auch ich kann mir deswegen keine Vorwürfe machen; ich glaube, in so schweren Zeiten hat Gott viel Erbarmen und Geduld mit unsrer Schwäche, meine Seele unterwirft sich auch täglich und stündlich seinem Willen; wer kann aber für Blut und Nerven. Daß die Gesundheit bei so fortdauernder Sorge leidet, ist wohl natürlich, und das geringste Uebel. Mit der armen Mutter ging es auch immer schlimmer, die Krankheit stieg so, daß sie gar nicht mehr schlafen und kaum im Bett ausdauern konnte, bei ihrer großen Entkräftung glaubte ich nicht, daß sie noch eine Operation würde ertragen können, es war wieder eine höchst betrübte Zeit. Wenn ich mir diesen Verlust als nahe und unvermeidlich denken muß, verläßt mich alle Kraft und ich fühle mich wie ein zertretener Wurm. Auch Sie werden meine Schwäche tadeln, aber seien Sie nicht zu hart gegen mich, mein liebster Freund; denn auch Sie können nicht ganz fühlen, was ich verliere, ich bliebe wirklich ganz allein in der Welt, und würde mich als Fremdling fühlen im väterlichen

Hause, es zu verlassen verböte mir sowohl meine Pflicht wie mein Gefühl, denn mein Vater würde mich vermissen, und es kann doch noch einmal eine Zeit kommen, wo ich ihm nothwendig sein werde. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viele Empfindungen und Gedanken mein Herz von neuem zerrissen haben; so kam der 10. Novbr. heran, der wieder zu der Operation angesetzt war, und dem ich mit großer Seelenangst entgegen sah. Es ging aber über Erwarten gut. — Ich kann es nicht lassen, Gott unaufhörlich um ihre Heilung anzuflehen, ich bin überzeugt, daß wir ihn auch um das Irdische bitten sollen, und daß es ihm wohlgefällig ist, wenn wir seiner Hülfe vertrauen, auch wenn sie sich verzögert. Mit der größten Rührung lese ich jetzt die Erzählungen alle der wunderbaren Heilungen im Evangelium, besonders die von dem cananäischen Weibe, deren Vertrauen erst durch eine scheinbare Härte geprüft ward, und die durch die Demuth und Beharrlichkeit ihres Gebetes Erhörung fand. Jeder Kummer führt uns immer tiefer ein in die Geheimnisse der göttlichen Liebe, und so ist das Leiden wieder eine unendliche Wohlthat. Jeder Schmerz, den wir leiden, ist, mit dem Kreuzestode Christi vereint, eine fortgehende Erlösung für uns und unsre Brüder. Könnten wir nur ganz in diesen Empfindungen aufgehen, doch das Irdische will auch sein Recht haben, und wir können und sollen es vielleicht nie ganz abstreifen. Ich habe in den letzten acht Monaten unendlich viel gelernt, und es ist mir, als hätte ich ein ganzes Leben an Gedanken und Empfindungen durchgemacht. Die beständige Beschäftigung mit der Pflege meiner Mutter hat mich von alle dem entfernt, was mich sonst so sehr erfreute. Wenn ich jetzt daran denke, mit welchem Eifer ich die Sprachen trieb und am Shakespeare arbeitete und wie die Poesie so ganz mein Gemüth erfüllen konnte, so liegt jetzt das hinter mir, als wären 20 Jahre dazwischen, Alles scheint nur wie durch einen grauen Nebel und ich weiß nicht, ob dies Interesse je wieder so lebendig in mir werden kann. So groß von Kindheit auf meine Sehnsucht nach dem Klosterleben auch gewesen ist, so dachte ich doch immer, es

würde mir sehr schwer werden, dies Alles zu entbehren; das scheint mir jetzt nicht mehr so, und für eine völlige Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt dünkt mir kein Opfer zu groß. Vielleicht wird es mir noch einmal wieder anders. Ich denke nicht einmal an die nächste Zukunft und suche nur in der Gegenwart zu leben. Eine irdische Zukunft giebt es ja auch eigentlich nicht für uns, da weder Jugend noch Gesundheit und Glück die mindeste Sicherheit gewährt, und wir jeden Tag abgerufen werden können. Ich gehe gar nicht aus, und war auch nicht im Theater, seit wir die Vestalin zusammen hörten, die Lüttichau ist die Einzige, die ich zuweilen besuche. Es ist sonderbar, wie schnell die Zeit in dieser Einförmigkeit vergeht, ich kann es mir oft gar nicht denken, daß wir schon so tief im Winter sind. Wenn ich es irgend bei der Pflege der Mutter möglich machen kann, gehe ich täglich in die Kirche, es fehlt mir sehr, wenn ich einen Tag nicht Messe hören kann. Ich schreibe Ihnen dies nur, um Ihre schlechte Meinung von mir, die Sie aber wohl für eine gute halten, zu berichtigen. Die erste Messe wird hier schon früh um 6 gelesen und dieser frühe Gottesdienst in der Dunkelheit ist besonders schön. Die ganze Kirche finster, nur der Altar erleuchtet, und die einzelnen kleinen Lichter der Betenden; in der Adventszeit sind dann auch die sogenannten Rorate-Messen, die mit dem Gebet anfangen: Thauet ihr Himmel, ihr Wolken thuet euch auf und lasset den Gerechten herab kommen.

Die Sitzungen bei David hatten schon angefangen, als Sie noch hier waren. Die Arbeit ist wunderschön geworden, und ich hätte nie geglaubt, daß in einer colossalen Büste ein solches Leben und solche Aehnlichkeit sein könnte, er hat nachher noch ein kleines Portrait vom Vater gemacht, die ganze Gestalt in einem Sessel sitzend, in der Dimension wie der kleine Goethe, es ist auch sehr ähnlich, weniger das Medaillon, was er die letzten Tage noch arbeitete und was in Bronze gegossen werden soll.

Daß Sie wieder arbeiten, ist mir eine sehr erfreuliche

Nachricht, fahren Sie nur ja fort und lassen Sie sich von keiner Unlust abhalten, Arbeit bleibt immer Arbeit, auch in der Poesie, und kann nicht immer mit Vergnügen getrieben werden. Sie sind es sich und der Welt, fast möchte ich hinzusetzen, auch uns schuldig, da Sie uns dies Gedicht schon so lange versprochen haben.

Vater hat einen Brief von Immermann bekommen, der ihm Wunder von seinem Theater erzählt; es ist schwer zu glauben, da er einen Komiker, den wir in Baden oft spielen sahen, und der in Carikaturrollen nicht übel war, den Macbeth spielen läßt, dies muß schrecklich sein, denn der Mensch hatte weder Gestalt noch Stimme, und konnte durchaus nichts Edles darstellen, was wir sahen, da er einmal eine ernste Rolle in einem bürgerlichen Stück spielen mußte.

Ich muß nun schließen, denn meine Zeit ist beschränkt, ich kann nur in abgerissnen Augenblicken schreiben. Sie sagten mir beim Abschiede noch, ich solle Ihnen vertrauen, und ich vertraue Ihnen auch ganz, mein herzlich geliebter Freund. Der feste Glaube an Ihre Theilnahme und Freundschaft ist mir ein Trost auch in der Ferne. Nächst meiner Mutter und der Lüttichau sind Sie der Einzige, mit dem ich ganz offen und aus freiem Herzen reden kann, denn ich glaube, wenn Sie auch Vieles an mir tadeln, werden Sie es doch verstehen. In diesem Vertrauen zu Ihnen handle ich eigentlich gegen meine Ueberzeugung, denn ich halte es für unmöglich, daß eine Freundschaft zwischen einem Mann und einem Frauenzimmer Bestand haben kann, die Verschiedenheit in den Richtungen und Bedürfnissen ist zu groß. Ein kluger Mann ist uns im Verstande zu sehr überlegen, in dieser Gegend ist bald nichts mehr zu ergründen, und dann erscheinen wir langweilig und unbedeutend, und unser Gefühl verstehen die Männer nicht, und halten für Schwäche und Weichlichkeit, was wohl oft einen bessern Namen verdient, so gehen die Wege auseinander, und das macht das Unglück so vieler Menschen. — — —

Ich will immer aufhören und komme immer wieder hinein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, den 21. Jan. 1835.

Haben Sie den herzlichsten Dank für Ihren schönen Brief, mein theuerster Freund. Ich fürchtete immer, es möchten unangenehme Geschäfte schuld an Ihrem langen Schweigen sein, und kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich gefreut habe zu hören, daß Ihr Fleiß die einzige Ursach davon war. Ich verspreche mir unendlich viel von Ihrem Gedicht, und wünschte nur, wir wären beisammen, um den Genuß daran zu theilen, der für uns nun wohl noch auf lange hinausgeschoben sein wird.

Gewiß wird es Sie erfreuen, daß ich Ihnen heut mit leichterem Herzen schreibe als das letzte Mal. Der Zustand meiner Mutter hat sich doch etwas gebessert, ist es auch nicht bedeutend, so ist es doch ein großer Trost, weil es bis dahin immer schlimmer und schlimmer ging, und man kann doch wieder Hoffnung und Muth fassen. — — — Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche Rührung und Dankbarkeit mich erfüllt für diese unverhoffte Gnade, ist auch in ihrem Alter nicht die Aussicht für eine vollkommne Heilung da, so kann man doch jetzt hoffen, daß das Uebel sich mildert und sie lange dabei erhalten wird. Der Vater ist bis auf etwas Husten und Schnupfen immer wohl gewesen, er hat fleißig gearbeitet, und zwei kleinere Novellen geschrieben, die mit einigen der alten bei Marx gedruckt werden, wir haben noch nichts davon gehört, da er die böse Gewohnheit hat, alle seine Sachen gleich abzuschicken, so wie sie fertig sind. Der Vater ist unbeschreiblich gut und sorgsam für die Mutter, und sucht Alles für sie zu thun, was ihr ihr Leiden erleichtern kann; bei ihr hat die Krankheit auch jedes Schroffe und Heftige in ihrem Charakter gemildert. — — — So führt jedes Leiden seinen Segen mit sich, und ich genieße, bei aller Sorge, die ich doch fortwährend um die Mutter habe, dabei eines äußern und innern Friedens, wie er mir nie zu Theil ward. Ich denke oft, dies Glück ist zu groß und kann deshalb nicht dauern, es ist der letzte Glanzpunkt meines Lebens, und es muß ein großes Unglück oder ein schmerzlicher Verlust darauf folgen.

Daß Sie keine Hoffnung auf Verbesserung Ihrer Umstände haben, thut mir leid, erst Ihretwegen, dann kann ich aber auch nicht lassen dabei an mich zu denken. Wenn es so steht, werden Sie wohl das nächste Jahr nicht kommen können, oder vielmehr dies Jahr, und darauf hatte ich doch im Stillen gehofft, und es mir, seit ich wieder wage an die Zukunft zu denken, als eine schöne Aussicht für den Herbst gedacht. So wie man den Kopf wieder etwas oben hat, kann man es doch nicht lassen, mit den Gedanken weit voraus zu gehen und an Glück und Freude zu denken. Das Herz hängt doch immer an dem Irdischen, vielleicht soll man sich aber auch nicht ganz davon losmachen, so lange man auf der Erde lebt.

Sie haben auf jeden Fall wohl daran gethan, nicht nach Elberfeld zu gehen, ich denke mir Ihr Leben in Düsseldorf sehr angenehm, wie hübsch ist es, daß man Ihnen zu Weihnachten eine Freude gemacht hat. Wir haben dies Jahr gar keine Feier gehabt, das erste Mal in unserm Leben, sonst ist immer ein Baum ausgeschmückt worden. Wir leben sehr ruhig und darum besser als sonst, den Abend kommen gewöhnlich Einige her und es wird nicht immer gelesen. Eine unbeschreibliche Theilnahme und Freundlichkeit zeigt sich uns von allen Seiten.

Da ich jetzt mehr Gemüthsruhe und auch Zeit habe, fange ich meine gewohnten Beschäftigungen wieder an. Ich habe die Promessi sposi von Manzoni wieder gelesen und mit immer neuem Vergnügen. In der Darstellung, Zeichnung der Charaktere und Gesinnung übertrifft dies Buch fast jedes andre. Sie müssen es wirklich lesen, liebster Freund, es ist unbegreiflich, daß dies Buch nicht mehr Aufsehen gemacht hat; aber es steht zu hoch für diese Zeit und wird erst künftig die volle Anerkennung finden. Immermann's Hofer las mein Vater neulich einmal wieder vor, er hat mir aber beim zweiten Lesen sehr wenig gefallen. Es ist immer, als wenn der Hofer selbst seine Einfachheit mit einer gewissen Eitelkeit zur Schau trüge. Bei Immermann's Gedichten soll überhaupt immer das Bewußtsein, mit dem jedes Wort geschrieben ist, und die Schärfe des Ver-

standes Poesie und Begeisterung ersetzen, und bei dem Dichter muß doch Alles mehr aus der Ahndung hervorgehen. Neulich habe ich ein indisches Gedicht gelesen, von Rückert übersetzt, Nal und Damajanti, es hat viel Schönes und gefällt mir besser, als was ich sonst wohl aus dem Indischen gelesen habe; es erinnert doch einigermaßen an unsre Heldengedichte aus dem Mittelalter, ich weiß freilich nicht, wie viel durch die Bearbeitung hineingekommen ist.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, den 27. Juli 1835.

Indem ich Ihren Brief hervorsuchte, um ihn noch einmal zu lesen und dann zu beantworten, erschrecke ich wirklich über sein Alter; denn ich dachte nicht, daß es schon so lange her ist, seit Sie mir schrieben, mein theuerster Freund. Immer wollte ich Ihnen schreiben, aber in dem schönen einförmig ruhigen Leben, welches ich führe, vergeht die Zeit so schnell, daß ich nicht weiß, wo der Sommer geblieben ist. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen schon schrieb, daß wir einen Garten gemiethet haben, wo die Mutter sich bei schönem Wetter den ganzen Tag aufhält und eine von uns Beiden immer mit ihr ist, das ist ein sehr schönes, einsames Leben, und die freie Luft und Ruhe thut der Mutter so wohl, daß sie täglich an Kräften zunimmt, und das Uebel sich so bedeutend vermindert, daß wir die Hoffnung fassen können, sie noch ganz wieder hergestellt zu sehen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welch eignem Gefühl von Dank und Rührung mich diese ganz besondre Gnade Gottes erfüllt, denn sie war doch den Winter so elend, daß alle Aerzte wie Nichtärzte ihre Erhaltung und Herstellung für unmöglich hielten. Wie viel schwere Kämpfe hat es mir nicht gekostet, wenn ich mir sagte, wie ich mich in Gottes Willen ergeben müsse, und es nicht konnte, und immer nur von Neuem um ihr Leben und ihre Genesung bat. Es muß doch gar zu schrecklich sein, die Eltern zu verlieren, und ich kann mir nicht

denken, daß den Eltern der Verlust der Kinder so viele Schmerzen macht. Das Gefühl, daß ich bei einem solchen Unglück keine Ergebung haben werde, quält mich oft.

Mein Vater war bis jetzt immer wohl, hat aber seit einigen Tagen viele Schmerzen, es kommt wohl von der plötzlichen Veränderung des Wetters, denn es wurde recht kalt, und ist erst heute wieder schön. Ich glaube nicht, daß er etwas über die Rosamunde schreiben wird, er entschließt sich gar zu schwer zu einer solchen Arbeit, und diese Unschlüssigkeit nimmt mit den Jahren zu. Von den Recensionen über Ihr Gedicht wußten wir nichts, da die Blätter nicht zu uns kommen, ich kann mir denken, wie es Sie kränkt, und finde das auch ganz natürlich; wir leben einmal in einer höchst erbärmlichen Zeit, und das ist keine Freude. Lassen Sie sich nur dadurch nicht vom Arbeiten abschrecken; Goethe sagt: Wenn die Nachwelt mit genießen soll, so muß des Künstlers Mitwelt sich vergessen; und so muß auch der Künstler seine Mitwelt bei der Arbeit vergessen, und auch ohne zu schreiben und zu dichten, finde ich, muß man das thun, um das Leben und sein eignes Dasein zu genießen. Es mag wohl nicht allen Menschen so gehen, aber mir ist immer, als wäre ich so in die jetzige Zeit hineingerathen und paßte gar nicht dazu, darum wird es mir immer mehr Bedürfniß, mich ganz zurückzuziehen, und dann ist mir so recht wohl und heimlich zu Muthe.

Was Sie mir über den Blaubart schreiben, ist mir sehr erfreulich, und ich erwartete Nachricht von Ihnen, da ich mich doch auf Immermann's Bericht, der meinem Vater gleich geschrieben hatte, nicht so ganz verlassen wollte; die beiden Briefe lauten aber fast ganz gleich und man sollte schon aus dieser Uebereinstimmung auf eine gegenseitige Annäherung schließen; schreiben Sie mir doch, ob diese zustande gekommen ist. Wohl hätte mein Vater viel für die deutsche Bühne thun können, und er wäre gewiß der Einzige gewesen; doch mir ist es nicht gegeben, mich mit meinen Gedanken in dergleichen Möglichkeiten zu vertiefen, auch wenn man immer von Goethe sagt: er würde

viel mehr vollendet haben und Größeres, wäre er nicht Minister in Weimar gewesen. Jedes Leben hat doch seine Nothwendigkeit und seine Bedingnisse in sich, und das Schicksal hängt wieder so genau mit dem Charakter zusammen. In dieser irdischen Welt ist einmal dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und so sind jedem Genius seine Flügel und seine Fesseln mitgegeben.

Doch nun endlich zum Hauptpunkte meines Briefes: Wie ist es mit Ihrem Herkommen in diesem Herbst? Nach einem früheren Briefe von Ihnen hoffte ich ganz gewiß darauf, unser Porth,*) der bei Ihnen war, meint aber, Sie würden nicht kommen, und wie wird es dann mit Ihren Chaldäern? wenn Sie nicht kommen können, schicken Sie uns die doch wohl? Ich hoffe aber immer noch Sie kommen selbst. Sie fänden uns doch ruhiger und heitrer als im vorigen Jahre, und ich könnte die schöne Zeit mit Ihnen mehr genießen.

Dresden, den 7. October 1835.

Diesmal, mein theuerster Freund, ist es nicht meine Nachlässigkeit, daß ich Ihnen nicht eher geantwortet habe; im Gegentheil, das Warten wurde mir recht schwer, da aber mein Vater mitschreiben wollte, mußte ich wohl warten, und es blieb mir nichts übrig als ihn täglich zu erinnern. Da dies bis jetzt nun nicht geholfen hat, werde ich endlich ungeduldig und schreibe ohne ihn, aber sage es ihm nicht, damit er keinen Vorwand hat, gar nicht zu schreiben, sein Brief mag dann nachgeschickt werden. Jetzt ist nun Raumer hier, und die Proben zum Egmont nehmen einige Zeit weg, so möchte es doch zu lange dauern, ehe Sie Nachricht bekämen. Daß mein Vater mit Ihrem Gedicht sehr zufrieden ist, kann ich Ihnen vorläufig sagen, und durchaus nichts darin zu tadeln fand als einige unbedeutende Ausdrücke und Verse. Er war sehr erschüttert, als er es uns vorgelesen hatte, und sagte: ein so tiefsinniges, origi-

*) Hofschauspieler.

nelles Werk müsse er öfter lesen und viel überdenken, ehe er etwas darüber sagen könne, er wolle Ihnen auch deshalb selbst schreiben. Ueber alle diese Einleitungen habe ich aber, wie ich sehe, die Hauptsache vergessen: nämlich, Ihnen herzlich dafür zu danken, daß Sie uns Ihr Gedicht gesendet; es hat einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich gemacht, und ist wieder so ganz eigenthümlich und ganz anders wie Ihre früheren Sachen. Der Charakter des Königs ist sehr schön durchgeführt und gegenüber die Gestalt des Jeremias so großartig und ganz, wie man sich die Propheten und Verkünder des Messias denkt. Die Stellen, wo uns das Bild des Heilandes in seiner Niedrigkeit und Schmach vorgeführt wird, sind ergreifend und es scheint mir gerade sehr schön, daß nicht mehr und deutlicher von ihm gesprochen wird, weil dies auch so ganz der Ton der Propheten ist. Ihr Gedicht hat mir in dieser Zeit immer im Kopf gelegen und ich habe mich so viel damit beschäftigt, daß ich mir denke, es muß auf Alle, welchen die Poesie nicht ein bloßer Zeitvertreib sein soll, einen großen Eindruck machen. Sie haben sich recht in den Ton der Propheten hineingelesen, der Schluß macht wirklich ganz den Eindruck wie die Klagelieder Jeremiä, die ich immer so sehr geliebt habe, und doch steht das Ganze wieder so eigenthümlich da und hat für sich eine so große poetische Kraft und Schönheit. Ich möchte Ihnen gern recht viel darüber sagen, mein theuerster Freund, und fühle mich doch im Schreiben so ungeschickt und es gelingt mir so wenig meine Gedanken auszusprechen. Diese Ungeschicklichkeit nimmt sehr bei mir zu, und ich versinke, ohne es zu wollen, immer mehr in mich selbst. Wären Sie nur gekommen, mündlich und durch gegenseitige Mittheilung verständigt man sich viel eher. Im ersten Augenblick verursachte mir die Ankunft Ihres Briefes mit dem Packet einen kleinen Schreck, weil ich doch halb und halb noch immer darauf gehofft hatte, Sie würden selbst kommen, das wäre dann freilich sehr schön gewesen. Doch ich will und darf nicht klagen, und jede Unzufriedenheit, worüber es auch sein mag, kommt mir sündlich vor, da ich so große Ursach habe

dankbar gegen Gott zu sein, und es vergeht auch wohl keine Stunde, in der sich mein Dank gegen ihn nicht erneuert, da es meiner Mutter so gut und über alle Hoffnung und Erwartung gut geht, daß wir sie fast wie ganz genesen ansehen können. Ich fühle erst jetzt, was ich das ganze verfloßne Jahr hindurch gelitten habe, und ich kann jetzt nicht begreifen, wie ich es nur aushielt. Vater ist auch recht wohl, und wir leben ruhig und heiter. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, den 20. Jan. 1836.

Ihr Brief, mein theuerster Freund, hat mich, wenige Tage nachdem ich Ihnen geschrieben hatte, von aller Besorgniß Ihretwegen befreit, und ich ärgerte mich recht, daß ich den dummen, kleinen Zettel abgeschickt hatte, der noch dazu, so viel ich mich erinnere, sehr confuse war; aber ich fühlte mich recht krank, als ich ihn schrieb, und hatte meine Gedanken nicht beisammen; ich bekam auch noch ein Zahngeschwür, das mir so ungeheure Schmerzen machte, daß ich das neue Jahr mit strömenden Thränen begrüßte, obgleich ich eigentlich sehr heiter war und Gott nicht genug danken konnte, da er meiner Mutter so gnädig durch den bösen Winter hilft; denn am vorigen Neujahrstage glaubte ich nicht, daß wir sie noch lange behalten würden. Jetzt habe ich mich völlig erholt und fange meine gewohnte Lebensweise wieder an. Nehmen Sie den besten Dank für Ihren Brief und das schöne Geschenk. Ich sehe Ihre Stücke als mein Eigenthum an und stelle sie in meinen Bücherschrank, dies gereicht nicht sowohl mir als allen Andern zum Vortheil, da sie so leicht zu finden sind, und Vaters Bücher dagegen in der großen Masse meist immer verlegt sind. Wir haben die Babylonier neulich wieder gelesen und das Gedicht wird immer schöner, je genauer man es kennen lernt. Auf Ihre neue Arbeit*) bin ich sehr begierig; denn ich kann mir gar

*) Albrecht Holm.

nicht vorstellen, wie Sie sich erzählend und in Prosa ausnehmen. Vielleicht bringen Sie im Herbst schon etwas davon mit, das würde auch meinen Vater sehr erfreuen, der immer meint, Sie könnten schneller und weniger ängstlich arbeiten. Vom sogenannten jungen Deutschland höre und sehe ich nichts, es wird sich wieder sehr über den Wassermenschen erzürnen, der mit mehreren älteren Novellen abgedruckt ist. Mir ist nie wohler, als wenn ich nichts von der Welt und der Gegenwart erfahre; bei einem Mann ist das etwas ganz anderes und ich finde es sehr natürlich, daß Sie sich um alle diese Dinge bekümmern. Vater ist jetzt sehr fleißig gewesen und hat die Novelle vom jungen Tischler vollendet, die er schon vor 20 Jahren angefangen hatte. Ich liebte immer diesen Anfang ganz besonders und las ihn oft. Wenn man etwas so lange kennt, kann man es nicht lassen, die Geschichte in Gedanken fortzuspinnen, und sich an den Charakteren zu erfreuen wie an wirklichen Menschen, so ist es wohl natürlich, daß mir nun in der Entwicklung nicht Alles gefällt, weil es nicht so kommt, wie ich es mir gedacht hatte. Wir haben immer stückweise gehört, was eben geschrieben war, und nun muß man auch freilich das Ganze erst im Zusammenhange hören; auch diese Freude, hoffe ich, werden wir mit Ihnen genießen. Seit ich wieder gesund bin, war ich einige mal im Theater und lernte mit großem Entzücken den Titus von Mozart kennen, den ich noch nie gehört hatte. Von Raupach wird hier viel gegeben, obwohl das Publikum zwar kein lautes aber doch ein stilles Mißfallen dagegen zeigt; die Stücke sind aber auch wirklich recht schlecht, das merkt man erst recht, wenn man mehrere sieht. Ueberhaupt steigt wohl unsre Verehrung für einen Dichter immer höher, je mehr wir von ihm kennen lernen und in jedem Werk eine neue Welt entdecken; wie hingegen ein Nicht-Dichter immer tiefer sinkt, der im Anfange noch so mitzulaufen schien. In meiner Krankheit habe ich eine traurige Erfahrung gemacht: um mir eine rechte Freude und Erheitrung zu bereiten, fing ich an den Ariost zu lesen, den ich noch gar nicht kannte und von dem ich mir einen großen

Genuß versprach. Zu meinem Leidwesen muß ich nun sehen, daß mir aller Sinn für diesen Dichter, der doch zu den ersten gehört, entgeht. Ich kann, so sehr ich mir auch Mühe gebe, keine Freude an diesen willkürlich zusammengewürfelten Erzählungen finden, die immer mit einer eignen Caprice abgebrochen werden, wenn man eben anfängt, sich dafür zu interessiren. Ich lese wirklich das Buch nur aus Pedanterie aus, und sehe, daß mir der Sinn für eine Seite der Poesie ganz versagt ist, denn was gilt meine Dummheit gegen die Stimme der ganzen Welt und der Jahrhunderte; aber mir ist der jetzt so verachtete Tasso weit lieber, und mir scheint in der schönen Rede über den Ariost in Goethens Tasso mehr Poesie zu liegen als in dem Dichter selbst. Die Buttlar lebt wieder hier und ich besuche sie zuweilen, es ist eine gar zu gute Frau, so harmlos, kindlich und demüthig ist ihre Seele, und sie hat doch ein so schweres Schicksal. Ich bin nie bei ihr, ohne mich zu demüthigen und zu fühlen, wie viel schlechter und boshafter ich bin; man lernt überhaupt recht viel von so stillen, unscheinbaren Menschen, das habe ich oft erfahren.

Dresden, den 20. September 1836.

Ich sitze jetzt fast den ganzen Tag oben in meiner Stube und arbeite sehr fleißig an meiner Uebersetzung, mit der ich gern im November fertig werden wollte. Abends lesen wir einen Roman, den meine verstorbene Tante, die Schwester meines Vaters, kurz vor ihrem Tode geschrieben, und den mein Vater jetzt, mit einem Vorwort begleitet, herausgegeben hat: er heißt Evremont und der erste Band gefiel mir ganz außerordentlich, so daß ich in Versuchung gerieth, ihn den Epigonen vorzuziehen, im zweiten Band ist aber ein sehr bedeutender Abfall und auch der dritte und letzte Band, den wir nun angefangen haben, scheint sich nicht wieder zu heben. Lesen Sie doch das Buch, es ist immer der Mühe werth.

Zu meinem Kummer muß ich gestehen, daß mir die letzte Novelle meines Vaters, die wir erst kennen lernten, seit er

zurück gekommen ist, nicht sehr gefällt, ich glaube aus der Anlage hätte sich mehr machen lassen, und sie mag wohl wieder zu flüchtig gearbeitet sein, er schrieb sie, indem er oft gestört und unterbrochen ward, und mußte sie gerade zu der Zeit schreiben, um sich dadurch das Geld zu der unglücklichen Reise zu erwerben. Ich gestehe, daß ich wünschte, Novelle und Reise wären unterblieben.

Wir hatten noch herrliches Wetter und ich hoffe, Sie haben es in Schlesien recht genossen. Ich habe dabei oft an Sie gedacht, was ich überhaupt sehr häufig thue. Ueber Alles, was mir wichtig ist, möchte ich immer gern mit Ihnen sprechen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aus Berlin werden Sie mir wohl nicht schreiben, wenn Sie aber erst in Düsseldorf sind, hoffe ich recht bald Nachricht von Ihnen zu erhalten. Meinem Vater that es sehr leid, Sie verfehlt zu haben, und er fragte mich noch, ob ich Ihnen auch gesagt hätte, wie außerordentlich er mit Ihren Babyloniern zufrieden sei.

Dresden, den 1. November 1836.

Gestern, mein theuerster Freund, erhielt ich Ihren Brief und ich eile Ihnen sogleich zu antworten, damit meine Zeilen Sie noch in Berlin treffen. Was soll ich Ihnen sagen? Meine Freude über die unerwartete Nachricht ist eben so groß wie meine Ueberraschung, und ich kann nichts thun, als Ihnen aus voller Seele Glück wünschen und Gott bitten, Ihr ferneres Leben ebenso segensvoll sein zu lassen, als Ihre Wahl verständig ist. Ich sage dies nicht etwa, um Sie zu erfreuen, sondern aus fester Ueberzeugung, daß Sie nicht besser hätten wählen können. Sie wissen, daß Balans den ganzen vorigen Sommer hier waren und wir sie viel gesehen haben; Marie gefiel uns gleich von Anfang an außerordentlich, sie hatte etwas so Sinniges und Verständiges, und zeigte oft ein so schönes Gemüth, daß sie uns Alle für sich gewann. Agnes hat ein inniges freundschaftliches Verhältniß mit ihr geschlossen, sie schreiben sich öfter und Agnes ist immer über

jeden Brief sehr erfreut, weil, wie sie sagt, eben so viel Geist als Gemüth sich in Allem ausspricht, sie läßt Ihnen sagen, sie sei sehr stolz darauf, daß Sie eine ihrer liebsten Freundinnen gewählt haben. Auch meine Eltern tragen mir die herzlichsten Glückwünsche auf.

Ich traue Marie Gefühl genug zu, um ihr Glück ganz zu erkennen; denn an Ihrer Seite zu leben und zu Ihrem Glücke, mein theuerster Freund, etwas beitragen zu können, ist wohl das schönste Loos, das einem Mädchen werden kann. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir durch diese Verlobung wirklich eine Sorge abgenommen wird: ich glaubte nämlich, Sie würden gar nicht heirathen, und das fand ich eigentlich sehr traurig, denn mir scheint es fast unmöglich, daß ein Mann, der unverheirathet bleibt, einem traurigen, einsamen Alter entgehen könnte. Zweitens fürchtete ich auch, und Sie müssen mir das nicht übel nehmen, Sie könnten einmal eine recht unpassende Wahl treffen; denn die Männer lernen uns doch nie recht kennen, und die Klügsten oft am wenigsten. Dieser Sorgen bin ich nun überhoben, die mich oft beschäftigt haben, das darf ich jetzt wohl sagen; denn was kann mir wohl mehr am Herzen liegen als Ihr Glück? Ich bin seit gestern so heiter, wie ich lange nicht war, und immer sind meine Gedanken bei Ihnen. Wenn es Ihnen irgend möglich ist, schreiben Sie mir recht bald, wie Alles so schnell gekommen, und wie es nun künftig werden wird.

Ich bin heut in großer Eile, denn morgen wird unter unsern nächsten Bekannten auch eine Hochzeit gefeiert. Carus' älteste Tochter wird getraut und heut Abend auf dem Polterabend ist Comödie dort, in der ich mitspielen muß, deshalb habe ich noch sehr viel zu thun. Es ist ein eignes kleines Festspiel gedichtet, in dem ich als Muse auftreten soll und die Liebenden vereinigen. Ich fürchte aber, daß ich meine Rolle wieder vergessen werde, denn seit gestern habe ich für nichts Gedanken als für Sie. Ich habe diese Rolle überhaupt sehr ungern genommen, denn ich habe gar keine Uebung in dergleichen Dingen, und komme mir vor wie der alte Magister im Tischlermeister, als man ihm zumuthet,

in der Larva aufzutreten. Doch es fand sich Niemand mehr zum Mitspielen und ich mußte mich darin finden.

Es hat mich sehr gerührt, daß Sie mir sogleich von Ihrem Glücke Nachricht gegeben, und dieser Beweis der Freundschaft läßt mich hoffen, daß auch unter den neuen Verhältnissen Sie mir ein Plätzchen in Ihrem Andenken lassen werden. Grüßen Sie Marie auf das herzlichste von mir und vergessen Sie nicht ganz Ihre alte Freundin

Dorothea.

Dresden, den 27. Dezember 1836.

Schon lange, mein theuerster Freund, hätte ich Ihren Brief beantworten sollen; ich hatte aber so viel zu thun, daß es mir wirklich nicht möglich war: ich wollte nämlich mit dem Persilas noch vor dem Feste fertig werden und mußte deshalb sehr fleißig sein; seit Anfang November habe ich fast nichts gethan als abgeschrieben, indem ich dabei sah, daß ich mir diese Mühe hätte sparen können und die Uebersetzung gleich ins Reine schreiben, denn es ist sehr wenig und nur Kleinigkeiten darin verändert worden. Zuletzt habe ich noch die Vorrede und Dedication übersetzt, die sehr schön sind, und die der Dichter einige Tage vor seinem Tode schrieb; auch einige Sonette waren noch übrig, vor denen ich mich sehr fürchtete, und die, wie ich glaube, recht gut gelungen sind. Die vorige Woche habe ich nun das Manuscript nach Leipzig geschickt.

Bei uns geht es leidlich, und mit meiner Mutter, obgleich sie öfter leidend ist, doch besser als den ganzen Sommer. Vater hat mitunter Schmerzen im Nacken und kann den Hals gar nicht drehen. Ich fürchte, das wird so bleiben. Es kann wohl nicht anders sein, als daß im Alter Leiden kommen; bei den Eltern diese Periode kommen zu sehen ist aber ein großer Schmerz, und es gehört Zeit dazu, um sich in dies Unabwendbare zu ergeben. Es ist, als ginge mit ihrem das eigne Leben seinem Ende entgegen, und wäre es doch so! Aber immerfort und fort zu leben! Es muß eine Kraft dazu gehören, die ich nicht habe

und mir nicht denken kann, die mir aber Gott gewiß nicht versagen wird, wenn ich sie bedarf, ich wünsche mir ja nichts Anderes als völlige Ergebung in seinen Willen. Wie sind jetzt unsre Lebenswege verschieden: Sie denken mit Hoffnung und Freude an die Zukunft, und ich gebe mir immer Mühe, gar nicht daran zu denken, und Alles in die Hände Gottes zu legen. Möchten Sie doch so glücklich werden, als ich es wünsche und täglich darum bete.

Endlich, nach langer Erwartung, sind nun auch die Düsseldorfer Bilder hier angekommen, und ich weiß wirklich nicht recht, wie ich es anfangen soll, Ihnen etwas darüber zu sagen: die Erscheinung ist so groß und mächtig, so ganz überraschend und unerwartet trotz dem Guten was wohl schon da ist, daß man gar keinen Uebergang findet von allem bisher Gesehenen zu dieser Höhe der Kunst. Wie ist dieser Hussitenprediger gemalt, man glaubt den Blick, den Schritt, die Bewegung der Arme zu sehen, und wird diese Gestalt nie vergessen, als hätte man den Menschen persönlich gekannt. Fast eben so alle andern Köpfe, Alles so frei, so großartig, wie durch wenige Mittel erreicht, die Luft sieht man zwischen den Gestalten, so hebt sich jedes vom Andern ab. Ebenso die Baumstämme, die Stoffe, alle Nebensachen, man möchte den Riemen an dem Schilde fassen, der im Vordergrunde liegt, und doch hat alle diese genaue Ausführung so gar nichts Kleinliches und zieht die Aufmerksamkeit nicht mehr als nöthig ist auf sich. Kurz es läßt sich gewiß nie zu viel von diesem Bilde sagen. Der Heinrich in Canossa von Begas hängt daneben und der Abstand in jeder Hinsicht ist fast zu groß, man bekommt ein gewisses Mitleid mit dem andern Bilde.

Und doch, — was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen gestehen muß, daß mir für mein Gefühl der Jeremias noch unendlich viel höher steht, und daß ich nicht begreifen kann, wie man nicht von diesem Bilde schon viel mehr hat sprechen hören. Hier vergißt man ganz darüber nachzudenken, wie es gemalt ist, die Einzelnheiten zu bewundern. Wie eine mächtige Offenbarung steht es da. Man glaubt die ganze Weltgeschichte zu erblicken,

alles Große, was war und untergegangen ist, alle Schmerzen, die die Seele bewegen, und doch ist dies Gefühl so wohlthuend, beruhigend, erhebend. In dem Angesicht des Propheten lesen wir die Trauer über das erwählte Volk, das sein Heil nicht erkannte, und ein Opfer der eignen Verblendung fiel; ja, die Hoffnung auf den kommenden Erlöser, den dies Volk zu seinem eignen Verderben nicht erkennt und aus den Thoren der wieder erbauten Stadt zum Tode führt. Doch warum versuche ich, Ihnen meine Rührung, meine Bewundrung, alle die Empfindungen zu schildern, die ich vor diesem Bilde hatte, und die ich mir selbst kaum klar zu machen weiß.

Ich war schon öfter mehrere Stunden dort und gestern ist mein Vater endlich auch da gewesen. Sie können denken, wie gespannt ich darauf war, was er sagen würde. Im Ganzen scheint er meine Empfindung zu theilen, weiß sich aber besser auszudrücken, und ich habe Sie, liebster Freund, in diesen Tagen recht oft her gewünscht, um diese Freude mit Ihnen zu erleben. Sagen Sie den Künstlern unbekannter Weise von uns Alles, was Sie aus meinen schwachen Ausdrücken in eine bessere Sprache übersetzen können.

Einige recht schöne Landschaften sind noch mitgekommen, vorzüglich eine Winterlandschaft, dann die Burg Elz, auch eine unbedeutende Gegend, einige Bauerhäuser an einem Strom. Doch es ist wirklich recht schwer, neben Jeremias noch auf etwas Andres zu achten. Ich kann dies Bild nur mit dem Dante, und mit wenigen großen Eindrücken meines Lebens vergleichen, und werde es immer für ein Glück meines Lebens achten, es gesehen zu haben.

Seit ich mit meiner Uebersetzung fertig bin, habe ich wieder sehr viel im Dante gelesen, und mir kleine Auszüge aus den historischen Noten gemacht. Dante ist ein Buch, das ich schon unzählige Mal gelesen habe und nie aufhöre zu lesen, ich werde nie damit fertig und es gehört wirklich ganz zu meiner Existenz.

Ich weiß Ihnen übrigens recht wenig von hier zu erzählen. Unser Leben geht seinen ruhigen Gang fort, Vater liest auch den

Abend öfter vor, aber auch oft unbedeutende Sachen. Auch im Theater ist nicht viel vorgefallen. Porth hat den Lear gespielt und sehr gefallen, obgleich ich ihn ziemlich schlecht fand, ich habe mich aber herzlich über den Erfolg gefreut, der ihn sehr glücklich machte.

Ich denke mir eigentlich, mein theuerster Freund, Sie sind jetzt zu glücklich, als daß Alles dies Interesse für Sie haben kann. Ich kann mir Sie in dem neuen Zustand noch gar nicht denken und bin sehr gespannt darauf, Sie im Frühling wieder zu sehen.

Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, Ihnen noch Manches mitzutheilen, habe es aber über den Jeremias vergessen; ein solcher Eindruck macht wirklich zerstreut und auf einige Zeit verdrängt er manches Andre, was uns sonst beschäftigte. — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, den 6. März 1837.

Ihr Brief, mein theuerster Freund, hat mir sehr wohl gethan. Ich hätte Ihnen gern schon vorher geschrieben, ich war aber von so vielen Seiten bedrängt und hatte so viele Briefe an die Verwandten zu schreiben, daß es mir nicht möglich war. Jetzt habe ich Zeit zu Allem, aber Muth und Kraft fehlt auch für das geringste Geschäft. Es ist mir, als wäre mir Alles genommen, wodurch ich lebte, als müsse ich auf eine andre Weise, als durch das Einathmen der Luft, zu leben lernen. Ich fühle mich mit einem Male so völlig fremd in der Welt, als wäre meines Bleibens gar nicht länger, ich weiß nicht, von welcher Seite ich das Leben wieder ergreifen soll. Was thut nicht die süße Gewohnheit eines ganzen langen Lebens? Und selten giebt es wohl eine Verbindung zweier Seelen, wie die unsrige war*), sie war mir Mutter, Freundin, Alles, und wenn ich mit ihr war, fühlte ich mich so völlig befriedigt, und bedurfte gar nichts weiter. Es war zu schön für diese Erde, um länger zu währen,

---

*) Mit der eben gestorbenen Mutter.

und ich muß wohl noch durch viele Schmerzen geläutert werden, um das Glück, wieder mit ihr zu sein in einem Leben, wo es keine Trennung giebt, zu erringen. Sie können wohl mit Recht sagen, daß Sie eine Freundin verloren haben, denn für Sie hatte sie eine wahre, zärtliche Freundschaft, wie für wenige Menschen, und Ihr Besuch war eine der letzten Freuden Ihres Lebens, wie oft sprachen wir noch von Ihnen seit Ihrer Verlobung. Auch in der letzten Krankheit hatte sie noch dieselbe liebevolle Theilnahme für Alles, aber ihre Gedanken und ihre Sehnsucht war nur nach dem Himmel gerichtet, täglich sprach sie uns von ihrem unbeschreiblichen Verlangen nach dem Tode, es war als wäre ihre Seele so geläutert und bereit, daß sie in dieser Verbannung nicht länger ausdauern konnte. Und dennoch traf dieser Schlag uns so unvorbereitet, und wir hofften gerade in den letzten Tagen so bestimmt auf Besserung. Eine so lange dauernde Krankheit, wo es schon so oft schlimm war und wieder besser ward, giebt eine gewisse Sicherheit. Wie oft habe ich mir gesagt, daß es endlich so kommen müsse, und doch ist es, wenn es geschieht, so ganz anders als man es sich dachte, und so unbeschreiblich schwer zu ertragen. Ich möchte Ihnen noch so Vieles von ihr und den letzten Tagen ihres Lebens erzählen; das Schreiben greift mich aber so sehr an, ich kann es nicht lange aushalten.

Sie und ich, wir haben uns nun seit lange alles Erlebte und so manche Empfindung mitgetheilt. Während Sie nun das höchste Glück des Lebens errungen, fühle ich den tiefsten Schmerz, den ich je empfinden kann. Und doch berühren sich beide Zustände und sind nicht so verschieden, wie man denken sollte. Wie nüchtern wäre das Leben ohne Schmerz? und auch im Gefühl der höchsten Wonne, und gerade wenn wir das erreichten, wonach unsre Sehnsucht schmachtete, fällt gewiß ein Schatten in unser Herz und wir fühlen die geahndete Befriedigung nicht. Verzeihen Sie, mein theuerster Freund, ich sollte Ihnen dies vielleicht nicht sagen, aber ich kann gegen Sie nicht anders als ganz aus der Seele sprechen und ich bin schon seit vielen Jahren

so von dem Gefühl einer unendlichen Sehnsucht durchdrungen, die, wie ich mir denke, in jeder Seele lebt und hier auf Erden nie ihr Genüge finden kann. Hätte ich mich dieser Sehnsucht nur erst ganz hingegeben, so wäre auch mein Schmerz ruhig und geläutert. Hätte der Schmerz über jedes andre Gefühl gesiegt, so würde ich nur seine Süßigkeit empfinden. Ich fühle mich jetzt so fremd auf der Erde, und der Gedanke ängstigt mich am meisten, es könnte mir je wieder heimischer werden. Weshalb sollen wir nicht dem Tode näher stehen als dem Leben? es ist doch im Grunde so viel natürlicher.

Vater hat sich in jeder Hinsicht ganz herrlich benommen, er theilte alle unsre Empfindungen und war so tief erschüttert, wie ich ihn nie in meinem Leben gesehen habe. Er sprach in den ersten Tagen sehr viel mit uns, richtete Alles so ein, wie wir es wünschten, und die Gräfin blieb meist in ihrer Stube. Ich muß den Vater oft mit Wehmuth betrachten, seit dem Sturz und der Krankheit ist er doch verändert, auch von diesem Schlage wird er sich nicht ganz erholen, ich glaube nicht, daß er noch lange bei uns bleibt. Mir ist, als müsse nun nach und nach Alles von mir scheiden, was mich noch an die Erde bindet, oder als wäre für mich die Stunde des Scheidens nahe. Ich habe ein dunkles Gefühl, als stünde mir noch etwas Großes bevor, als würde es nicht so bleiben, wie es jetzt ist.

In der ersten Woche war uns das wahre ächte Mitgefühl, das wir bei den Freunden hier gefunden, eine Erleichterung, namentlich dem alten Sternberg werde ich es nie vergessen, und er kann für mich nun so viele Novellen schreiben, als er Lust hat, sein schönes Gemüth habe ich in dieser Zeit schätzen lernen. Das Leben kommt nun nach und nach wieder in seine alte Ordnung, aber das ist gerade das Schwerste, da der Mittelpunkt fehlt, das, wofür ich lebte und was namentlich in den drei letzten Jahren der Inhalt meiner Sorge, aller meiner Gedanken war. Ich sitze immer mit Agnes in der Mutter ihrer kleinen Stube, beschäftigen können wir uns fast gar nicht, selbst nicht mit Handarbeiten, neulich habe ich ihr die Hymnen an die Nacht

von Novalis vorgelesen. Für mich lese ich nur die Schriften der heiligen Theresia.

Abends kommen immer einige der näheren Bekannten, gelesen hat Vater noch nicht wieder. Mir werden die geselligen Stunden am allerschwersten, weil ich dann meinen Gedanken nicht so ungestört nachhängen kann; meines Vaters wegen zwinge ich mich auch an manchen Gesprächen Theil zu nehmen, ich fühle ganz, was ich ihm schuldig bin und so gern sein möchte.

Es ist mir ein eignes Gefühl, daß die Mutter nicht länger bei uns bleiben wollte, daß auch die Sorge um uns sie nicht mehr berührte, sie sah alles Irdische schon in einem höheren Lichte, sie liebte mich doch so unbeschreiblich und wußte, welche Schmerzen mich nach ihrem Scheiden erwarteten. Meine Gedanken finden seitdem keinen Ruhepunkt mehr auf Erden. Sie können sich das wunderbare Gefühl nicht denken, was uns ganz durchdringt, wenn wir die Seele, die wir auf der Welt am meisten geliebt haben, jenseit wissen. Wie plötzlich jedes Grauen vor dem Tode verschwindet, vor Allem was ihn begleitet, und was uns doch sonst oft durchschauerte, auch bei der zuversichtlichsten Hoffnung auf ein ewiges, herrliches Leben. Ich glaube, ich könnte jetzt mit der größten Ruhe mein eignes Grab graben sehen, der dunkle Weg ist erleuchtet und alles Grauen, alle Dunkelheit hat sich in das Leben geflüchtet. Das ist sehr schwer zu überwinden, der Gedanke an die Länge der Zeit, die immer wiederkehrenden Tage, und nun vollends die wiederkehrenden Jahreszeiten und langen Jahre, und der Gedanke, den Verlust zu verschmerzen, ihn einst weniger zu empfinden, ist mir der allerschrecklichste, und ich glaube, was man Milderung durch die Zeit nennt, ist nur, daß man sich an den Schmerz, der uns anfangs etwas Fremdes ist, gewöhnt, und er uns Bedürfniß wird. So viel wie möglich suche ich mich des Gedankens an die Zukunft zu entschlagen, sollen wir doch nicht wie die Heiden ängstlich um Speise und Kleidung sorgen, und Der, welcher verhieß uns daran nicht Mangel leiden zu lassen, wenn wir das Reich Gottes suchen, weiß ja, daß wir Kraft und Licht noch weit mehr bedürfen als Alles dessen, was

den Leib erhält. Könnte ich mich jetzt nur alles Aeußeren entschlagen und mich, wonach ich mich schon oft so unbeschreiblich gesehnt habe, in die tiefste Einsamkeit zurückziehen, ich würde bald den Frieden finden, und doch muß ich es als ein unbeschreibliches Glück erkennen, daß ich noch für Andre leben kann, noch Pflichten für Vater und Schwester zu erfüllen habe. Aber es ist eine seltsame Erfahrung, die ich jetzt mache, daß uns eigentlich der erste schwere Schlag, den wir erleben, Alles raubt, weil uns dann erst die Unsicherheit jedes Besitzes klar wird, und auch weil das Leben geknickt ist und das Gefühl fast wie erstorben.

Jetzt, wo ich fast für nichts Gedanken habe, dachte ich doch oft an den Jeremias und hatte eine wahre Sehnsucht, das Bild noch einmal zu sehen. Ich sah es noch mit der Mutter und sie freute sich so sehr daran, auch würde sich mein Schmerz in dem Anblick erhoben fühlen, wie durch die schönsten Sprüche der heiligen Schrift.

Ich schreibe Ihnen so viel, mein theuerster Freund, und Alles durcheinander, Sie werden kaum daraus klug werden. Wären Sie hier, ein Blick könnte Ihnen mehr sagen als alle Briefe. Wir werden uns ja bald wiedersehen und beide in sehr verändertem Zustande. Wenn Sie Zeit und Stimmung haben, schreiben Sie mir doch noch einmal. Das gewöhnliche Treiben der Menschen trifft mich schmerzlich, aber jedes Wort der Liebe und Theilnahme wirkt wie lindernder Balsam auf mein verwundetes Herz, und ich nehme es mit der größten Dankbarkeit auf. Gott sei mit Ihnen, mein liebster Freund, und bewahre Sie noch lange vor Schmerzen, wie ich sie jetzt empfinde.

Dresden, den 6. April 1837.

Als ich von dem Heimgang Ihres verehrten Vaters hörte, wollte ich Ihnen sogleich schreiben, da ich aber eine Antwort von Ihnen erwartete, dachte ich, die Briefe würden sich kreuzen, was ich nicht gern habe, und verschob deshalb das Schreiben. Die Nachricht hat mich tief erschüttert, obgleich ich Ihren theuern Vater nicht kannte, und meine Gedanken waren immer bei Ihnen.

Ich weiß, wie Sie die Ihrigen lieben, und wie tief dieser Verlust Sie schmerzen wird, auch fällt in ein Herz, das der Freude geöffnet ist, der Kummer doppelt schwer, und die Hoffnung auf ein baldiges und so frohes Wiedersehen hatte Ihnen gewiß den Gedanken des Verlustes noch mehr aus den Augen gerückt als sonst. Was Sie mir über den Vater schreiben, hat mich unbeschreiblich gerührt. Auch er hat vielfache Leiden getragen. Gott vergüte ihm jeden irdischen Schmerz durch ewige, unendliche Freuden! Meine Gedanken sind fast ununterbrochen mit dem Tode beschäftigt, und ich möchte sagen: nur dadurch wird es mir möglich das Leben zu ertragen. Seit ich das geliebteste Wesen, was die Erde für mich trug, kalt, starr und bleich gesehen, und die Augen auf immer geschlossen, die mich nie anders als mit unendlicher Liebe anschauten, fühle ich es zu deutlich, wie ich auf Erden nie wieder heimisch werden kann. Ich besuche das Grab mit Agnes sehr oft, und wenn ich nicht hingehen kann, so sind doch meine Gedanken dort; jetzt, denke ich dann, scheint die Sonne darauf, jetzt breitet die Nacht sich darüber hin mit ihren Sternen. Ich habe früher nicht geglaubt, daß eine solche Erfahrung, ein Fall, den man sich doch so oft als möglich, ja als nothwendig denken mußte, so mächtig auf eine Seele wirken kann, die doch auch früher nicht einzig und allein dem Irdischen zugewendet war; jetzt fühle ich erst, wie sehr ich es doch, mir selbst unbewußt, noch gewesen. Bei Ihnen, mein theurer Freund, ist das nun wohl anders, da das Leben Ihnen noch so viel Schönes bietet. Ich habe auch eine gewisse Ruhe erlangt, von der ich früher keine Ahndung hatte, ich weiß, Gott kann mir noch Manches nehmen, aber den tiefsten Schmerz, den ich fühlen kann, habe ich empfunden, und dies Bewußtsein giebt eine Kraft, die ich früher nie gefühlt.

Gestern haben wir Bendemann gesehen, ich war sehr darauf gespannt, und dies ist wirklich das Erste, was mich lebendig aufgeregt hat. Es ist ein ganz eignes Gefühl, einen solchen Genius, der so sichtlich von Gott begeistert ist, in seiner körperlichen Erscheinung zu sehen, und in unserm gewöhnlichen Zimmer. Ich denke mir immer, so muß dem Abraham gewesen sein, als die

Engel zu ihm eintraten. Ein solcher Geist ist doch auch ein Bote aus jener herrlichen Welt, der uns in seinen Werken eine Kunde von dort herunter bringt, einen Abglanz der ewigen Schönheit, nach der wir uns Alle sehnen, und in deren Strahlen auch Ihr Vater und meine Mutter nun sich erquicken. Es war uns eine große Ueberraschung, als wir hörten, Bendemann sei in Dresden. Ich hatte eine kleine Furcht ihn zu sehen, ich dachte, es würde mich sehr betrüben, wenn er mir persönlich gar nicht gefiele. Er ist aber ein ganz allerliebster Mensch. Schon aus seinen schönen Augen strahlt sein herrlicher Geist, dann ist sein Wesen und seine Rede so einfach, anspruchslos und kindlich. Er kam gestern Vormittag und saß lange bei uns, er gerieth gleich mit dem Vater in ein sehr gründliches Gespräch über Kunst, besonders über Michel Angelo, er sagte seine Meinung so einfach und ohne alle Scheu, das gefiel mir sehr. Vater sprach mit vieler Lebendigkeit seine Liebe und Verehrung für ihn aus, und dabei wurde er immer roth bis über die Stirn. Den Mittag aß Vater mit ihm bei Carus, den Abend war er bei uns und es kamen viele Menschen ihn zu sehen. Vater las auf seinen Wunsch den Cäsar. Ich faßte mir ein Herz und sprach dann auch etwas mit ihm, nur ist es mir in einem solchen Augenblick nie möglich, Worte für mein Gefühl und meine Verehrung zu finden. Und doch fühlt man einem solchen Geist gegenüber die gewöhnliche Verlegenheit nicht, wie sonst gegen einen Fremden, man möchte mit ihm reden wie mit einem Bekannten. Sagen Sie ihm doch etwas von unsrer Verehrung, er war nicht in Düsseldorf, als sein Bild hier war, und hat also auch damals nicht erfahren, was ich in unser Aller Namen darüber schrieb. Wie würde sich die theure Mutter an ihm gefreut haben! Dieser Gedanke und die Rührung, diesen von Gott so hoch begnadigten Menschen in unserm Hause zu sehen, hat mich sehr angegriffen; die körperliche Schwäche kommt jetzt erst bei mir nach, und ich bedarf nach jeder Aufregung oder Anstrengung der Einsamkeit, wo sich dann in strömenden Thränen das Gemüth und die Nerven wieder beruhigen. Das Leben wird mir jetzt sehr schwer,

oft mehr als im Anfang. Vater kann es nicht ertragen, mich traurig zu sehen, er macht mir jedesmal Vorwürfe und hält meinen Schmerz für ein Zeichen von Mangel an Liebe zu ihm. Ich thue deshalb für die Geselligkeit mehr, als ich eigentlich aushalten kann, und die Gewalt, die ich mir anthun muß heiter zu scheinen, ist mir eine große Qual.

Der gute Raumer ist seit vierzehn Tagen hier, theilnehmend und freundlich wie immer; doch kann ich mein innerstes Gefühl gegen ihn nicht so aussprechen wie gegen Sie. Sein Geist ist ganz auf das Leben, auf das Praktische gerichtet. Er besteht darauf, daß ich mich beschäftigen soll, und hat sehr recht, ich muß mich dazu zwingen, ich habe auch eine Arbeit, die er mir aufgetragen, angefangen, nur ist mein Kopf so schwach, daß mir das Leichteste nicht gelingen will. Die Beschäftigungen, welche ich bis jetzt nur zum Vergnügen und um dem Vater zu helfen getrieben, werden mir vielleicht einmal sehr nothwendig sein. Raumer nimmt sich unsrer Angelegenheiten an, und hat mir und Agnes in dieser Hinsicht eine sehr trübe Aussicht in die Zukunft eröffnet; Alles steht schlimmer, als wir es denken konnten, Gott sei Dank, daß die liebe Mutter, die sich wohl viele Sorgen darüber machte, sich doch unsre Zukunft nicht so sorgenvoll dachte, als sie nach menschlicher Einsicht sein wird. Wenn wir uns wiedersehen, will ich Ihnen das Alles deutlicher erklären, zum Schreiben ist es zu weitläufig. Wenn wir den Vater überleben sollten, wünsche ich nur, daß wir nicht gezwungen sein mögen, ich und Agnes nämlich, uns dann zu trennen. Wir fühlen erst jetzt, wie wir uns lieben und einander nicht entbehren könnten.

Das Leben ist doch sehr schwer! Sonst konnte ich oft aller Noth vergessen und die Welt erschien mir so schön, ich konnte mich in Natur, in Poesie versenken wie in ein Meer von Wonne. Das wird nie wiederkommen, mit dem Tode der Mutter ist alle Jugend, alle Poesie verschwunden und außer meinem namenlosen Schmerz werden mir auch schwere Lasten und Pflichten auf die schwache Seele geladen. Vater war lange Zeit sehr schwach und leidend, er war mehrere Monate nicht aus der Stube gekommen

und sah ganz elend aus. Wir dachten oft, wir könnten ihn auch verlieren, es könne plötzlich eine Krankheit ausbrechen. Gottlob geht es jetzt besser, seit Raumer hier ist, war er öfter mit diesem aus und ist wieder kräftiger und heitrer geworden. Wir sehen auch wohl Alles schlimmer, als es ist; nach einem solchen Unglück ist es immer, als müsse nun Alles zusammenbrechen, und man denkt mit einer gewissen Ruhe daran, die früher unmöglich gewesen wäre. Vater liest jetzt wieder oft, ich höre aber gewöhnlich nicht zu; ein Lustspiel anzuhören wäre mir unmöglich. Neulich las er Ihre Babylonier, die habe ich angehört und sie haben einen größeren Eindruck auf mich gemacht als sonst je.

Da Sie nichts darüber schreiben, denke ich es bleibt wohl dabei, daß Ihre Hochzeit im Mai ist, und wir sehen uns also bald wieder. Ich denke jetzt schon mit tiefer Rührung an dies Wiedersehen, wir Beide in so ganz verändertem Zustand. Gott gebe Ihnen viele viele Freuden! Ein recht tiefer Schmerz erweckt eine innige Theilnahme an dem Glück der Menschen, die uns sonst vielleicht gleichgültig waren, da können Sie denken, wie mir das Ihrige jetzt am Herzen liegt, wirklich noch weit inniger als sonst. Leiden verschließen das Herz nicht, sondern öffnen es jedem schönerem Gefühl. Deshalb müssen Sie auch Nachsicht mit mir haben und mir wegen dieser langen, schlechten und verwirrten Briefe, die ich unter Thränen schreibe, nicht böse werden, mein liebster Freund. Ich erschrecke eben vor den zwei Bogen, auf denen fast nur von mir die Rede ist. Ihnen gegenüber geht meine ganze Seele auf und es ist mir Trost und Erleichterung, Ihnen zu schreiben. Ich sollte mehr von Ihrem Schmerz sprechen. Doch was kann ich Ihnen darüber noch sagen. Sie kennen ja mein Gefühl und es könnte mir nicht einfallen, Sie trösten zu wollen. Den Schmerz recht tief fühlen ist der einzige Trost.

Tausend Grüße tragen Vater und Schwester mir auf. Gott sei mit Ihnen, mein einzig theuerster Freund, und führe Sie durch Leid und Freude auf seinen lichten Wegen!

Mit inniger treuer Freundschaft

Ihre Dorothea.

Dresden, den 10. November 1837.

Ihr Brief, mein theuerster Freund, hat mich sehr erfreut, da er nur Gutes enthält, und mir zeigt, wie glücklich Sie sind. In einer solchen Stimmung ist das Schreiben ein Vergnügen, anders ist es mit mir, und ich verschob es deshalb von Tage zu Tage, Ihnen zu antworten. Ich kann nicht sagen, daß ich unzufrieden bin, aber das Leben hat so alle Farbe und allen Reiz für mich verloren, daß es mir schwer wird, mich mitzutheilen oder etwas zu erzählen, ich habe mich selbst noch nicht entschließen können, etwas zu lesen, und bin fast immer mit der trocknen, theilweise langweiligen Arbeit an den Washington'schen Briefen beschäftigt. Es ist mir ein beruhigendes Gefühl, auf diese Weise doch etwas für die Zukunft meiner Schwester thun zu können; denn für mich selbst dünkt es mich kaum der Mühe werth.

Seit Ihrer Abreise ist hier so Manches vorgefallen, erstlich hat Vater zwei Novellen geschrieben, von denen die eine, kleinere mir vorzüglich gefällt, beide sind sehr heiter, und zeugen von einer Stimmung, die besser sein muß, als man es denken sollte, wenn man ihn täglich sieht, er klagt aber nicht, und auch seine Gesundheit ist erträglicher als den Sommer.

Es war mir sehr interessant, Ihren Bruder Rudolph kennen zu lernen, er hat so viel Aehnlichkeit mit Ihnen, und ist doch wieder so ganz anders. Loebell war drei Wochen hier, ich fand sein Aussehen elend, er war aber heitrer und vernünftiger als sonst, wir haben uns wenig um einander bekümmert, und so ging es recht gut. Vater las in der Zeit die beiden Novellen zuerst vor, und sie machten Loebell große Freude. Es ist recht schade, daß die Novellen zu spät fertig geworden sind, und nicht mehr in der Urania, oder wozu sie sonst bestimmt waren, aufgenommen werden konnten, nun können sie erst künftigen Herbst gedruckt werden.

Im vorigen Monat waren Raumers, die uns ganz unerwartet und überraschend kamen, eine Woche hier; es freute mich

recht, die kleine Agnes, die ich nur als Kind gesehen hatte, kennen zu lernen, sie hat etwas sehr Originelles, und jede wahre Eigenthümlichkeit, sie mag sein wie sie will, finde ich immer interessant. Alle waren von ihrem Aufenthalt in Paris sehr entzückt und erzählten viel, Steffens kamen an, als Raumers noch hier waren, sie hatten Baiern, Salzburg und Tirol bereist, und sich noch einige Wochen in Wien aufgehalten, auch sie wußten viel zu erzählen. Ich habe es in der Zeit recht empfunden, wie abgestumpft ich bin; denn alle diese Erzählungen interessirten mich gar nicht, ich wünsche weder fremde Länder und Orte zu sehen, noch davon zu hören, und alle meine Wünsche beschränken sich auf Stille und Einförmigkeit. In den Abendstunden haben wir jetzt Steffens neuestes Buch, die Revolution, mit einander gelesen, und ich finde es so unbeschreiblich schwach, und so gar nichts daran zu loben, daß es mir förmlich einen melancholischen Eindruck gemacht hat, weil man glauben muß, nur ein Mensch, dessen Geisteskräfte schon sehr abgenommen haben, kann ein solches Buch schreiben.

Das Neueste und Wichtigste, was in Dresden vorgefallen, ist, daß Bendemann wieder hier war, und einen Auftrag vom König bekommen hat, der ihn wohl mehrere Jahre in Dresden festhalten wird, er soll einen großen Saal im Schlosse ausmalen, und ist so liebenswürdig diese Arbeit zu übernehmen. Mich erfreut es wahrhaft, daß Dresden so hoch geehrt wird, an uns denke ich eigentlich dabei nicht, denn ich glaube kaum, daß wir Bendemann viel sehen werden, wenn er ganz hier lebt. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber unsre Häuslichkeit wird immer stiller und trauriger, und wir sitzen Abends oft allein, theils kommen weniger Menschen zu uns, oft läßt auch Vater Alle abweisen, weil er sich doch angegriffen fühlt. Die kurze Zeit, wo Bendemann jetzt hier war, kam er oft zu uns, er aß auch einen Mittag hier und war unbeschreiblich liebenswürdig. In seiner milden einfachen Weise hat er wirklich etwas von einem Engel.

In der Singacademie ist der Paulus von Mendelssohn einstudirt, und ich habe vorgestern die Hauptprobe gehört. Es ist

ein himmlisches Werk und seit dem Messias von Händel und der Bach'schen Passion hat keine Musik mich so entzückt. Montag werde ich es in der Aufführung zum zweiten Mal hören, es ging recht gut, besonders die Chöre, und Agnes hat die kleine Solopartie sehr schön gesungen.

Die Zeit seit Sie bei uns waren ist mir so schnell vergangen, daß ich es kaum begreifen kann, wie ein ganzer Sommer dazwischen liegt. Wie habe ich mich vor diesem Sommer gefürchtet. So liegt die Vergangenheit mit allen ihren Leiden und Schmerzen hinter uns, und jeder Tag bringt uns dem Ziele näher, wo dann keine Zeit und kein Schmerz mehr ist. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie diese Betrachtung mich oft mit dem Leben und dem Tode versöhnt, dann ist es mir auch, als wären alle meine Sünden getilgt, und die schwere Rechenschaft für mein ganzes Leben schreckt mich nicht mehr wie sonst. Gott macht Alles gut, und offenbart sich uns im Schmerz am allerliebevollsten und vertraulichsten.

Doch das Blatt geht zu Ende und das ist gut, sonst fände ich auch noch kein Ende, mit Ihnen zu sprechen. Tausend herzliche Grüße an Ihre liebe Frau, Agnes dankt ihr für ihren schönen Brief und wird nächstens schreiben. Leben Sie wohl und glücklich!

Ihre Dorothea.

Dresden, den 7. Januar 1839.

Vorgestern, mein theuerster Freund, erhielt ich Ihren Brief, den ich wahrlich nicht verdient habe. Denken Sie nicht, daß ich mich entschuldigen werde, ich sage nur peccavi und bekenne, daß ich mich selbst ganz schändlich und mein Betragen unverzeihlich finde; doch glauben Sie es mir, wenn Sie es noch nicht wissen sollten: ein jedes Verbrechen führt die Strafe mit sich, das habe ich in den Gewissensbissen empfunden, die mich quälten, so oft ich an Sie dachte. Daß Sie böse sind, freut mich sehr; denn ich sehe daraus, daß es Ihnen noch nicht ganz gleichgültig ist, ob Sie etwas von mir hören oder nicht, und ich habe bei dieser

Gelegenheit die Erfahrung gemacht, wie ich doch noch nicht so ganz unempfänglich für die Freude bin, als ich es oft glaube. Daß ich absichtlich nicht geschrieben hätte, weil Sie mich damals so lange warten ließen, kann Ihnen wohl nie im Ernste eingefallen sein, im Gegentheil nahm ich mir vor, als Ihr lange erwarteter Brief kam, sogleich zu antworten.

Obgleich ich mich nicht entschuldigen wollte, muß ich Ihnen doch im Ernste sagen, weshalb ich so ungern schreibe, und mir oft vornehme es gar nicht mehr zu thun, und allen Verkehr mit meinen Freunden, oder vielmehr mit Ihnen, denn Sie sind der Einzige, den ich wahrhaft so nennen kann, abzubrechen. Ich hätte Ihnen so Vieles zu sagen, was sich so schwer schreiben läßt, und nur so Weniges, das sich für einen Brief eignet. Ich mache mir fast Vorwürfe, über meine Lage und meine Verhältnisse nachzudenken, und möchte mich am liebsten nie darüber aussprechen; Sie sind der Einzige auf der Welt, gegen den ich mir eine Mittheilung erlaube, doch wie viel leichter würde es mir mündlich werden — — —. Ich weiß nicht, worin es liegt, es ist aber, als wäre mit dem Scheiden der Mutter Alles weit schlimmer geworden, und doch wünsche ich sie nicht zurück. Weshalb sollte sie das auch noch empfinden, was mich so tief betrübt, und was sie nun im helleren Lichte sieht. Wenn ich daran denke, was mein Vater mit seinem großen Geiste für Deutschland und für künftige Geschlechter hätte sein können, wie er durch sein herrliches Gemüth die Seinigen hätte beglücken können, so ergreift mich bei diesem Gedanken eine Schwermuth, ein so tiefer Lebensüberdruß, daß ich schwere Kämpfe mit mir selbst durchzumachen habe, um das Gleichgewicht nur einigermaßen wieder herzustellen. Wie schrecklich sind die Folgen dieser unnatürlichen Verbindung für den armen Vater in seinem ganzen Leben gewesen! Seine schriftstellerische Laufbahn ist dadurch gehemmt, seine schönste Kraft gebrochen worden, sie hat ihn verhindert, sich eine sorgenfreie Existenz zu begründen, alles häusliche Glück und Familienleben für immer zerstört, und welche bittre Früchte trägt sie nun seinen Kindern und ihm selbst in seinem Alter! Als ich noch für

meine geliebte Mutter leben und schaffen konnte, habe ich Alles dies nicht so scharf empfunden, und meine angeborne Heiterkeit kämpfte den trüben Vorstellungen entgegen; seitdem ist es aber anders, und ich bin im eigentlichen Sinne alt geworden. Mein Sinn für das Göttliche hat sich erweitert und gestärkt, dort fühle ich mich in lichten wonnevollen Räumen, aber für die Welt tauge ich wirklich nicht mehr; um in und mit der Welt fortzuleben, ist doch einige Frische des Gefühls und Lebenslust unentbehrlich. Können Sie es mir wohl, nach diesen Bekenntnissen noch verdenken, wenn ich ungern schreibe? Ich wünsche oft, kein Mensch bekümmerte sich mehr um mich und früge nach mir. Was soll es nutzen? Und nun vorzüglich Sie, Sie sind glücklich, und Alles, was ich Ihnen mittheilen kann, trübt entweder Ihre Heiterkeit oder dünkt Ihnen, was ich noch eher glaube, übertrieben und eingebildet.

Mein Verhältniß mit Agnes ist so schön, wie ich es mir nur wünschen kann, nur daß ich sie nicht glücklich sehe, ist ein doppelter Schmerz. Sie empfindet Alles noch heftiger, was uns beide drückt, und es erregt in ihr noch mehr Bitterkeit, weil sie jünger ist. Ich glaube, ich habe alle Liebe, mit der ich an der Mutter hing, auf sie übertragen; es ist wohl sehr natürlich, daß wir uns lieben, da wir so ganz und ausschließend auf einander angewiesen sind, mir ist es oft, als lebten wir auf einer wüsten Insel mit einander. Die hiesigen Bekannten erzeigen uns viele Freundlichkeit und ich bin ihnen auch sehr dankbar dafür, da man aber Niemanden in die innern Verhältnisse mag blicken lassen, kann auch kein Vertrauen entstehen, und es bleibt nur ein erheiternder Umgang, was allerdings sehr zu schätzen ist, und was wir auch nicht vernachlässigen.

Sie werden mich ausschelten, theuerster Freund, aber ich quäle mich immer mit dem Gedanken, die Schwester wird mir auch noch genommen werden, weil ich es fühle, wie ich sie zu sehr liebe, wie es das einzige, aber auch ein mächtiges Band ist, was mich noch an die Erde fesselt. Um sie zu begleiten, gehe ich, wenn sich die Gelegenheit findet, in Gesellschaft, und

weil ich dann mit ihr darüber sprechen kann, besuche ich fleißig das Theater, beides erheitert und zerstreut mich dann oft. Ja, dies Verhältniß ist ganz ungetrübt, und daher mein Glaube, daß es nicht dauern kann. Auch arbeite ich nur deshalb so fleißig und suche etwas zu erwerben, weil ich denke, es kann ihr vielleicht mal das Leben erleichtern. Jetzt kann ich mit Iphigenie sagen: Ich habe dir mein tiefstes Herz entdeckt, und vielleicht schelten Sie mit Thoas auf die weibliche Schwäche. Deshalb bleibe ich immer dabei, es ist besser, daß solche Briefe ungeschrieben bleiben, und wie sollte ich Ihnen wohl anders schreiben? einen Höflichkeitsbrief, eine abgetragene Schuld? Das kann ich noch weniger. Schwerlich wird ein Mann je begreifen können, welche Kämpfe eine Frau zu bestehen hat, die ihren Beruf verfehlte, der entweder darin besteht, einem Hauswesen vorzustehen und für Andre zu sorgen, oder sich von der Welt zurückzuziehen und in stiller Verborgenheit zu leben. Ersteres war wohl ursprünglich die Bestimmung meiner Schwester, letzteres die meinige. Gott gefiel es, uns auf einer rauheren Bahn zu führen, und deshalb sollte auch jede Klage verstummen.

Haben Sie denn des Vaters Novelle: Des Lebens Ueberfluß, gelesen? und wie gefällt sie Ihnen, mir hat sie sehr gefallen. Weniger das Liebeswerben, was auch in diesem Jahre erschienen ist. Münchhausen lasen wir des Abends gemeinschaftlich, Sie haben Recht, die zweite Hälfte des ersten Theils gehört zu dem schönsten, was ich je gelesen habe. Dies Naturgefühl, diese vortreffliche Bauernwirthschaft, und vor Allem der Jäger und das blonde Mädchen. Wie sie vor der Blume kniet und er sie betrachtet, es ist ein Bild, das ich nie vergessen werde. Die erste, komische Hälfte hat mich sehr ergötzt, mir aber doch nicht so durchgängig gefallen, Einiges finde ich zu stark, ja geradezu ekelhaft, am meisten gefiel mir, was keine unmittelbare Beziehung hat, z. B. das Volk mit dem langen Namen, auf dem grünen Plateau und den Schlippermilchskühen, dann der Schulmeister, wie er sich Schilf aus dem Eurotas schneidet und die Erklärung, wie dem Baron das Kupfer ins Blut getreten ist.

Raupach's Lebensgeschichte hat mich vergnügt, weil ich seine Stücke nicht leiden kann, ich habe mir aber selbst über das Vergnügen Vorwürfe gemacht. Sollte ein so scharfer, persönlicher Angriff nicht schon zu dem Unerlaubten gehören? Wissen Sie denn nicht, wann der zweite Theil erscheinen wird?

Zur Strafe dafür, daß mein armer Persilas Ihnen nicht mehr gefallen hat, werde ich Ihnen, sobald sie vollendet ist, meine Uebersetzung des Washington schicken, und wenn Sie diese lesen, was Sie aber nicht thun werden, können Sie dabei in grenzenloser Langeweile alle Ketzereien abbüßen, die Sie gegen den himmlischen Cervantes vorgebracht haben; denn für einen Dichter scheint mir Ihr Urtheil doch, so viel Wahres auch daran sein mag, im Ganzen ketzerisch. Während des Sommers habe ich den ersten Band dieses weitläufigen Werkes, welcher Washington's Leben erhält, übersetzt und er wird jetzt gedruckt; im großen Octav, wie die Hohenstaufen, werden es ungefähr 36 Bogen, den zweiten Theil füllen dann Briefe von Washington und andre Aufsätze, welche sich auf ihn beziehen. Im Original sind dies eilf Bände; Raumer hatte eine Auswahl in diesen getroffen, von dem, was ich übersetzen sollte, im Frühling als er und Brockhaus hier waren, zeigte es sich aber, daß der zweite Band, im Verhältniß zum ersten, zu schwach wurde, und ich muß nun alle 11 Bände durchlesen, um in meiner Uebersetzung aufzunehmen, was mir noch merkwürdig scheint. Das ganze Werk ist von der äußersten Trockenheit, geht in die kleinsten Details, und läßt die großen Momente vorüber gehen, ohne ein Gewicht darauf zu legen, aus den Briefen, die ich in meine Uebersetzung aufnehme, werden Sie urtheilen können, wie die sind, welche ich als uninteressant weggelassen habe, es sind Ordres an die Generale, Berichte an den Congreß über Gefangene, Proviant, Recruten. Als Quellenstudium kann dies Werk von Nutzen sein, es wird aber gewiß nur wenig Leser finden, denn es ist zu unkünstlerisch geschrieben, und oft so unlogisch und schlecht stylisirt, daß mir dadurch die Arbeit schwer wurde, und ich manchen Satz völlig umkehren muß, um ihn nur ver-

ständlich zu machen. Uebrigens scheint mir der Verfasser von einer edlen Gesinnung zu sein und mit Liebe zu seinem Helden gearbeitet zu haben, er hält sich nur zu streng an die vorliegenden Documente, und ist der Sprache nicht mächtig. Raumer muß Alles verantworten; denn er hat mich eigentlich zu dieser Arbeit gezwungen. Ich habe mich auf einem mir völlig fremdem Meere ohne Lootsen eingeschifft; denn als ich die Sache unternahm, versprach mir Raumer, meine Uebersetzung durchzulesen; da ich mitten in der Arbeit war sagte er aber, das sei zu umständlich und mein Manuscript müsse gleich nach Leipzig in den Druck. Ich bin im militairischen und diplomatischen Fach auf tausend Dinge gestoßen, die mir völlig fremd waren, und wo ich auch in keinem Lexicon Hülfe fand, es muß nun gehen wie es kann, an Mühe habe ich es nicht fehlen lassen, und Vater thut mir den Gefallen, die Correcturbogen, welche ich mir schicken lasse, durchzulesen, bei den Kriegsschiffen und dem englischen Gelde hatte ich einige Confusion angerichtet, sonst ist bis jetzt Alles gut gewesen, der arme Vater seufzt aber immer sehr, wenn ich ihm einen Bogen bringe. Man beklagt mich wegen dieser trocknen Arbeit, hat aber ganz unrecht; denn es giebt wohl wenig Dinge, für die ich mich nicht interessiren kann, wenn ich mich ernstlich damit beschäftige. Die Arbeit hat mir Freude gemacht, obgleich ich die Fehler des Buches sehr gut erkannte, und ich habe Washington so lieb gewonnen, daß ich beim Schreiben einen ganzen Vormittag in Thränen zubrachte, als ich an die Stelle kam, wie er von der Armee Abschied nimmt, ebenso ging es mir bei seinem Tode. Wenn Sie das Buch auch nicht lesen, müssen Sie doch etwas darin blättern, um die heldenmüthige Ausdauer und Geduld dieses Mannes verehren zu lernen, die man wohl noch nie so erkannt hat, wie aus diesem Buche. Der Spruch des weisen Salomo ist mir oft eingefallen, daß der, welcher sich selbst überwindet, größer ist, als wer Städte erobert; denn nicht in glänzenden Thaten, sondern in einer fortgesetzten Selbstüberwindung liegt seine Größe.

Wann lassen Sie denn nun endlich einmal drucken, theu-

erster Freund, ich fürchte, Sie sind zu ängstlich und durch zu vieles Feilen kann Ihr Werk an Frische einbüßen.

Daß Raumer im Frühling nach Italien reist, um wenigstens ein Jahr auszubleiben, wissen Sie wohl schon; uns schien diese Reise, auf so lange Zeit und ohne eigentlichen Zweck, etwas sonderbar, die Lüttichau schreibt mir aber aus Berlin, bei den mannigfachen Kränkungen und Zurücksetzungen, die er erfahren müsse, lasse es sich begreifen. Die Lüttichau bringt den ganzen Winter in Berlin bei ihrem Vater zu, die Mutter ist im Frühling gestorben. Lüttichau macht indessen eine große Reise, nach London, Paris und Italien, um die ersten Theater zu sehen, und Maschinerien und Ausschmückung des hiesigen danach einzurichten; denn der Bau des neuen Schauspielhauses ist im Sommer schon ziemlich weit gediehen. Wir haben jetzt viel neue Stücke gegeben, die mittelmäßig, auch wohl schlecht sein mochten, sich aber durch die ganz vollendete Darstellung zu wahren Kunstwerken erhoben; daran sieht man, daß die Kunst des Schauspielers doch eine selbständige ist. Zu diesen Stücken rechne ich mehrere von unsrer Prinzeß, dann Louise von Lignerolle aus dem Französischen, und die Geschwister von Leutner, was von dem verstorbenen Prinzen Karl von Mecklenburg sein soll, auch ein Stück von dem Berliner Devrient, die Verirrungen. Mit den klassischen Stücken gelingt es uns weniger, der Egmont ist eine durchaus schlechte Vorstellung, recht gut geht hingegen der Macbeth, der vor kurzem wieder war. Julius Cäsar wird auch von neuem einstudirt.

Von einem kleinen Amte, was ich verwalte und was mich vielfach beschäftigt, muß ich Ihnen doch auch noch erzählen. Schon seit lange gehöre ich zum katholischen Frauenverein, die Mitglieder desselben führen die Oberaufsicht über die verschiedenen Schulen und Anstalten. Vor länger als einem Jahre wurde mir die Aufsicht über die kleine katholische Schule in der Friedrichstadt übergeben, die fast nur von ganz armen Kindern besucht wird. Ich habe nur die Handarbeiten zu leiten, und die Lehrerin steht unter mir, ich muß Alles einrichten und kaufen,

was dazu gehört, und alle Mittwoch bringe ich dort den ganzen Vormittag zu, und gebe selbst Unterricht im Nähen und Stricken. Zu Weihnachten habe ich auch allen Kindern bescheert, meist Kleidungsstücke, die ich selbst gearbeitet hatte, und das machte mir viel zu thun. Der einzige wahre Nutzen, der aus diesen Bemühungen hervorgeht, ist, daß ich doch zuweilen Gelegenheit finde, für ganz verlassene Kinder zu sorgen. Ich habe schon mehrere ganz verwahrloste Mädchen bei rechtlichen Frauen untergebracht, wo sie ganz einfach und nach ihrem Stande erzogen werden. Zwar kann ich das nicht Alles aus eigenen Mitteln bestreiten, ich finde aber vielfache Unterstützung, und es wird mir oft mehr gegeben, als ich für den Augenblick brauche. Diese unbedeutende Beschäftigung hat mich schon oft mit dem Leben ausgesöhnt, ich habe dabei viel zu laufen, was besonders im Winter gut ist, wo man sonst nicht viel ausgeht. Ich mache dabei die Erfahrung, daß die immer zunehmende Armuth, und das grenzenlose Elend doch hauptsächlich aus der großen Verderbniß der niederen Stände herrührt. Die meisten der armen Kinder gehen zu Grunde, weil im Hause keine Ordnung und Rechtlichkeit ist, und entweder der Vater, oder die Mutter, oft auch beide ein schlechtes Leben führen. Nicht nur für verwaiste Kinder muß man sorgen, viele kann man nur dadurch retten, daß man sie den Eltern wegnimmt, die denn auch froh sind, sie los zu werden, und gar nicht einmal fragen, wie es ihnen geht. Daher kommt es denn, daß die reichlichen Sammlungen und vielfachen Almosen doch nie ausreichen; denn die Wohlthätigkeit hier bei uns ist sehr groß und man muß bewundern, wie viel selbst wenig bemittelte Familien thun.

Ueber die religiösen Angelegenheiten würden wir uns wohl nie ganz vereinigen können. Sie glauben in der Mitte zu stehen und haben gewiß die beste Meinung, verzeihen Sie mir aber, wenn ich diese Stellung bezweifle. Sie sind einmal ein Protestant, in dieser Ueberzeugung erzogen, und werden es auch bleiben. Sie kennen die Kirche nur von außen her, nur als etwas Historisches. Nie haben Sie die Heiligkeit der Messe, die Kraft

der Sacramente, die Gemeinschaft der Heiligen empfunden, selbst von der tiefen Bedeutung der hohen christlichen Feste ist Ihnen nur ein Schatten geblieben. Deuten Sie mir diese Aeußerungen nicht übel und halten Sie mich deshalb nicht für intolerant; ich gestehe aber auch gern ein, daß ich nicht in der Mitte stehe und auch nicht darnach strebe. Den Glauben an innige dereinstige Vereinigung, die vielleicht durch alle diese traurigen Ereignisse eher gefördert als aufgehalten wird, werde ich nie aufgeben; denn er gehört zu meinen heiligsten Ueberzeugungen. Nur denke ich mir diese Vereinigung vielleicht etwas anders als Sie. Alle diejenigen, welche Gott mit gläubigem Herzen anhangen und die Wahrheit mit Eifer suchen, gehören ja zu seiner Kirche, wenn sie sich auch äußerlich nicht zu ihr bekennen, und der ewige Hirt wird sie aufsuchen, erleuchten und mit seiner Herde vereinigen; ob dies bald oder später geschieht, kann uns wohl ängstigen und bekümmern, doch Der, vor welchem tausend Jahre sind wie Ein Tag, hat von Ewigkeit bestimmt, wann und wie es geschehen soll, und die Menschen mögen thun was sie wollen, sie befördern nur seine Zwecke, auch wenn sie das Gegentheil zu thun scheinen. In diesem Glauben kann ich, wie Vieles mich auch jetzt betrübt, ruhig sein.

Je mehr sich die äußere Welt vor mir verschließt, desto herrlicher erscheint mir das kirchliche Leben. Der Umlauf des Kirchenjahres ist wie eine Reihe göttlicher Gedichte, immer neue Lichter steigen auf, neue Geheimnisse erschließen sich, das dünkt mir oft so herrlich, daß ich denke, man bedürfte weiter gar keines Glückes auf Erden, ja man würde sich selbst nicht nach dem Tode sehnen, lebte man ungestört in diesen Betrachtungen.

Doch nun endlich genug, ich hatte mich ganz davon entwöhnt, mich Ihnen mitzutheilen, und glaubte auch, es sei so besser, und doch hat es mir nun so wohl gethan. Wenn Sie mir erst wegen meines langen Schweigens zürnten, thun Sie es nun vielleicht noch mehr wegen dieses langen Briefes. Daß Sie mir Beides vergeben, können Sie mir am besten dadurch beweisen, daß Sie mir recht bald wieder schreiben. — — —

Eduard von Bülow*) an Fr. von Uechtritz.

Dresden, den 9. März 1841.

Verehrter Herr Baron!

Ihrem Wunsche gemäß beeile ich mich Ihnen wieder Nachricht von Tieck's zu geben. Sie erinnern sich vielleicht, auch schon früher von der großen Aengstlichkeit der Tieckschen Familie gegen ansteckende Hautkrankheiten gehört zu haben, die sich nun so sehr hat rechtfertigen sollen? — Es war daher für uns Alle ein wahrhafter Donnerschlag, als wir vor fünf Wochen hörten, Agnes sei erkrankt und Carus glaube, daß es die Masern. Daß Agnes selbst gut durchkomme, bezweifelte merkwürdiger Weise gleich kein Mensch. — — — Dorothea pflegte Agnes auf das getreuste, und wich 14 Tage lang nicht von ihrer Seite. Schon stand Agnes wieder auf und wagten Einige zu hoffen, Dorothea werde von der Ansteckung frei bleiben. Da legte sie sich auch und nach einem 4tägigen Zögern erklärten sich die Masern. Tieck hatte einen grünen Vorhang vor die Nebenthüre machen lassen, um A. nicht durch das Sprechen im Salon zu stören, und nahm einige Fremde sogar wieder an; allein von der Krankheit zu sprechen vermied er, und man sah ihm zuletzt die Angst wegen Dorothea fast fortwährend an. Er sagte mir, sie habe ihn wie ein Gespenst Tag und Nacht verfolgt. Dorothea überstand die Masern gut und fast leicht, aber doch konnte sich Niemand recht herzlich freuen, wenn auch Keins sich deshalb dem Andern mittheilte. Sogar die Nacht des 12. Februar, des Todestages ihrer Mutter, überstand sie gut und wenn sie vorher schon öfter geäußert hatte, daß sie sich gefährlich krank glaube, so sagte sie nun, daß sie, nachdem sie diese Nacht überstanden, selbst an die Möglichkeit ihrer Genesung glaube. Leider! hatten sich wohl in dieser schlaflosen Nacht beide Schwestern zu sehr alterirt. Die Abschälung trat ein und zwar nervös. Von dem Moment an hatte Carus, wie er aber erst jetzt ausspricht, große Besorgnisse gehabt. Von der Zeit an, etwa fünf Tage vor dem Tode, sah

*) Vater Hans von Bülow's.

Tieck keinen Menschen mehr, und wiewohl die Krankheit scheinbar still stand, bereitete sich doch wohl schmerzlos so das Ende vor. Am Tage war Dorothea wohl, wenn auch schwach, sogar heiter, aber Nachts in äußerster Unruhe. Dennoch ahnte Niemand die Nähe der Gefahr, bis sie plötzlich am Freitage anfing zu phantasiren und dann gar zu *schreiben* (wie sie sagte an Luise Bülow); das allerschlimmste Anzeichen! — Da Agnes noch zu schwach war, pflegte sie meist Marie Solger*) mit großer Aufopferung und bewundernswürdiger Energie. Die Sacramente hat sie nicht empfangen. Carus hatte daran erinnert, Agnes aber nicht zu sehr aufregen wollen, da sie doch noch an Rettung glaubte. Doch betete sie Sonnabend Abend noch die Epistel vom nächsten Sonntage aus dem Gedächtnisse her, wie M. sagt, mit wunderbar starker Stimme. Als A. sie fragte: Aber Dorothea, was soll ich ohne dich hier? hat sie geantwortet: *sterben, denn ich sterbe jetzt!* und sich nach der andern Seite gewendet. Ich glaube, das sind mit ihre letzten Worte gewesen. Sie starb Sonntag früh gegen ¾ auf 11 Uhr und zwar so ruhig, daß A. und M. ihr Verscheiden nicht einmal gleich gemerkt hatten. — T. hat D. nicht wieder gesehen, seitdem sie erkrankt war. Sonnabend Abend erst machte C. ihn auf die Gefahr aufmerksam und fragt ihn, ob er sie sehen wolle? T. sagt gleich, er sei jeden Augenblick bereit mit ihm hinüber zu gehen. Da besinnt sich C. und sagt: morgen früh ist es am besten. — Da war es denn aber zu spät! — Das Begräbniß fand am Mittwoch früh 6 Uhr statt und viele Freunde und Freundinnen begleiteten es, noch mehrere fanden sich auf dem Gottesacker ein, wo D.'s Beichtvater Doctor Zeller eine schöne einfache Rede, ganz in ihrem Geiste hielt, und die Kinder, deren Schulvorsteherin sie war, ein geistliches Lied, sowie vier Künstler das Lied von Salis an das Grab sangen. — Die Familie wußte die Stunde des Begräbnisses nicht und A. war gleich nach dem Tode D.'s zur Solger hinaufgeschafft wor-

*) Tochter des Philosophen Solger.

den, wo sie noch ist. Tieck sah erst den 5. oder 6. Tag mich und Sternberg wieder und war lange in einem Zustande dumpfer Betäubung gewesen, bis ein Zufall die ängstliche Spannung gelöst hatte. Es war nämlich den Leuten geboten worden, alle Erinnerungen an das Begräbniß vor T., der nicht von seinem kleinen Sopha kam, zu verheimlichen. Da schickte nun die Königin und Prinzeß Amalie Kränze und Palmen und däucht das dem kleinen Bedienten so merkwürdig, daß er sie zu T. trägt, dem dieser Anblick die Wohlthat eines endlosen Thränenergusses verschafft. Seitdem hat er sich um vieles erleichtert gefühlt; doch sieht er noch Niemand und sitzt den ganzen Tag und Abend allein in seinem Zimmer oder nur in Gesellschaft der Gräfin. A. ist mehrmals bei ihm unten gewesen und diese Besuche scheinen Beiden wohlgethan zu haben. Ueber Dorothea spricht er sonst mit Niemand und hat seine Freunde bitten lassen, sie nicht zu erwähnen, er sei noch nicht im Stande es auszuhalten. Ein Umstand, der mir Dorotheens Tod noch rührender macht, als er es an sich selbst ist, ist ihr wahrhaft ideales freundschaftliches Verhältniß zu der Gräfin Luise Bülow-Dennewitz, der Tochter des Feldherrn, die mit ihrer Mutter seit einem Jahre hier lebt. Ich habe in der Wirklichkeit nie ein so unendlich poetisches Verhältniß zwischen zwei Menschen gesehen und D. war darin ganz glücklich und sollte doch nur diese Freundin gefunden haben, um sofort wieder von ihr getrennt zu werden. Auch hatte sich seitdem ihr ganzes Wesen wie verklärt, und wenn sie früher zuweilen schroff und äußerlich unfreundlich, selbst gegen ihre ältesten Freunde war, so schien sie seitdem theilnehmender und zutraulicher als je; ihr Wesen war die höchste edelste Resignation und gab sich doch dabei mit der wahrsten Menschenfreundlichkeit allen kleinen Freuden des Lebens so harmlos hin, wie es nur der Hoffende Glückliche und Genießende vermag. —

Ihr ergebener

E. von Bülow.

Briefwechsel

zwischen

Fr. von Uechtritz und C. Schnaase.



Uechtritz an Schnaase.

Düsseldorf, den 1. November 1854.

Laß mich, mein theurer Schnaase, diesen Brief damit beginnen, daß ich Dir von unsern weitern Reisebegebnissen seit unserer Trennung in Kurzem Nachricht gebe. Wir wandten uns, wie Dir noch erinnerlich sein wird, von Nürnberg zunächst nach dem Bodensee. Nachdem wir uns in Friedrichshafen an dem ersten Anblicke desselben und seines reichen Farbenspieles entzückt hatten, begannen wir von diesem Orte aus, unser Hauptgepäck hier zurücklassend, eine Tour von einigen Tagen in seine Umgebungen mit einem kleinen Ausfluge in die Schweiz verbunden. Wir wandten uns zunächst nach Schaffhausen, genossen das majestätische, erschütternde, betäubende Naturschauspiel des Rheinfalls von allen dazu diesseits und jenseits eingerichteten Punkten aus, gingen von da nach Constanz, um das Andenken Hussens an den von seinen letzten Schicksalen zeugenden Stätten zu feiern, sodann über Rorschach nach St. Gallen, von wo uns bei himmlischem Wetter in offnem bequemem Wagen mit rüstigen, von einem netten saubern Schweizerbuben trefflich gelenkten Pferden eine Fahrt, die entschieden zu den Höhepunkten unseres Lebens gehört, über die herrliche Aussicht von Vöglisedk, über Teuffen, Gais und Appenzell bis Weißbad führte. Du, der so viel noch Größeres und Gewaltigeres an Gebirgen und Gebirgshäuptern geschaut hast, wirst Dich kaum mehr in das Entzücken versetzen können, womit uns noch nicht so verwöhnte Menschenkinder der Anblick der Appenzeller Alpen, des schneebedeckten Säntis erfüllte. Wir verbrachten die Nacht in Appenzell bei der als die schöne Appenzellerin bekannten, noch immer reizenden, im vollen Schmucke der Landestracht etwas coquett prangenden Wirthin, erfreuten uns auf einem um Sonnenuntergang gemachten Spaziergange eines vollen poetischen Ein-

drucks schweizerischen Daseins mit klingelnden Kuhglocken auf den fetten Matten zum Geläute der Abendglocke vom dörflichen Städtlein her und röthlichen Abendwolken über der erhabenen Alpenreihe uns gegenüber, und genossen (d. h. ich genoß) am Morgen das Glück, von einer wunderhübschen, sittsamen Schweizerdirne — rasirt zu werden; ein Glück, das nur einigermaßen durch das scharfe Nasenquetschen getrübt wurde, womit die bei aller Zartheit kräftige Jungfrau für nöthig hielt, mir eine Warnung gegen jedes unziemliche Verständniß ihrer Dienstleistung zu geben. — In Stuttgart, wo wir von Friedrichshafen aus am 23. August anlangten, verweilten wir, auf Briefe von Schwägerin Emmi wartend, in sehr comfortabeln Räumen des Hotel's Marquart über acht Tage, die uns durch die überaus herzliche Aufnahme, die uns von Seiten meines Freundes Grüneisen und seiner Familie sowie der Familie des von Hamburg übergesiedelten Buchhändlers Besser, eines Bekannten aus dem Wolf'schen Hause, zu Theil wurde, sowie die Aufmerksamkeiten des preußischen Gesandten*), eines Freundes Schwager Hermann's (in dessen Hause ich die Bekanntschaft Wolfgang Menzel's machte) gar angenehm vergingen. Wir sahen bei Grüneisen's und Besser's Gustav Pfitzer und seine Frau, den Professor Schwab, Sohn Gustav Schwab's u. s. w. Im Ganzen hat mir jedoch die Stuttgarter Geselligkeit nicht den Eindruck einer geistig besonders angeregten gemacht; die Stunden, die wir mit Grüneisen im Schooße seiner Familie allein verbrachten, boten in dieser Beziehung das Beste, wie sie uns überhaupt immer ein liebes Andenken bleiben werden. Im Allgemeinen kann ich aber nicht sagen, daß sowohl die umgebende Natur als der Character der Stadt und das gesellige Leben eine besondere Sehnsucht in mir geweckt hätte, in Stuttgart meinen dauernden Aufenthalt nehmen zu dürfen. Durch die Gefälligkeit des guten Besser wurden mir mehrere Dichterwerke meines neuen Marienbader Freundes Friedrich Hebbel zugeführt und habe ich mich

*) Graf Seckendorff.

theils hier, theils später in Dürkheim mit den Schriften desselben näher bekannt gemacht. Das, was Einem entschieden und unleugbar entgegentritt, ist eine gewaltige poetische Kraft mit großer Meisterschaft in der äußern Form verbunden; wie denn seine dramatische Prosa in der Judith und Marie Magdalene, sowie seine Behandlung des dramatischen Jambus in der Genoveva und Herodes und Mariamne in unserer Litteratur nichts Vollendeteres über sich haben. Leider stört in seinen meisten Werken eine wohl durch französische Muster angeregte Hinneigung zum Seltsamen, Absonderlichen, vom Wege der einfachen gesunden Natur Abliegenden, sich in pathologisch-psychologische Vertracktheiten Verirrenden. Trotz dieser Mängel begegnen wir aber in seinen Dichtungen einer so markigen, mit so klarem Gepräge genialer Ursprünglichkeit ausgestatteten poetischen Urkraft, daß diesem Dichter (so wenig als einem Heinrich von Kleist oder Achim von Arnim) eine ehrenvolle Stelle in unserer Litteratur zu verweigern sein wird. Auch liegen bereits einzelne Werke, wie z. B. Herodes und Mariamne, von ihm vor, die ich für durchaus groß und gelungen und dem Besten von Kleist an die Seite zu setzen halten muß. Wenn Goethe irgendwo von dem Don Juan Byron's äußert, daß Ein Vers davon hinreiche, um das ganze befreite Jerusalem zu vergiften, so kann man gewiß mit eben so vielem Recht von Hebbel sagen, daß Ein Vers von ihm die ganze Poesie eines Dutzend neuerer Lyriker und Naturmärchensänger zu vergiften die Kraft habe.

An Freund Grüneisen lernte ich eine mir interessante Anomalie der religiös theologischen Stellung kennen. Ich fand ihn nämlich auf der einen Seite ebenso liebenswürdig duldsam in Beziehung auf Theater, Schauspieler und Theaterbesuch, als auf der andern bis zur Peinlichkeit streng in Beziehung auf die äußere Sonntagsfeier. Er duldet keine nicht unumgänglich nothwendige, irgend in das Gebiet der Arbeit fallende Beschäftigung bei seinen Kindern und Dienstboten, perhorrescirt das Stricken an diesem Tage und würde, wie uns die Tochter erzählte, am liebsten blos Reisbrei essen, um der Köchin nicht mehr Arbeit als

durchaus nöthig zuzumuthen, wenn ihm die Tochter nicht hinsichts des sonntäglichen Bratens einen bis jetzt ungebrochenen Muth entgegensetzte. „Das setzt er doch nicht durch," schloß sie ihre Erzählung. Dagegen findet er kein Bedenken dabei, den Schauspieler Gruner in seinem Hause und in seinen Gesellschaften zu sehen und hier die eine und andre dramatische Vorlesung zu veranstalten, auch an andern Orten als Stuttgart das Theater selbst zu besuchen. Er steht mit Eduard Devrient, jetzt Theaterdirector in Karlsruhe, in freundschaftlichem Umgange und Briefwechsel und wurde durch das vortheilhafte Bild, das er uns von diesem und seiner Theaterleitung gab, die Veranlassung, daß wir uns von Stuttgart nach Karlsruhe wandten.

Ebensosehr der Wunsch, doch irgendwo auf unserer Reise des Genusses einer guten theatralischen Vorstellung theilhaftig zu werden (denn München mit seinen Mustervorstellungen war uns entgangen und in Stuttgart hatte das Theater gerade Ferien) als die Aussicht, einmal in das Getriebe einer würdigen Theaterleitung zu blicken, bestimmte uns dazu. Wir wurden denn auch von Devrient mit höchster Freundlichkeit und Gastlichkeit aufgenommen, mußten gleich den ersten Abend in seinem Hause zubringen und haben uns einiger sehr gelungenen Darstellungen zu erfreuen gehabt. Devrient ist ein durch und durch gebildeter Mann (das was Tieck einen ächten Menschen nannte) von feinen liebenswürdigen Formen, der Dir gewiß überaus zusagen würde. Auch als Schriftsteller ist er von Werth und Bedeutung. Seine Geschichte der deutschen Schauspielkunst, die mir meine Frau, seine große Freundin und Verehrerin, zum Geburtstag geschenkt hat, ist ein vortreffliches Werk und gewährt (neben dem Unmittelbaren, was sie giebt) gar interessante, mir noch neue Blicke in die Geschichte des deutschen Kulturlebens. Doch vor Allem glaube ich Dir seine kleine Schrift über das Oberammergauer Passionsspiel empfehlen zu dürfen. Auch Dir, bei Deinem Interesse für das Mittelalter, wird dieser noch fortlebende Ueberrest der alten Mysterien und die hohe Wirkung und Bedeutung, die ihm nach Devrient zukommt, von Interesse

sein. Die Schrift ist durch den schönen religiösen Sinn, der sich darin ausspricht, und die Veranschaulichung der heiligen Geschichte, die man durch sie in der lebhaften Vergegenwärtigung jener theatralischen Darstellung erfährt, ein wahres Erbauungsbuch.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

In Dürkheim mußten wir noch mehrere Tage auf erträgliche Trauben warten. Erst vom 25. September an gelangten sie wenigstens für mich (denn meine Frau war toleranter) zu hinreichender Reife, in den letzten beiden Wochen unsers Aufenthaltes aber zu einer goldschillernden Reife und Süßigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließen. Auch ermangelte es der Gegend nicht an den mannigfachsten Reizen und wahrhaft balsamischer Luft, und gegen das Ende unseres Aufenthaltes hatten wir auch einen Kreis von lieben Bekannten gefunden, bei dem wir nur bedauern mußten, ihn nicht mit nach Düsseldorf nehmen zu können. Dr. Halle und seine Frau, deren Du Dich aus Nürnberg erinnern wirst und mit denen wir in Dürkheim wieder zusammentrafen und besonders in der letzten Zeit unsres dortigen Aufenthaltes in recht gemüthlichen Verkehr kamen, gehörten darunter. Ich schrieb in ihr, der Frau Halle*), Album:

Wir sind uns so vieler Orten
Begegnet im Laufe des Jahr's,
Daß ich schüchtern wage zu hoffen,
Noch das letzte Mal nicht war's.

Wir zwar, wir geh'n uns zu festen,
In der Heimath zu hemmen den Flug:
Doch Euch lieben wandernden Gästen
Bleibt ja offen die Welt zum Zug.

Wer weiß, ob nicht das Wasser
Eines Brunnen's der Düsselstadt
In Eurer Theemaschine
Zu sieden das Glück bald hat.

*) Hamburgerin, Tochter Salomon Heine's.

Mit diesem Hoffnungstraume
Lindr' ich des Scheidens Weh;
Wir scheiden wohl nicht für immer;
Auf Wiedersehen! Ade!

In Bonn verweilten wir auf unsrer Rückreise einige Tage, die uns im traulichen Verkehr mit den lieben Loebell's, unter anregenden Gesprächen zwischen mir und dem Freunde gar angenehm vergingen. Eine Hauptcontroverse zwischen uns (an der auch die beiderseitigen Frauen, jede auf der Seite ihres Gatten stehend, theilnahmen) drehte sich um die Auffassung und Beurtheilung der Goetheschen Wertherbriefe. Das Loebellsche Ehepaar stand durchaus auf dem in der Vorrede gegebenen Standpunkte der Annahme einer gewaltigen Leidenschaft für Lotte in Goethe und der Bewunderung ihrer heroischen Besiegung, einem Standpunkte, den man (da er der eigenen Darstellung Goethe's in Wahrheit und Dichtung entspricht, auch von der Mehrzahl der Leser jener Briefe und den darüber erschienenen öffentlichen Stimmen getheilt zu werden scheint) als den orthodoxen und legitimen bezeichnen darf; wir unsrerseits dagegen erkühnten uns der ketzerischen Meinung, daß uns jene Leidenschaft gar nicht so übermäßig, sondern eher etwas über ihren natürlichen Verhalt künstlich hinausgeschraubt vorkomme, Goethe dabei recht wohl bei sich selber geblieben sei, und daß (was die Hauptsache) sein Abbruch des Verhältnisses durch plötzliche Flucht nicht sowohl als eine That heroischer Selbstüberwindung anzusehen als aus dem Bedürfnisse hervorgegangen sei, einem durch seine Ueberspannung belästigenden Verhältnisse zu rechter Zeit einen Schluß zu geben. Doch muß ich allerdings bekennen, die Briefe in Dürkheim nur sehr flüchtig durchlaufen zu haben und daher zu einem so kecken Urtheile auch bloß den Freundesohren gegenüber kaum befugt zu sein.

Wenn wir nach Düsseldorf mit der Voraussicht eines sehr einsamen Winterlebens auf die reichen geselligen Anregungen unserer Reise zurückkehrten, so hat sich diese Besorgniß bis jetzt nicht bewährt. Die hierher zurückgekehrten Schrödter's sind uns

mit großer Freundlichkeit entgegengekommen. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Doch noch mehr nimmt uns ein andrer Umgang, dessen wir uns in diesem Augenblicke hier erfreuen, in Anspruch. Heinrich v. Arnim befindet sich nämlich mit seiner ebenso schönen als anmuthigen und seel- und geistbegabten Tochter hier und wir sehen uns viel mit ihnen. Wie man auch über seine politische Rolle denken mag (ich bin geneigt, sehr gut davon zu denken, wenn er auch hier und da vorsichtiger hätte verfahren können), er ist jedenfalls ein Mann von geistiger Bedeutung, eine entschieden vornehme Natur und voll kräftig patriotischer Gesinnung. In Bonn, wo er den letzten Winter zubrachte, scheint er sich durch sein (ungeachtet seiner Zerfallenheit mit der Regierung) sehr aristokratisches Auftreten viele Feinde gemacht zu haben; wenigstens Freund Loebell spricht sehr piquirt gegen ihn, — wir haben uns jedenfalls nur großer gemüthlicher Freundlichkeit von seiner Seite zu rühmen und werden die mit ihm und der liebenswürdigen Else verlebten Stunden immer zu den angenehmsten geselligen Erinnerungen unsers Lebens rechnen.

Schnaase an Uechtritz.

Berlin, 22. Februar 1855.

Mein theurer Freund!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — Von mir nachher, zuerst von Deinen Briefen, um mich bei Erwähnung des ersten durch die frische und freudige Reisestimmung zu erquicken, die mir aus ihm entgegenweht, und die mir die schöne und ausführliche Beschreibung der angenehmen Erlebnisse verschaffte, die Ihr Lieben, seit wir uns in Nürnberg trennten, wandernd genossen habt. Herzlichsten Dank für alles Mitgetheilte, auch für die hübschen Verse an Frau Halle, deren lebendiges Metrum auch noch die Bewegung der Reise und des wechselnden Trennens und Begegnens neben den

Worten ausspricht. Ueber Grüneisen (den ich seit vielen Jahren nicht und auch nur kurz gesehen, aber immer eine Art Verwandtschaft zu ihm gefühlt habe) nur meine Verwunderung rücksichts seiner mehr als anglikanischen Sonntagsstrenge. Wohl soll der Sonntag geheiligt werden, aber Feiern besteht eben nicht in Zwang und Aengstlichkeit; gebt positive Feier, dann wird die Arbeit von selbst fortfallen. Ich sehe aber nicht ein, daß es eine Entheiligung ist, wenn man (auch abgesehen von dem Heilen und Aehrenausraufen des Herrn und der Jünger) neben der Feier, die durch breite Ausdehnung an Intensität verlieren müßte, auch Anderes vornimmt. Deine Hinweisung auf Hebbel und auch die auf Devrient's Buch habe ich noch nicht benutzt (über das Oberammergauer Passionsspiel), obgleich mir Letzteres besonders interessant sein würde. Ich werde es mir zu verschaffen suchen, und vielleicht auch ein Mal zu Hebbel greifen, wenn mir etwas von ihm zugänglich wird. Im Ganzen lese ich nicht viel Poetisches. Längere, namentlich dramatische Dichtungen erfordern, wenn man ihnen gerecht werden will, anhaltende, wenig unterbrochene Lectüre und zu der komme ich nicht leicht. Auch wird mein poetisches Bedürfniß theils durch Gegenstände der bildenden Kunst, die mich von verwandter Seite berühren, theils durch ältere Sachen, auf die mich meine Arbeit führt (manches Altdeutsche habe ich neulich wieder oder neu gelesen), theils endlich durch kleinere Arbeiten, welche mir meine hiesigen jüngeren Freunde zuführen (z. B. die allerdings nicht gewichtigen, aber reizenden und zarten Sachen von Storm: „Immensee" und „Im Sonnenschein", die ich in diesen Tagen las) ziemlich befriedigt. In der Frage über den Goethe-Kestner'schen Briefwechsel würde ich mehr auf Loebell's, als auf Deiner Seite gestanden haben. Goethe's Aeußerungen und selbst die Art, wie sie von Kestner aufgenommen wurden, jene wegen ihrer Frische und diese wegen des kälteren, mehr kritischen Charakters Kestner's, scheinen mir überzeugend, daß Goethe's Gefühle völlig wahr und keineswegs künstlich gesteigert, daß seine Flucht wirklich ein kräftiger Entschluß nach und in hartem innerem Kampfe gewesen. Aber es

ist gewiß, daß sein hoher Sinn, ebenso wie er es ihm unmöglich machte, zu verbergen und den Freund zu täuschen, daß ferner sein Talent und die Lust, Wirkliches künstlerisch umzugestalten, ihn vor der Gefahr des Unterganges an dieser Leidenschaft schon von vorn herein bewahrte, und ein leises Gefühl dieses innern Schutzes mag ihn schon vorher begleitet haben Nur durch irgend eine Schuld wird die Liebe zur zerstörenden Leidenschaft, Goethe's Offenheit und Flucht mußte nothwendig ihre Kraft brechen, und es blieb nichts übrig als die Liebe, die denn freilich bei Goethe's fernerer Entwickelung und bei seinem (vielleicht mit durch jene weniger unglückliche, als vereitelte Liebe verursachten) Schicksale allmählich schwächer und schwächer wurde.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf Näheres von dem „Heiden und seinen Kindern" bin ich begierig. Es ist ein gar schöner Stoff, schön durch die Studien, zu denen er Dich führen wird, aber auch an sich. Meine Abwehr des byzantinischen Einflusses auf die spätere fränkisch-germanische Welt darf Dich freilich nicht erschrecken. Das Christenthum war ja überhaupt in griechischer Form in das Abendland gekommen. Es war die Sprache der ersten christlichen Gemeinden in Rom und an andern Orten, und jene Abwehr bedeutet eben nur, daß jene erste Aussaat rein bleibe, daß nicht der von der Griechin geborne Sohn des Gothen für einen Sprößling eines erstarrten Byzantiners ausgegeben werde. Mein Auge wird müde und mein Wort ziemlich unklar. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schnaase an Uechtritz.

Berlin, den 6. April 1856.

Mein theurer Freund!

Ich habe Dir für mehrere Briefe zu danken, die ich zu einer Zeit erhielt, wo ich mir ihre unmittelbare Beantwortung versagen mußte, die mich aber durch ihren liebevollen Ton und

durch den Beweis Deiner bewährten Freundschaft recht innig erfreuten. Gottlob scheint es jetzt wirklich, daß meine Besserung fortschreitet. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dein letzter Brief berührt bei Erwähnung von Perthes' Leben Bd. III ein Paar interessante Fragen, die jetzt freilich schon lange hinter Dir liegen, auf die ich aber noch mit wenigen Worten zurückkommen will. Perthes ist bei seinem tiefen religiösen Sinne und dem bewundernswerthen praktischen Takte, der ihn so oft das Richtige finden lehrte, doch zu sehr Autodidakt, um nicht bei tieferen speculativen Beziehungen von irgend einer einseitigen Auffassung fortgerissen zu werden. So verhält es sich denn auch mit seiner Zustimmung zu dem Tauler'schen Satze über das Selbstbewußtsein. Das Irrige oder Einseitige dabei entsteht, wie mir scheint, dadurch, daß er nicht weiß oder ausspricht, daß in allem geistigen Einzelleben ein polarischer Gegensatz liegt, Selbstsucht und Aufgehen in Gott. Das erfahrungsmäßige Ueberwiegen des Selbstsüchtigen im Menschen hat alle Mystiker dahin geführt, das Aufgehen in Gott in einer Weise zu betonen, welche ihrem Ausdrucke nach nahe an ein pantheistisches Verschwimmen und Verschwinden der Individualität streift, und diese anscheinend selbstlose Theorie hat auch unserm Perthes augenblicklich zugesagt. Das Wahre dürfte aber sein, daß das Aufgehen in Gott eine That der Freiheit ist und bleiben muß und mithin nicht ohne Bewußtsein denkbar ist, so daß dieses die Mitte zwischen den beiden Polen der Selbstsucht und des völlig negativen (pantheistischen) Aufgehens in Gott bildet. — Die zweite Aeußerung über das Unheimliche und Grausame in der Natur hängt mit der ersten zusammen. Die Tücke der Thierwelt ist eben die erste Regung der Freiheit im bloßen Fleische, ohne alles Correctiv durch den Geist. Können wir uns auch nicht darüber völlig klar werden, warum der allmächtige Schöpfer diese schauerliche Zwischenstufe zwischen der reinen Nothwendigkeit der Natur und dem Geistesleben nicht vermieden habe, so dämmert uns doch einiges Licht, wenn wir erwägen, daß er über-

haupt der Natur eine gewisse Freiheit gegeben, ihr gestattet hat, auch in das irdische Geistesleben zerstörend einzugreifen, und daß diese feindliche Gewalt der Natur offenbar eine Beziehung auf das sittliche Leben des Menschen hat, der dadurch theils zur Demuth angeleitet und theils zum Kampfe gegen das Böse in ihm aufgefordert wird.

Ich habe mich in diesen Zeiten der Einsamkeit viel mit religiösen Fragen beschäftigt, die ich gern mit Dir bespräche. Freilich würde dies schriftlich zu weit führen; indessen will ich doch versuchen, ob ich Dir, dem eingehenden und meine Ausdrucksweise so genau kennenden Freunde über Einiges verständlich werden kann. Es kam mir zunächst darauf an, mich mit den sogen. Frommen auseinander zu setzen, mich zu prüfen, woran es eigentlich liegt, daß ihre Weise, obgleich ich Wärme des Glaubens und der Liebe bei ihnen anerkennen muß, mich abstößt, ob blos in mir, in meiner Sünde (Vernunft-Hochmuth, Menschenfurcht u. dgl.) oder auch in ihnen, und worin. Und da glaube ich denn den Grund darin zu finden, daß ihre Betrachtungsweise die Schrift nicht in das rechte Verhältniß zu der Offenbarung Gottes in der Natur und in der Vernunft stellt. Sie wagen es zwar nicht mehr, das credo quia absurdum est auf ihre Fahne zu schreiben, oder die crasse Eingebungstheorie zu vertheidigen, und noch weniger bekennen sie sich zur strengen Prädestinationslehre. Aber sie neigen sich zu all' diesem hin. Sie behandeln noch immer die einzelnen Schriftstellen wie unmittelbare göttliche Aussprüche, bei denen es nur auf vermeintlichen Wortsinn, nicht auf eine Erforschung des eigentlichen göttlichen Inhalts unter Berücksichtigung der Persönlichkeit des Sprechenden und der Umstände und Beziehungen, unter welchen der Ausspruch gegeben ist, ankomme. Sie sind noch immer geneigt, Jedem, der sich dieser Auffassung nicht erschließt, den Mangel an Glauben vorzuwerfen und ihn mit der Bemerkung, daß dieser „nicht Jedermanns Sache sei" und von Gott geschenkt werden müsse, zurückzuweisen. Das ist sehr einfach und bequem und giebt auch eine gewisse beneidenswerthe Energie, welche viele

Opfer leicht macht und zu äußeren Liebeswerken kräftigt. Aber es ist doch theils eine Härte darin, welche sich entschließen kann, ohne Weiteres dem Andern den Glauben, ja selbst die Fähigkeit dazu abzusprechen, theils eine Willkür. Sie erklären den schriftlichen Befehl Gottes für ächt und unzweifelhaft, schmähen Jeden, der es für Pflicht hält, denselben zu prüfen, und bedienen sich am Ende seiner als einer auf sie gestellten Vollmacht. In einer Recension von Bunsen's „Zeichen der Zeit" (die ich übrigens keineswegs vertreten will, in der vielmehr auch nach meiner Ansicht sehr viel Keckes, Anmaßliches und Unverdautes ist) in der evangel. Kirchenzeitung war neulich gesagt: Es genüge noch nicht, daß man Jesus Christus als den Sohn Gottes und als unsern Erlöser und Heiland alles Ernstes anerkenne; das könne auch der Rationalist. Darin liege der Unterschied, daß diesem diese Erkenntniß wie alle andere Erkenntniß zu Theil werde, während sie dem Gläubigen die einzige sei. — Nun in diesem Sinne bin ich auch entschieden Rationalist. Ich würde es für Vermessenheit halten, wenn ich behaupten wollte, daß ich zu Trajan's oder selbst Constantin's Zeiten ebenso wohl ein Christ geworden wäre, wie jetzt; ich halte das große Wunder der Erhaltung des Christenthums durch die Reihe der Jahrhunderte, der Umgestaltung der ganzen sittlichen Welt durch dasselbe für den stärksten Beweis seiner Wahrheit, und halte Denjenigen, welcher durch die Betrachtung dieses Wunders die Ueberzeugung gewinnt und durch sie zum Christenthum gelangt, für einen ebenso legitimen Gläubigen als jeden Andern. Ich weiß überhaupt nicht, wie man zur Erkenntniß der Heilswahrheiten auf anderm Wege als zu den andern Wahrheiten gelangen könne; wir lernen Alles durch Vernunft und Erfahrung, und so auch jene. Gott hat die Thore seines Reiches aber für Alle geöffnet und jene engherzig Gläubigen versündigen sich an ihren Mitmenschen, wenn sie denselben die Predigt des Glaubens nicht in jener einfachen, Allen verständlichen Weise vortragen, und bei den Trägen oder Widerstrebenden den Wahn erwecken, daß der Glaube eine besondere Begabung, einen sechsten Sinn voraussetze. Es ist ein Miß-

brauch, noch jetzt von Rationalismus zu reden, nachdem jene heuchlerische oder doch laue Partei unter den Theologen ausgestorben ist, und uns vielmehr die Gefahr einer ganz andern, viel gefährlicheren und feineren Heuchelei droht. Allerdings giebt die bloße Verstandeserkenntniß noch nicht den seligmachenden Glauben; wer bei jener Erkenntniß kalt bleibt, nicht die innere Erfahrung von ihrer Wahrheit, von der Nähe Gottes und seiner in uns sprechenden Stimme macht, nicht dadurch tief innerlichst erschüttert, zur Buße und zur Erneuerung seines Lebens geführt wird, der ist noch kein Christ im wahren Sinne des Wortes, sondern ein trockener Verstandesmensch; in diesem ungewöhnlichen Sinne ein Rationalist. Aber so gewiß dies in abstracto, so schwer, ja unmöglich ist es, darüber in concreto zu urtheilen, und ein solches Urtheil ist geradezu unchristlich. Auch wird es wohl einerlei sein, ob Einer durch innere Herzenserfahrungen (etwa durch eine plötzliche Erkenntniß der Sünde oder durch eine wunderbare Rettung) zum Christenthum bekehrt wird, oder ob ihm diese Erfahrungen zu Theil werden, nachdem ihm durch verständige Beweise der Aechtheit der Lehre die Augen geöffnet wurden.

Aus dieser falschen Stellung zur Vernunft fließt alles Uebrige. Die crasse Orthodoxie mag ausreichen, um Südseeinsulaner zu bekehren und auf rohe Handwerksburschen und Proletarier günstig einzuwirken. Aber sie kann der evangelischen Kirche niemals die wahre Katholicität geben, und ohne diese sind auch jene Erfolge täuschend und vorübergehend. Es ist eine Schande, daß man in unsern gebildeten Kreisen kaum vom Christenthum sprechen kann, ohne allgemeines Verstummen hervorzubringen, und dies ist nur die Schuld jener falschen Orthodoxie. Die Anforderungen an größere Heiligung mögen der Eitelkeit, Sinnlichkeit und materialistischen Gewohnheit unbequem sein, aber einem ächten und klar vorgetragenen Christenthum würde die überzeugende Kraft nicht fehlen und der Bekehrung des Verstandes würde der Einfluß auf die Sitte folgen. So lange aber jene Partei nur auf die hergebrachten Phrasen etwas giebt, hinter denen sich Hohlheit und Heuchelei birgt, und so lange sie den ausschließlichen Namen

des Christlichen usurpirt, sträubt sich bei Vielen nicht die Sünde, sondern der edelste Rest des Ebenbildes Gottes im gefallenen Menschen, der Sinn für Wahrheit, gegen dies vermeintlich einzige Christenthum. Die Orthodoxie hat den Materialismus der Naturwissenschaft hervorgerufen, jene hat das Beispiel gegeben, sich der Vernunft zu entheben, und diese benutzt es; bei beiden ist ein gedankenloses Fortschreiten, das Läugnen der Wunder, die außerhalb ihrer Gewohnheit liegen, die Herrschaft der Phrase. Aber es kann sein, daß die Reaction gegen den Materialismus heilsam auf die Orthodoxie einwirkt, selbst Hengstenberg findet sich in seinem Vorwort zum neuen Jahrgange der evangel. Kirchenzeitung bewogen, die „natürliche Theologie" als theologische Disciplin und das Studium der Philosophie den Theologen zu empfehlen, und wenn seine jungen Standesgenossen dem Rathe folgen, müssen ihre krassen Parteiansichten an Kraft verlieren.

Auch der Confessionalismus fließt nur aus dieser Quelle. Sie verlangen Worte und immer mehr Worte, weil sie an den Geist nicht glauben. Sie eifern gegen die Union, weil sie Gottes Stimme in der Geschichte nicht verstehen. Sie treiben die Inconsequenz so weit, daß sie einerseits von der Stärkung der Kirche sprechen, und dann wieder jedem Pfarrer erlauben, nach seiner Auslegung einer Bibelstelle sich über das vieljährige kirchliche Herkommen bei Ehescheidungen fortzusetzen.

Ich breche meine Herzensergießungen ab und will das Sündenregister jener Partei damit schließen, daß sie mich verleitet haben, Dir sehr gewöhnliche Dinge in sehr ungeschickter Form vorzutragen, und vielleicht mich in einen unerlaubten und unchristlichen Eifer hineinzureden. Es ist ein Jammer, daß wir Schwachen kämpfen und abwehren müssen, wo wir nur lobsingen und preisen sollten und möchten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Uechtritz an Schnaase.

Düsseldorf, 26. Juni 1856.

Seit wie lange lastet es schon schwer auf mir, mein geliebter Schnaase, daß ich auf Deinen letzten Brief vom 6. April d. J. — ich erschrecke über das Datum, indem ich es niederschreibe — so, dem Anscheine nach, unverantwortlich verstummt bin. Denn Du an amtliche Vielarbeit weit mehr Gewöhnter und darin Geübter als ich, kannst mir es bei aller Nachsicht der Freundschaft kaum zur Entschuldigung anrechnen, daß allerdings seit dem Tode Hoffmann's*), der auch Dir gewiß unerwartet und erschütternd gekommen ist, eine das Maß meiner Fähigkeit, den Kopf über dergleichen frei und leicht oben aufzuhalten, übersteigende Fluth von Geschäften mich bedrängt. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Der Hingang Hoffmann's fiel in eine Zeit, wo ich mich so recht mitten darin befand, einem Abschnitt meiner „Sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne" die letzte Ausarbeitung und abrundende Durchführung zu geben, und ich konnte mich nicht entschließen, mich von dem Werke entschieden zu trennen, ehe ich nicht wenigstens diesen Theil desselben zum Ziele geführt hatte. Es war mir eine gar zu drückende Vorstellung, nach Kissingen (wohin ich wieder beordert bin) zu gehen, ohne jenen Ruhepunkt erreicht zu haben. So kam es, daß ich zunächst alle Zeit, die ich erübrigen konnte, auf die Erreichung dieses Zieles wandte, zu dem ich denn auch vor einigen Tagen glücklich gediehen bin. Ich fühle, daß mir das Dir gegenüber, mit einiger Strenge beleuchtet, keine rechte Entschuldigung giebt; aber Du gehst ja als Freund in meine Art und Weise viel zu nachsichtig ein, um Dich nicht in die Stimmungen eines solchen Festhaltens und Fertigmachenwollens mitten im bedrängenden Strudel und der dadurch herbeigeführten Unfreiheit und Unfähigkeit für jede Thätigkeit, die außer der festgehaltenen und andrerseits aufgedrungenen Arbeit

*) Präsident des Landgerichts in Düsseldorf.

liegt, hineindenken zu können. Es ist eine gar zu harte Aufgabe, sein bestes innerstes Leben so mitten in der Hervorgeburt zappelnd verlassen und stecken lassen zu sollen.

Die erste freie Morgenstunde, die ich nach dem beruhigenden Abschlusse, zu dem ich in meinem Gedichte gelangt bin, gewinne, ist denn auch Dir, mein theurer Schnaase, gewidmet. Die tröstlichen Nachrichten, die uns nicht blos durch Deinen letzten Brief über Dein Befinden geworden sind, haben uns sehr glücklich gemacht. Auch der seelenvolle Brief Deiner lieben Frau, für den ihr Marie den besten innigsten Dank sagen läßt, hat uns darüber frohe Bestätigung zugeführt. — — — — — — So dürfen wir denn in Beziehung auf Dich und Dein Ergehen mit dankbarem Vertrauen auf die bisherigen gnädigen Führungen Gottes und mit vertrauender Hoffnung in die Zukunft blicken.

Das, was Du mir in Deinem letzten Briefe, der mir außer den guten Nachrichten über Dein Befinden, die er enthält, auch durch seinen sonstigen reichen Inhalt große Freude gemacht hat, über einige in Perthes' Briefen geäußerte Ansichten schreibst, ist mir sehr willkommen gewesen. Ein Aufgehen des geschaffenen endlichen Geistes in ein unpersönliches geistiges Dasein ist äqual einem Aufgehen in blauen Dunst. Dagegen glaube ich, daß der Begriff der Persönlichkeit Gottes — wenigstens wie ihn unsre Frommen fassen — einer Läuterung, Erweiterung, Erhöhung bedarf. Ich kann nicht läugnen, daß mich ein gewisses beengendes Gefühl überkommt, wenn ich von dem „persönlichen Gott" höre. Der Begriff eines im pantheistischen Sinne unpersönlichen Gottes ist mir allerdings noch weit unerträglicher; aber ich denke, daß wir in Gott eine Existenz ahnen, für die der Begriff der Persönlichkeit, wie wir ihn uns von der des Menschen zu abstrahiren genöthigt sind, ein zu enger ist. Auch die Lehre der Kirche von den drei Personen in Gott, die doch wieder nur Eine sind, weist ja darauf hin, daß hier von Person und Persönlichkeit in einem ganz andern Sinne gesprochen werde, als auf den uns jene Abstraction führt; daß diese Worte hier nur darum gebraucht werden, weil es

eben keine anderen giebt und unser Wissen nach dem — auch für das Wissen der Kirche gültigen — Ausspruche des Paulus nur Stückwerk bleibt. Es ist gewiß ein arger Wahn, wenn wir, um Gott aus jener Enge des Begriffes der Persönlichkeit zu lösen, ihn der wesentlichsten Wesenheiten des geistigen Lebens, die für uns nun einmal an diesen Begriff gebunden sind, berauben, ihn dadurch, daß wir ihn in die Armuth und Gebundenheit eines bewußtsein- und willenlosen Daseins zerfließen lassen, unter jenen Begriff hinabdrücken, ihm eine noch unendlich schauerlichere Schranke stellen. Aber von der andern Seite muß ich doch dabei bleiben, daß mir für mein innerstes Ahnen eine Lösung aus der Enge jenes Begriffes noth thut: die Ahnung eines nicht unpersönlichen, aber überpersönlichen göttlichen Daseins.

Es geht mir damit ungefähr eben so wie mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Ich muß Bunsen beistimmen, daß der Begriff einer „Fortdauer ohne Ende" dem Begriff des „ewigen Lebens" nicht adäquat ist. Nur möchte ich Bunsen, den ich gerade an dieser Stelle auf einer mit dem Inhalte der heiligen Schrift und des Christenthums ganz unvereinbaren Fährte finde, nur möchte ich ihn fragen, ob er denn etwa „ein Aufhören in der Zeit" mit jenem Begriff besser vereinbar halte. Gewiß, der in Christus Wiedergeborene genießt schon hier die Theilnahme am ewigen Leben, er besitzt es in jedem Augenblicke, besitzt es als „ewiges", aber doch nur dadurch, daß diese intensive Ewigkeit nicht nach der andern Seite hin die Sache eines Augenblicks, der Herrschaft der Zeit unterworfen bleibt; man könnte dann nur von ihm sagen, daß er einen flüchtigen Schluck aus dem ewigen Leben gethan; aber er hätte das ewige Leben nicht, und es zu haben, ist ihm verheißen. Auch hier gilt es also, sich zwischen zwei beschränkende Ansichten ahnungsvoll hindurch, hinaus und hinauf zu erheben.

Die Lehre unsrer Frommen im strengen Style, — vulgo Pietisten genannt — mit der Du Dich beim Erlasse Deines letzten Briefes gerade in einem heftigern inneren Ringen befunden

zu haben scheinst, ist auch mir vor Jahren beängstigend nahe getreten und ich wäre vielleicht — wenn nicht die gründliche gesunde Vernünftigkeit meiner Frau mit stillem leisem Gegendrucke gegen ein tieferes Einlassen in geselligen Verkehr mit ihnen gewirkt hätte — tiefer in den Kreis ihrer Ideen hineingerathen; jetzt aber hoffe ich zu einem sichernden Abschlusse gelangt zu sein. Ich stimme Dir in Allem, was Du über die Einseitigkeit dieser Richtung sagst und wie sie nur für eine conventikelartige Förderung des Christenthums unter Handwerksburschen und Frauen ꝛc. (denen beiden damit nicht zu nahe getreten werden soll) tauge, vollkommen bei. Es ist gewiß ein arges Mißverständniß, daß sie Vernunft und Offenbarung, so wie sie thun, auseinanderreißen und von ihrem beschränkten Standpunkte aus eine Schranke ziehen, innerhalb welcher die Erleuchtung des Heiles dem Menschen allein zukommen könne. Wohl lehrt die Kirche, daß diese Erleuchtung durch das göttliche Wort und die Sacramente zugeführt werde. Aber kommt das Wort nicht etwa auch in dem Leben, den Schriften, dem Wirken aller Männer und Frauen Gottes, wie sie seit der Verkündung des Christenthums an der Entfaltung der Kirche gebaut haben, kommt es nicht in dieser Entfaltung selber zum Ausdruck? Und es sollte kein ächter Weg zum Glauben sein, wenn wir von dem Anblicke dieses heiligen Gesammtwirkens und seiner Früchte dahin geführt werden?

Ich bin in letzter Zeit auf Solger's nachgelassene Schriften zurückgekommen; den ersten Band, der die Briefe enthält, habe ich Abends mit meiner Frau gelesen. Welch ein schwerer Verlust war doch der Tod dieses Mannes! Ueber das Verhältniß von Vernunft und Offenbarung kann wohl nichts Besseres und Tieferes gesagt werden, als es in dem Aufsatze Nr. I des 2. Bandes „die Mißverständnisse über Philosophie und deren Verhältniß zur Religion“ geschieht. Auch die Briefe Solger's im ersten Bande, sowie die von pag. 738 ab zwischen von der Hagen und Solger gewechselten Briefe möchte ich Dich dringend bitten, einmal wieder nachzulesen. Sie scheinen mir von höch-

stem Interesse und ich hörte gar zu gern Dein Urtheil über das darin Besprochene und die philosophische Grundansicht Solger's, die sich darin ausspricht.

Merkwürdig ist es, wie entschieden sich Solger an mehreren Stellen seiner Briefe wider die damals betriebene Union und für die Nothwendigkeit eines kirchlichen Bekenntnisses erklärt. Allerdings bin auch ich durch einige gemachte Erfahrungen etwas irre an der Sache geworden.

Unter diesen Erfahrungen nenne ich es, daß es mich sehr unangenehm berührt hat, mir hier von der Kanzel entschieden calvinistische Lehrsätze mit prophetenhafter Autorität als Ausspruch Gottes und der Kirche entgegen halten lassen zu müssen; Lehrsätze, gegen die sich mein innerstes Wesen sträubt und zu denen mich das Lutherthum, von dem ich herkomme, nicht nöthigt. Ich meine die hier mehr als einmal aus dem Munde von Geistlichen gehörte Verkündung: Wenn Ihr Euch Eurer ewigen Seligkeit nicht gewiß haltet, könnt Ihr nicht selig werden. Es ist dies jene auf dem Dogma der Gnadenwahl und dem damit zusammenhängenden des donum perseverantiae, welches den Auserwählten zu Theil werde, beruhende Lehre, von welcher Möhler sagt: Ich glaube, daß es mir in der Nähe eines Menschen, der seiner Seligkeit ohne alle Umstände gewiß zu sein erklärt, im höchsten Grade unheimlich würde, und des Gedankens, daß etwas Diabolisches dabei unterlaufe, wüßte ich mich wahrscheinlich nicht zu erwehren. Es sei nun zwar fern von mir, Möhler beizustimmen, aber ebensowenig bin ich geneigt, mir diese Lehre als kirchlichen Glaubenssatz aufdrängen zu lassen, und muß insofern eine kirchliche Einrichtung, die den für mich bestellten Prediger befugt macht, dieses zu thun, für eine bedenkliche halten.

Jedenfalls ist es eine Lehre, die gegenwärtig (wo sie die lebendige, den Einzelnen fortreißende und bestimmende Parteiwirkung, deren sie sich ursprünglich erfreuen mochte, verloren hat) nur geeignet ist, auf ernstere und tiefere Gemüther, die auf dieselbe eingehen, einen beängstigenden, wo nicht zerstörenden

Einfluß zu üben. Wie schön und tröstlich ist es dagegen, was der Lutheraner Spener in seiner Erklärung der christlichen Lehre nach dem Katechismus Luther's darüber ausführt §§ 440 et seq., daß sich der Glaube und der daraus zu entnehmende Trost zuweilen ganz in dem Menschen verbergen und dem Bewußtsein entziehen und daß er dennoch mit rechtfertigender Kraft vorhanden sein könne! Wie schön ist es, was Pascal den Heiland im Gespräche mit einer solchen bekümmerten Seele zu dieser sagen läßt: Würdest Du mich denn suchen, wenn Du mich nicht schon gefunden hättest?

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — —

Uechtritz an Schnaase.

Düsseldorf, den 17. Febr. 1859.

Wohl habe ich mir schon ernstliche Vorwürfe gemacht, mein theurer Schnaase, daß ich einen so ausführlichen inhaltreichen Brief eines so lieben Freundes, dem von mir seit unserer vorjährigen Trennung noch keine Zeile zugegangen, erst heute beantworte. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
So ließ ich mich denn in dem Eifer gehen, der mich in der Fortsetzung meines Romans ergriffen hatte und sich dadurch nur noch reger gestachelt fühlte, daß ich bei dem eben bearbeiteten Abschnitte auf Schwierigkeiten stieß, die aus der Anpassung meiner Empfindung an die geschichtlichen Verhältnisse entsprangen und eine mehrfache Umdichtung nach Maßgabe meines tieferen Eindringens in den Gang der geschichtlichen Ereignisse, die Beschaffenheit der realen Localitäten ꝛc. nothwendig machten. Erst in den letzten Tagen ist es mir gelungen, diese Hindernisse (und wie ich hoffe, zum Vortheile meiner Dichtung auch als Dichtung) zu überwinden. Dazu kamen dann noch einige ältere Briefschulden, die ich vor dem Briefe an Dich abzumachen

hatte. Darunter eine, die ein Schreiben von größerem Umfange erforderte, die Antwort auf die Tragödie „Columbus“ von Werder, die mir der Dichter kurz vor Weihnachten freundlich zugesandt hatte und auf die ich mich ihm zu einer näher eingehenden Antwort verbunden hielt. Wenn Du dieses Gedicht noch nicht kennst, darf ich es Dir als ein dichterisches Werk von Bedeutung und großartigem Stile sowie gediegener dramatischer Behandlung empfehlen. Auch die Person des Verfassers würde Dir zusagen und bitte ich Dich, wenn Du ihm einmal zufällig begegnest, ihn herzlich von mir zu grüßen.

Wir fangen mehr und mehr an, uns hier bis auf Weiteres wieder einzugewöhnen. Die auf unserer vorigen Herbstreise angestellten Ortsbesichtigungen haben im Ganzen nicht das Resultat gehabt, uns einen andern Wohnsitz als unbedingt lockend für uns zu zeigen. Auch wo es uns im Augenblicke gefiel, kam der hinkende Bote in irgend einer später eingezogenen Notiz oder bei selbst angestellter kühlerer Betrachtung nach. Görlitz, bei dem die Wohlfeilheit sehr entscheidend in die Wageschale hätte fallen müssen, ist jetzt ziemlich so theuer wie Düsseldorf und dabei nicht großstädtisch reicher an geistigen Ressourcen geworden. Dresden, auch weit theurer als sonst, zeigte sich (selbst am Sonntage) von so rauher trüber Atmosphäre umqualmt, daß uns alle frühere Vorliebe dafür geschwunden ist. Heidelberg lachte zwar in der reinsten Beleuchtung und entzückte uns nicht bloß durch seine grünen Berge und von üppiger Vegetation umhüllte Schloßruine, sondern auch die phäakischen Genüsse seines Obstmarktes und köstlichen Gasthoffrühstückes mit tadellosester Butter so, daß wir schon nahe daran waren, der Sirene zu folgen, und erst in Berlin durch die abschreckende Schilderung Waagen's von dem überaus ungünstigen, durch Zug und Wind unerträglich heimgesuchten dortigen Winterklima wieder ernüchtert wurden. In Berlin erfreuten wir uns vierzehn sehr glückliche Tage an dem ungetrübten herzlichen Verkehr mit so vielen theuren Verwandten, wie auch alten und neuen Freunden (denn auch mit ein Paar neuen Freunden — Werder

und der Familie Lancizolle kam ich in den freundlichsten Verkehr), an der wohlgelegenen Wohnung unter den Linden, meinem jüngeren Bruder gerade gegenüber, an der Ueberschüttung mit Liebe und Vorsorglichkeiten von Seiten der nahe wohnenden Lieben, an der Freude des gemüthlichen Familienverkehrs in Mitte der lebensmunteren, begabten und dabei wohlgezogenen Kinder, die wir so gut wie erst kennen lernten. Dabei das schönste Oktoberwetter, das für Berlin so vortheilhaft ist; endlich (last not least) der Besuch in Eurer behaglichen Klause, von der wir wußten, daß sie sich bald wieder mit so liebem Leben beleben und füllen werde — was Wunder, daß unser Herz bezaubert und gefesselt wurde und wir ernstlich darüber zu Rathe gingen, ob wir nicht am besten thäten, in Berlin das Hüttlein unseres Alters (genauer, um meiner Eheliebsten nicht zu nahe zu treten: meines Alters) zu suchen. Nur Jena, zu dem wir auf unserer Heimreise ablenkten, machte mit seiner reizenden, von der heitersten Septembersonne bestrahlten Umgebung, seiner großen Wohlfeilheit bei relativer Nähe von Berlin, Görlitz, Schlesien, mit seinen vielfachen, durch unzählige Gedenktafeln gefeierten Erinnerungen an die große Zeit unserer Litteratur (unter denen uns das kleine Häuslein mit dem Namen „Tieck" auf dem Schilde über der Thür am tiefsten bewegte), besonders aber durch den liebenswürdigen anregenden Umgangskreis, in den wir uns zufolge einer Empfehlung meines jüngeren Bruders versetzt und bald wie alte Freunde einheimisch fanden, der preußischen Hauptstadt als höchst anlockender Wohnsitz die Palme streitig. Ich darf (Dank der Gastlichkeit des trefflichen Professor Dantz, in dessen Hause ich auch die mich sehr interessirende Bekanntschaft Kuno Fischer's machte) die Paar Tage in Jena unter die angenehmsten meines Lebens rechnen. Auch alte Bekannte, den Dichter Widmann mit seiner Frau, der Nichte Neander's, unserer gemeinsamen alten Freundin, trafen wir dort. Und doch haben wir beiden Aussichten (der auf Berlin schon wegen der dortigen Theuerung, der auf Jena besonders wegen des Mißverhältnisses, das zwischen Widmann und der übrigen

Gesellschaft zu bestehen scheint) so gut wie entsagt. Im Grunde haben wir ja auch hier — mit Ausnahme der weiten Trennung von vielen uns theuersten Menschen — alle Ursache, uns glücklich zu fühlen, zumal so lange die Freunde Meyerink, deren Werth ich Euch nicht zu rühmen brauche, uns nicht durch Versetzung entführt werden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mit Deinem Urtheile über Candidus kann ich mich im Allgemeinen einverstanden erklären; nur daß ich auf die sich darin äußernde poetische Kraft, auf den dichterischen Werth, besonders im Einzelnen, einen größeren Nachdruck legen möchte. Auch mich haben die Canzonen anfangs, als Heinr. Arnim sie uns eines Abends zubrachte und daraus vorlas, durch das Pantheistische, das sich darin nicht verkennen läßt, abgestoßen, dann aber durch die Innigkeit und Wärme des religiösen Gefühles, durch die Wahrheit des in ihnen waltenden Glaubenselementes lebhaft angesprochen. Es ist nichts künstlich Angenommenes, nichts Hinaufgeschraubtes darin, wie es mich häufig bei unseren Frommen stört. Diese Glaubenswahrheit wird mir nun einmal immer mehr zum ersten und Grundbedürfnisse. Ich kann weit leichter darauf verzichten, eine völlige Uebereinstimmung in der dogmatischen Anschauung zu finden, und weiß mich, ungeachtet mehr oder weniger wesentlicher Abweichungen von meiner eigenen Auffassung, an Stolberg und Schleiermacher, an Augustinus und wieder in andern Stimmungen, auch an Channing zu erbauen oder mich dem Philosophen Weiße für das Eine und Andre, das ich bei ihm gewonnen und bei Hengstenberg vergebens gesucht hätte, dankbar zu fühlen. Das Wort Voltaire's „Je prends le mien partout, où je le trouve“ darf gewiß auch der protestantische Christ in unsern Tagen sich zum Grundsatze nehmen. Auch bei Schleiermacher ist es die Wahrheit seines Glaubenslebens, was für mich von so hohem Werthe ist. Ich kann in Deine ungünstige Meinung von der „Glaubenslehre“ desselben nicht einstimmen. Es ist wahr, daß sie

Vieles dialektisch auflöst, aber es ist auch Vieles, das bleibt und dieses Bleibende und Herausgeschälte ist ein ächt christlicher Kern, der hier in einer Weise beleuchtet, befestigt und denkend begründet wird, die dem Verfasser eine Bedeutung in der Entwickelung der protestantischen Kirche giebt, welche mir noch lange nicht erschöpft scheint. Hast Du seine kürzlich veröffentlichten Briefe gelesen? Welche harmonische Charakterbildung in fortschreitender Läuterung tritt uns darin entgegen! Welche ruhige und selbstlose Hingebung an das Göttliche, das Ganze, das als recht und wahr Erkannte! welcher Unterschied von Herder in dessen Briefen an seine Braut und Goethe, wo uns das Verhältniß des Briefstellers zum geistlichen Amte und selbst zum Christenthum zuweilen als sehr zweideutig, wo nicht anstößig berührt, während sich bei Schleiermacher eine so reine und hohe Befriedigung in den geistlichen Functionen seines Amtes ausspricht!

Als hätten wir uns vor Einseitigkeit wahren wollen, haben wir unmittelbar nach den Briefen Schleiermacher's das Leben von Harms, dieses Koryphäen des Confessionalismus, gelesen. Eine wahrhafte, körnige, streitlustige, durchaus gesunde Natur. Es war mir wohlthuend zu lesen, mit welcher Wärme er trotz seiner polemisch-confessionellen Stellung bekennt, durch Schleiermacher seine erste tiefere religiöse Anregung empfangen zu haben, und sich ihm dankbar erklärt.

Auch auf die Thekla von Heyse möchte ich Dich, wenn Du es nicht bereits durch unsere Freundin Wolff bist, aufmerksam machen. Grüneisen schrieb, daß es ein liebliches Gedicht und nur zu bedauern sei, daß darin dem Schüler des Paulus pelagianische Lehren in den Mund gelegt werden. Wäre es nur ein einfacher, tüchtiger Pelagianismus à la Channing. Mir scheint die Doctrin, die Heyse seinen Tryphon vortragen läßt, gar nicht mehr Christenthum. Gewiß, das Evangelium soll wie ein sich auflösendes und durchdringendes Salz die angeborene Persönlichkeit zu einem Nachbilde Christi läutern, statt sie nach einer todten Vorschrift zurechtzuschneidern. Deshalb läßt

sich aber doch die Entwickelung des Naturgehaltes der Persönlichkeit oder das „Sich vollenden" nicht so, wie es hier geschieht, als unmittelbare und oberste Aufgabe des Christenthums hinstellen. Es kommt dadurch eine heidnisch-egoistische Beziehung hinein, die mir das innerste Princip des Christenthums zu gefährden scheint und hier nur darum weniger gefährdet, weil der Dichter die christliche Duldungs- und Selbstverleugnungsanforderung ziemlich willkürlich und ohne daß wenigstens mir ein nothwendiger Zusammenhang klar geworden, mit seiner Sichvollendungslehre in Verbindung gesetzt hat. Nun, es ist jedenfalls ein höchst anmuthvolles Gedicht mit schönsten Versen; und wir mögen es immer erfreulich finden, die religiösen Ideen von einem begabten Dichter auch nur in dieser Gestalt vertreten zu sehen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Freund Loebell war vor einigen Wochen hier, auch steht uns sein Besuch bald wieder zu hoffen, da er eine Vorlesung zum Besten des Gustav-Adolph-Vereins hier zu halten vorhat. Wir haben ein paar recht frische und anregende Tage in lebhaften Gesprächen, ganz nach Weise guter alter Zeit, miteinander verlebt. Ich freue mich von Herzen auf sein nahes Wiedererscheinen und wünschte nur, daß auch „der dritte Mann im Bunde" dabei sein könnte.

Nun, mein theurer Schnaase, wenn ich auch mit meinem Briefe etwas länger habe warten lassen; Du erhälst dafür diesmal eine kleine Brochüre an Umfang von mir. Und doch hätte ich mit Dir noch Manches zu plaudern, z. B. über die Bücher von Nägelsbach, die ich mir auf Deine Empfehlung angeschafft und von denen ich das erste „über die Theologie Homers" mit vielem Interesse trotz der etwas schulmännischen Breite der Durchführung gelesen habe. Doch ist es besser, das bis nach Lesung des zweiten Abschnittes zu versparen. Auch muß man in allen Dingen, selbst in dem Briefe an einen lieben Freund, „zu enden wissen" respect. wie Periander, wenn ich nicht irre, lehrt, Maß halten.

Schnaase an Uechtritz.

Berlin, den 26. April 1859.

Mein theurer Freund!

Dein lieber ausführlicher Brief v. 17. Febr. erfreute mich so sehr, und gab mir eine solche Sehnsucht nach lebendigerem Briefverkehr, daß ich trotz des Bewußtseins meiner Trägheit den Entschluß faßte, allsonntäglich meinen Briefkasten zu revidiren und Vorhandenes gleich zu beantworten. Aber die Gewohnheit hat doch ihr Recht behauptet und so sind denn wieder zwei inhaltschwere Monate verflossen und ich ergreife die Feder in einem Augenblicke, wo die Gewitterwolken so dick und schwarz über uns hängen und der Boden so bedenklich zittert, daß man kaum mehr den Muth und die Gemüthsruhe hat, noch müßige Gedanken über die tieferen Fragen auszutauschen, über die ich sonst wohl gern mit Dir conferirt hätte. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Augenleiden unseres Freundes Loebell hat mich recht erschreckt; die Hoffnung auf eine Gewöhnung der Augen und dadurch zu erlangende Herstellung des richtigen Bildes klang mir anfangs bei seinem Alter fast wie Hohn. Indessen ist die wunderähnliche Einwirkung des Geistes auf die Sehkraft so groß, daß eine solche Wirkung sich schon nach kurzer Zeit einstellen könnte. Bei kleinern Augenleiden z. B. bei dem Flimmern, den sog. mouches volantes kann der Wille wirklich sehr viel; zwischen der Objectivität der Dinge und dem anschauungsbedürftigen subjectiven Geiste in die Mitte gestellt, muß das Auge sich fügen. — — — — — — — — — Sein in Düsseldorf gehaltener Vortrag ist recht gründlich und gut, aber fast zu gründlich, da einsichtige Leute diesseits der Alpen wohl längst von der Wahrheit seiner These überzeugt waren und die Italiener, auch wenn er seinen Vortrag unter ihnen in schönster toskanischer Rede gehalten, sich von ihrem entgegenge-

setzten Streben nicht würden abhalten lassen. Aber freilich ist das immer das Schicksal der historischen Weisheit; sie predigt vergebens.

— Viel größeren Erfolg würde ich mir von seinem Lessing versprechen; ich denke, das würde ein Buch zur Zeit sein. Die Ahnung, daß wir allzuweit von den Wegen jener nahen Vergangenheit abgewichen, wird doch immer reger und lebendiger, man fängt an immer mehr sich nach jenem jugendlich freien, strebenden, aufrichtig forschenden Geiste zurück zu sehnen, und einzusehen, daß in diesem vertrauungsvollen Forschen mehr Gläubigkeit liegt, als in dem ängstlichen und absichtsvollen Festhalten des Wortes. Gegenüber jener allerdings etwas zu subjectiven und verflüchtigenden Idealität haben wir uns in einen Realismus hineingeflüchtet, der vom Materialismus nicht weit entfernt ist. Das sitzt uns aber gewaltig tief und hängt uns Allen an. Nicht bloß Die, welche nur an den Stoffwechsel oder nur an die Realität der Börse glauben, und endlich Die, welche durchaus nicht über das geschriebene äußerliche Wort hinaus wollen, sondern auch wir Andern mit unserm Wunsche bestimmter Anschauung, mit unsrer Neigung, Alles in bildlicher Vorstellung zu besitzen, ich mit meiner Kunstauffassung, Du mit der Präcision Deiner Schilderungen und ich glaube selbst mit noch etwas Tieferem, haben unser Theil daran. Und ganz gewiß hat es auch wieder seine Berechtigung; nur eine größere Objectivität konnte uns vor den Gefahren jenes Idealismus bewahren. Wir wollen die Errungenschaft dieser neuen Zeit nicht aufgeben; aber daß wir uns nun das Gegenbild recht genau betrachten, um wieder zu besserer Selbsterkenntniß zu kommen, ist in der Ordnung.

Du erwähntest in Deinem Briefe Schleiermacher's Briefwechsel und der Heyse'schen Thekla und sonderbarerweise hatte ich sie beide damals gerade im Hause. Ueber Thekla theile ich ganz Deine Ansicht und es ist merkwürdig, wie sich die wirklich schöne Schilderung des Christlichen in der ersten Hälfte des Buches mit der zweiten Hälfte, mit der völlig unchristlichen

Lehre und dem theatralischen Aufwand von Wundern zusammenfindet. Ich kann mir kaum denken, daß das Ganze bloß ein frivoler Versuch ist, ein Mal mit christlichen Erscheinungen Effect zu machen, sondern glaube eher, daß Heyse sich selbst eine ihm zusagende Auffassung des Christenthums, eine Art Compromiß zwischen christlicher Demuth und Feuerbachischer Menschenvergötterung zurecht machen wollen.

Schleiermacher's Briefwechsel ist mir außerordentlich lieb geworden, und es ist schön, daß die innere Religiosität des viel verkannten Mannes da so recht an das Licht tritt. Schade nur, daß über die Geschichte seiner Entwickelung, namentlich über die Zeit seines Zusammenhangs mit der Herz und mit Schlegel, nicht mehr aufgefunden ist. Es ist doch wohl außer Zweifel, daß seine Stellung zum Christenthum in dieser Zeit eine ziemlich lose gewesen ist und daß er erst später und wahrscheinlich durch die tiefere, philosophische Einsicht demselben wieder zugeführt wurde, und da wäre es höchst wichtig, diesen Hergang im Einzelnen genau zu kennen. Denn um das Verhältniß vom Christenthum (vom evangelischen) zur Philosophie dürfte es sich auch jetzt handeln; unsre religiösen Wirren, der Confessionalismus und auf der andern Seite das spröde, gleichgültige Verhalten der gebildeten Menge beruhen auf denselben Gründen, auf einer philosophischen Verkommenheit, und würden sich allmählich aufklären, wenn wieder mehr philosophische Elemente in die Bildung übergingen. Das geht natürlich sehr langsam, aber die Aurora eines neuen Tages werden auch wir vielleicht noch sehen.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Schnaase an Uechtritz.

Salzungen, den 25. Juli 1864.

Meine hiesige Muße, mein theurer Freund, giebt mir unter Anderm auch den Vortheil, Deinen inhaltreichen, ausführlichen Brief schneller, als es unter andern Umständen geschehen sein

dürfte, zu beantworten. — — — — — — — — — — — — — — — — — — Die Schilderung unseres hiesigen Aufenthaltes überlasse ich meiner Frau, welche ausführlich an die Deinige schreiben wird, um Dir besonders für Deine gründliche Beantwortung meiner religiösen Aengsten und Zweifel zu danken. Ich bin leider so wenig belesen in dieser wichtigen Litteratur, daß ich von den von Dir genannten Werken die meisten niemals in Händen gehabt habe und auch bei dem mir bevorstehenden Wanderleben kaum hoffen darf, Deine Citate so rasch, wie ich es wünschte, zu benutzen. Uebrigens waren jene meine Bedenken ohne Zweifel sehr unklar ausgesprochen und ich bedaure gerade bei dieser Beziehung unendlich, daß es mir nicht gegönnt ist, mündlich, vor Allem etwa in Görlitz in Deiner Bibliothek, mit Dir darüber zu verhandeln. Ich sehe nicht gerade „schwarz", das ist meiner sanguinischen Natur keineswegs gemäß, und am Wenigsten auf diesem Gebiete. Ich zweifle nicht, daß Gott den Herzen, die ihn suchen, auch jetzt noch und stets die Mittel erhalten wird, ihn zu finden; ich bin auch fest überzeugt, daß Christenthum und Bibel in ihrer tiefsten Geltung noch ungefährdet sind und siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen werden. Aber ich bin ebenso überzeugt oder halte es doch für überaus wahrscheinlich, daß dies in einer neuen Form geschehen wird, bei der manche traditionellen Begriffe des heutigen evangelischen Christenthums ebenso sehr aufgegeben werden müssen, wie die katholischen Begriffe der Gelübde, der Heiligkeit 2c. zur Zeit der Reformation. Daß mit dem starren, polizeilichen Festhalten des Confessionalismus nichts zu gewinnen ist, daß er nur schaden kann, werden wir einverstanden sein. Aber ebenso wenig setze ich dabei eine große Hoffnung auf die vermittelnde oder kritische Arbeit der Theologen; diese ist natürlicherweise wissenschaftlich nothwendig, wird allmählich die Luft reinigen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — Aber das *positive* Element, welches das Wesen des Religiösen ausmacht, wird sich in dieser Weise nicht finden, sondern nur dadurch, daß in der Zeit der höchsten Entbehrung und möglichsten Aufregung

das Wort gefunden wird, welches die Gefühle vereinigt, der Sprachverwirrung abhilft und so wieder die Gemeinde bildet. Dies Wort zu kennen, wenigstens das Capitel näher bezeichnen zu können, aus dem es genommen werden wird, wünsche ich nicht aus einer vorwitzigen Neugier, sondern aus eigenem religiösen Bedürfnisse. Es beunruhigt mich in meiner eigenen Andacht, wenn ich darin auf unsichere Punkte stoße, es stört mich noch mehr bei dem Gebrauche herkömmlicher Andachtsbücher, wenn ich darin Punkte und Ausdrücke finde, mit denen ich nichts zu machen weiß und die der Uebersetzung bedürfen. Der Weg der Reform, die natürlich nicht in der kämpfenden Weise eintreten wird wie im sechzehnten Jahrhundert, wird im Wesentlichen wieder sich nach dem sittlichen Bedürfnisse richten; wie man damals Werkheiligkeit und Gelübde und eine Menge von scholastischen Distinctionen verwarf, weil sie nur über die Schäden der Seele täuschen konnten, so wird man auch jetzt nach den Glaubenslehren suchen, welche am innigsten mit christlicher Sittenlehre zusammenhängen. Es ist und bleibt das immer die Wiedergeburt vielleicht in etwas veränderter Begränzung, vor Allem aber die Lehre der Demuth, das Gebet des Zöllners. Aber soviel wird sich immer mehr feststellen: wesentliche religiöse Volkslehre ist nur, was auf die sittliche Umwandlung hinwirkt; alles Andre ist entweder wissenschaftlicher, theologischer Erörterung überlassen oder subjectivem Bedürfnisse. Es versteht sich, daß jenes Sittliche aber durchaus in christlichem Sinne, daher in lebendigem Zusammenhange mit dem Erlöser genommen wird, und schon dadurch sich wesentlich von der moralischen Tendenz des Rationalismus des vorigen Jahrhunderts unterscheidet. Du siehst aus dieser nähern Andeutung, daß diese meine persönlichen Wünsche und Bedürfnisse noch zu unbestimmt und zu abweichend von den Parteiungen der theologischen Litteratur sind, um sich gut schriftlich besprechen zu lassen.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — Recht schade ist es, daß Dein Werk nicht so weit

vorgeschritten ist, daß es mich schon nach Italien begleiten kann; ich bin höchst begierig darauf und würde gerade jetzt so recht die Muße haben, es zu studiren; wobei denn, neben dem poetischen Genusse Deines wie immer vortrefflich durcharbeiteten Gedichtes, auch mein religiöses Suchen manche Haltepunkte gewinnen würde. — Du wiederholst in Deinem Briefe Deine bereits früher geäußerte Ansicht, „daß die naturalistische Wunderscheu unsrer Tage" wesentlich dazu beitrage, das Eingehen auf die orthodoxen Vorstellungen zu erschweren, und das ist auch gewiß richtig. Nur daß ich es positiv statt negativ fassen möchte; die Scheu vor der Annahme des Wunders beruht auf einem Begriffe von der Gleichmäßigkeit und Würde Gottes, mit der sich diese einzelnen Wunder nicht zu vertragen scheinen. Es ist also doch ein positiv-religiöses Element, welches sich in diesem Widerstreben äußert und das überhaupt auf allen Stellen, wo der Kampf entbrennt, mitspricht. Dies weitverbreitete und starke religiöse Gefühl ist allerdings theistisch, aber doch ganz im christlichen Sinne, im Sinne der Synoptiker, und die eigentliche Aufgabe des praktisch-religiösen Lebens dünkt mich, es zu nähren, zu beleben, zu steigern, und dadurch zu erfahren, was haltbar, was fallen zu lassen ist. Daß sich für diese Arbeit, die neben der philosophisch-kritischen der Wissenschaft nebenher läuft, noch gar kein Anfang zeigt, macht mich betrübt. —

Doch genug davon! Mein letzter Band, dessen erste Hälfte Du kennst, ist nun endlich im Drucke fertig; —. Meine Studien gelten der Einleitung in den nächsten Band, in dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrh. — Unter den wenigen Büchern, die ich zu diesem Zwecke mitgenommen, befindet sich Burckhardt's Cultur der Renaissance in Italien, das ich Dir, obgleich ich mit der Tendenz im Herzen nicht einverstanden bin, wegen der vielen geistreichen Einzelnheiten empfehlen möchte.

Vor dem Uebergange über die Alpen werden wir noch einmal eine Station von 8—14 Tagen machen in Stuttgart oder dem benachbarten Cannstatt. Ich habe mir da Rendez-vous mit

Lützow aus Wien gegeben, um mit ihm manche Einzelnheiten bei der Bearbeitung meines ersten Bandes zu besprechen und freue mich auf das Zusammensein mit Grüneisen. — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Uechtritz an Schnaase.

Görlitz, 25. August 1864.

Ich sende, mein geliebter Freund, mit diesem Briefe zugleich ein kleines Druckwerk unter Kreuzband an Dich, weil ich denke, daß es Dich interessiren wird, wie es mich lebhaft interessirt hat und weil der Inhalt in so nahem Bezuge zu Manchem, was in unsern letzten Briefen zwischen uns besprochen worden, steht. Namentlich die Briefe von Coquerel an Renan darf ich durchaus als einen Ausdruck meiner eigenen Stellung zu diesen Dingen bezeichnen. Ich stimme übrigens mit Allem, was Du in Deinem letzten Briefe in Betreff der voraussichtlichen Entwickelung des Christenthums und der religiösen Auffassung schreibst, und wie sich diese Entwickelung vorzugsweise auf diejenigen Glaubenslehren wenden und daran halten werde, welche am innigsten mit christlicher Sittenlehre zusammenhängen, vollkommen überein. Für mich selber besteht der rechtfertigende Glaube nur darin, daß sich mit der Aufnahme des sittlich-religiösen Gehaltes des Christenthums in die innerste Seele als Regel des Daseins eine aus Gott wirkende Gewähr der am Ziele zu erwartenden Heiligung nach dem Maßstabe, den man in sich aufgenommen, verbindet; daß dieser Maßstab, diese sittlich-religiöse Regel aber zunächst und im Tiefsten nicht in einem System christlicher Ethik, sondern in der Aufnahme des heiligen Bildes Jesu als lebendig-persönliche Lebensnorm in die Seele besteht; daß unter Voraussetzung der Aufrichtigkeit dieser Aufnahme der Heiland der Seele „sum tua salus“ sagt, nicht im Sinne der Zusicherung eines von außen her zu erwartenden Wonnenstandes, sondern als Zusicherung der am Ziele aus Ihm und seiner heiligenden Einwirkung zu erwartenden Ueberwindung

aller noch verbleibenden irdischen Trübung. In dieser Zusicherung fällt dann bereits ein Strahl der zu hoffenden Vollendung, des zu hoffenden seligen Friedens in die ihren tiefsten Lebensinhalt und Lebensleitstern in Jesu erkennende, besitzende, liebende, nach Heiligung in Seinem Geiste verlangende Seele. Sie darf sich schon jetzt als in die Kindschaft Gottes eingegangen empfinden und gewinnt den Muth, „Abba, lieber Vater!" zu beten.

Nur thut es vor Allem noth, daß sich die Möglichkeit dieser Auffassung gegen die Gefahren, die ihr von Seiten einer die Grundlagen derselben scheinbar gefährdenden Kritik drohen, sicher gestellt findet. Die schwere Störung, die in unsern Tagen von einer gelehrten, Alles in Frage stellenden verstandesscharfen Forschung ausgeht, kann nur auf dem Wege dieser Forschung — wie durch den Speer des Achilles die Wunden, die er geschlagen — wieder beseitigt werden. Was kann es denen, die durch die Bücher von Strauß und der Tübinger Schule in Beziehung darauf, was sie von der evangelischen Geschichte für wahr halten dürfen, beunruhigt werden, was kann es ihnen helfen, wenn alle gläubigen Pastoren der Welt vom Standpunkte eines orthodoxen Kirchenglaubens gegen diese Bücher eifern! Die Frage, was bleibt bei streng kritischer Forschung von der thatsächlichen Begründung des Christenthums übrig, ist einmal in die Welt getreten und muß beantwortet werden, und die Beantwortung dieser Frage ist auch für das religiöse Bedürfniß eine hochwichtige, wenn ich auch mit Dir darin einverstanden bin, daß das Bedürfniß des religiösen Gemüthes von der Gelehrsamkeit und Kritik als solcher weder seine eigentliche und tiefste Anregung noch seine wahre Befriedigung hoffen kann.

Doch gerade in Beziehung auf die scheinbar nicht unbegründete Sorge, die sich aus dem Treiben und Vorgehen einer rücksichtslosen Forschung für die theuersten Interessen des christlich-religiösen Gemüthes ergiebt — eine Sorge, die ich aus Deinem vorletzten Briefe als auch Dich beunruhigend zu entnehmen meinte — fühle ich mich voll guter Hoffnung und Glaubenszuversicht. Was wäre es auch mit dem Christenthume, wenn

es diese Erprobung nicht zu bestehen vermöchte? Ja, ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die anscheinend darauf gar nicht ausgehende Kritik, wie gegen Wissen und Wollen, neue Anschauungen als Grundlagen des Glaubens, wenn auch des Glaubens in einem andern, minder buchstäblichen Sinne als der bestehende Kirchenglaube, hervorgraben wird. Meine ich doch für mich selber schon mehr als eine solche Anschauung und Grundlage aus den bisherigen kritischen Beleuchtungen (aus denen ich nur andere Folgerungen ziehe und Anderes darauf baue, als der kritische Weltverstand der Beleuchter) gewonnen zu haben. Mag z. B. die Kritik immerhin (was ich weder näher untersuchen noch entscheiden will) darin Recht haben, daß in Jesaja Kap. 53 nicht an den Messias gedacht, sondern in dem leidenden Knechte Gottes ein Ideal des jüdischen Volksthums in seiner höchsten Bedeutung und seinem tiefsten Gehalte unter dem Drucke eines schweren aber im endlichen Ausgange heilbringenden Verhängnisses personificirt worden, ist dieses Ideal darum weniger in Jesus Christus erfüllt worden? Haben wir Ursache, diese Erfüllung darum weniger für prophetisch vorhergesehen zu halten? Geben nicht die Züge des Bildes dazu alle Veranlassung? — Ich halte es für einen großen, bereits erlangten Gewinn, daß auf dem Wege der so scheu- und rücksichtslos untersuchenden und in Frage stellenden Forschung die unzweifelhafte Aechtheit der Christusreden in den synoptischen Evangelien (deren Bedeutung und Gewicht im Vergleiche zu den Christusreden im Evangelium Johannis lange Zeit, namentlich von Schleiermacher und seiner Schule, zu sehr unterschätzt worden ist) in dem wunderbaren Gepräge ihrer unnachahmlichen Eigenthümlichkeit mehr und mehr zu allgemeiner Anerkennung und Würdigung kommt. Selbst wenn der historische Charakter der johanneischen Christusreden, wozu ich durchaus nicht geneigt bin, aufzugeben wäre, selbst dann würde sich der wesentliche Inhalt derselben schon aus Stellen, wie Matthäus 11, 27, in Verbindung mit dem Inhalte der in ihrer Aechtheit unanfechtbaren Briefe des heiligen Paulus ergänzen und für das christlich-religiöse Bedürfniß ausreichend ent-

wickeln. Von nicht geringerer Wichtigkeit und Tragweite wird sich, wie ich hoffe, die Anerkennung, die sich ebenfalls Bahn gebrochen, erweisen, daß, um den plötzlichen Umschwung im Geiste der Jünger nach der Kreuzigung und dem Tode Jesu zu erklären, irgend was, das den Glauben an die Auferstehung Jesu bei ihnen hervorgerufen, vorgegangen sein müsse, und daß man sich dabei gedrungen sieht, die Hypothese eines Scheintodes als unhaltbar fahren zu lassen und zur Annahme imaginärer Visionen, die sich als nicht weniger unhaltbar bewähren dürfte, seine Zuflucht zu nehmen. Auch das halte ich für erfreulich, daß sich der vulgär rationalistischen Ansicht, wonach Jesus nur als ein vortrefflicher Tugendlehrer auf Erden gewandelt, durch die tiefere Einsicht, daß er den seinem Volke verheißenen Messias in sich erkannt und sich als dieser Messias dargestellt hat, ein Riegel vorschiebt und sich eine mystisch tiefere Auffassung seines Wesens und Wirkens aufdrängt. Die Consequenzen dieser Auffassung müssen und werden sich erst noch weiter entwickeln, äußern sich aber schon jetzt darin, daß man sich dahin gebracht sieht, eine wunderthätige Bewährung seines Messiasberufs, wenn auch nur mittelst einer ihm beiwohnenden wunderartigen Heilskraft, nicht bloß zuzugeben, sondern, wie z. B. durch Weiße geschieht, stark zu betonen. Es wird sich hierbei als folgenreich bewähren, daß die heilige Gestalt Jesu irgend welche Zuflucht zur Annahme, wodurch ihr, wie es bei Renan der Fall ist, etwas von Betrug und Schwärmerei angespritzt wird, nicht auf lange gestatten, sondern derlei aufgerührten unreinen Nebel siegreich durchbrechen wird.

Der mitgesandte Aufsatz von Scherer, der sich durchaus auf deutsch-kritischem Standpunkte hält, kann als Beitrag zu den vorstehenden Bemerkungen und theilweise als Beleg zu den Hoffnungen, auf die ich darin hindeute, dienen. Es scheint mir sehr fruchtbar, wenn darin S. 45 gesagt ist: Indem wir zwischen dem wahren Reiche Gottes und den Träumen vom tausendjährigen Reiche, die es uns unmöglich geworden ist zu theilen, unterscheiden, wissen wir jetzt, daß wir dem Geiste Jesu selbst gehor-

chen, und daß Er es ist, der durch die Kraft seines eigenen religiösen Gedankens die Hülle hat zerreißen lassen, in welcher er sich hatte offenbaren müssen.

Ich habe mich in Vorstehendem so in theologisch-religiöse Ergüsse und Erörterungen verloren, daß ich mich diesmal darauf beschränken und Dich im Uebrigen auf meinen Brief an Freund Grüneisen, der mit Gegenwärtigem zugleich abgeht, verweisen will.

Schnaase an Uechtritz.

Rom, den 11. März 1866.

Dein lieber Brief ist bei mir recht alt geworden, und ich hatte dabei nicht einmal die einleuchtende Entschuldigung wie Du, den die gründliche und schwierige Arbeit eines tiefdurchdachten Werkes ganz in Anspruch nimmt, und zu Unterbrechungen, namentlich zu solchen, die doch wieder die Feder fordern, unlustig macht. Mein Leben ist vielmehr ein sehr müßiges, in welchem die Pflicht, die diesen ganzen Winter hindurch frühlingsartige Luft zu genießen, die hervorragende Rolle spielt. Aber gerade dabei gehen die Tage so leicht vorüber, daß man sie nicht bemerkt, während doch andrerseits das Bewußtsein, in der Fremde und einem an Anschauungsquellen so reichen Orte zu sein, eine gewisse Spannung und das Bedürfniß nach materieller geistiger Nahrung hervorbringt, das dem Briefschreiben in den Weg tritt. Ganz ohne Studien bin ich natürlich niemals gewesen; die Durchsicht meiner früheren Bände bei oder behufs ihrer neuen Bearbeitung hat mich recht gründlich von den Mängeln meiner Kenntnisse überzeugt, und den Wunsch erweckt, diesen nachzuhelfen, wobei ich denn auf eine Menge von Einzelstudien geführt bin, die aber meistens doch wieder mit einem Fragezeichen schließen, weil die literarischen Hülfsmittel, welche mir hier (besonders durch die Bibliothek des archäol. Instituts) zugänglich sind, denn doch nur sehr fragmentarisch sind. Dieser Rückblick auf meine frühere Arbeit ist übrigens nicht gerade sehr ermuthigend. Nicht bloß das Schwache, Gewagte, Dilettantische, was mir darin entgegen-

tritt und eine Abänderung erheischt, die dann nun leicht matt und trocken ausfallen kann, sondern noch mehr das Richtige und Gelungene oder doch noch jetzt von mir Anerkannte bringt diese Wirkung hervor. Es ist eben Alles eitel! Daß der Erfolg, der Beitrag zu der Gesammtarbeit des Jahrhunderts, den wir mit solchen schriftstellerischen Mühen vieler Jahre erreichen, eben sehr wenig, ein Tropfen in's Meer ist, wird man sich freilich bei einiger Einsicht leicht vorhersagen, aber auch der Erfolg für uns selbst, die Erweiterung und Vertiefung unsers Weltverständnisses, unsers geistigen Wesens ist ein Minimum. Ich mag Einzelnes besser einsehen, im Ganzen bin ich nicht viel weiter, als ich vor jenen dreißig Jahren war, wo ich meine ersten Bücher schrieb.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — Daß Du Dein Werk dazu benutzt hast, unserm Freunde Loebell ein Denkmal zu setzen, finde ich sehr vortrefflich, und Deine Verse, für deren Zusendung ich bestens danke, haben mich wahrhaft gerührt. Ich denke seiner sehr oft und entbehre seine Mittheilungen, die immer so anregend und belehrend waren, mit Schmerzen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — Von deutscher Literatur sehe ich hier nicht viel, doch habe ich Schack's Poesie und Kunst der Araber zc. mit großer Freude durchgelesen. Er ist der rechte Führer in diesem Garten der Poesie, der zwar nicht die Urschönheit und Frische nordischer Waldgebirge hat, aber wie die Gärten des Südens, bei beschnittenen Hecken und conventionellen Terrassen, doch die stete Aussicht auf die wunderbaren Linien des Gebirges, auf das tiefe Blau des Himmels und auf die dämmernde, abenteuerreiche Wüste gewährt. Es liegt eine tiefe Melancholie in dieser Verbindung feinster Verstandesschärfe mit glühender Genußsucht. — — — — — — — — — — — —

— — Die Strauß'schen Schriften und selbst Schleiermacher's Leben Jesu werde ich hier nicht zu Gesicht bekommen; unser im Herbst hier eingetroffener Gesandtschaftsprediger kannte selbst das

Letzte noch nicht. Ich bin, offenherzig gesagt, nicht sehr begierig darauf, da mir Schleiermacher's Dogmatik so wenig zusagte und seine Betrachtung der Person des Erlösers nothwendig diesem dogmatischen Standpunkte entsprechen muß. Er war eine ächt religiöse prophetische Natur, dem die künftige Vereinbarkeit der Gegensätze antiker Unbefangenheit und christlicher Lehre vorschwebte (die sich auch in seinen Predigten oft sehr schön ausspricht), der aber selbst noch ganz mit jenem Gegensatz behaftet war und daher nothwendig in Widersprüche und Inconsequenzen oder in jene relative Betrachtungsweise („insofern") verfiel, welche die Wahrheit ganz im Ungewissen läßt. In seiner Philosophie liegt das ganz offen zu Tage. — Mich zieht mehr das Praktische an, die Frage nach eigenem Verhalten oder nach der kirchlichen Gestaltung, und da ist mir denn ein Aufsatz von großem Interesse gewesen, der in der Form eines Briefwechsels zwischen einem jungen würtembergischen Theologen und seinem Vater diesen Gegenstand behandelt, in Gelzer's protestantischen Monatsblättern Decbr. vor. Jahres und Januar d. J. Ich könnte ihn beinahe ganz unterschreiben, obgleich Einzelnes mir nicht zusagt und die Anordnung mir fast wie ein Pentimento aussieht. Daß unser Freund Grüneisen (obgleich der Vater sich für einen Nichttheologen ausgiebt) der Verfasser ist, wage ich kaum zu glauben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Uechtritz an Schnaase.

Görlitz, 26. August 1866.

In der Stimmung, womit ich diesen Brief an Dich anfange, mein theurer Schnaase, ist allerdings etwas Aehnliches von der Seelenlage, womit ein in einem jenseitigen Dasein erwachter Geist einen mit ihm hinüber Geschiedenen und in das nun andre Dasein Entrückten drüben begrüßen mag. In einer so völlig andern Welt habe ich Deinen letzten Brief empfangen, als in der, worin ich mich zur Erwiederung anschicke, daß es schwer

fällt, für mein Schreiben aus dem neuen Dasein, in das wir uns durch die Ereignisse des letzten Vierteljahres versetzt finden, die passenden Anknüpfungspunkte an die Vergangenheit, in der wir bisher verkehrt hatten, zu finden. Wo anfangen und aufhören, um sich nur einigermaßen gegenseitig zu orientiren, sich über die Durchgangspunkte, die wir gewiß beide in unsrer innern Entwicklung und unsrer Auffassung von Personen und Verhältnissen haben durchmachen müssen, sowie über das Ziel, wohin wir uns gelangt finden, zu verständigen. Deine liebe Frau hat in ihrem lebensvollen und mittheilungsreichen Briefe, der uns zu großer Freude gereicht hat, ganz recht — zumal im weiblichen Sinne — gethan, sich rasch weg zur Besprechung des Persönlichsten, das ja bei aller Ergriffenheit durch die großen Weltverhältnisse seine Bedeutung nicht verliert und verlieren darf, zu wenden. Auch ich möchte in der Hoffnung, daß uns ein baldiges persönliches Wiedersehen die Gelegenheit zu tieferer mündlicher Erörterung verschaffen werde, ihrem Beispiele folgen. Doch drängt es mich, schon jetzt und hier auszusprechen, daß ich den Aufschwung und die Bewährung des preußischen Volkes in der so glorreich bestandenen Prüfung für eine Erscheinung von so einziger Herrlichkeit erachte, daß ich kaum in der ganzen Weltgeschichte ein gleichartiges Beispiel dafür zu finden weiß. Darin liegt die Einzigkeit, daß diese Bewährung nach einer halbhundertjährigen Friedensruhe und Friedensgewöhnung, mitten aus den Zuständen eines auf's Höchste gesteigerten Luxus und anscheinender Verweichlichung von Seiten eines aus allen Klassen, auch den scheinbar verwöhntesten hervor, gemischten Heeres erfolgt ist; eines Heeres, dessen Krieger und Anführer zum großen Theile bis dahin noch nie im Feuer gestanden; daß ein solches Volksaufgebot, ein solcher „Heerbann" sich in einer so hochcivilisirten und dadurch nach gewöhnlicher Meinung kriegerisch geschwächten Zeit, wie die unsrige, nicht bloß einrichten und in leidliche Wirksamkeit bringen lassen, sondern bis zu so glänzendem wunderähnlichem Erfolge habe bethätigen können. Es läßt sich auch nicht einwenden, daß bereits im Jahre 1813 Aehnliches durch

das preußische Volk geschehen. Denn erstens war dieses damals wie ein Springquell durch vieljährigen Druck zu erbittert begeisterter Erhebung gereizt und in eine Stimmung gebracht, die einen derartigen Aufschwung natürlich zu motiviren geeignet war. Jahre des Unbehagens, der Noth, nicht wie jetzt des behaglichsten Wohlseins waren vorhergegangen. Auch waren damals wenigstens die Generale und die Mehrzahl der Offiziere durch frühere blutige Kriege im Bestehen ernsten Schlachtendranges geübt. Ich muß es für eine hohe Gnade Gottes erkennen, daß mir vergönnt worden, diese großen Tage noch zu erleben, und kann manchmal die vorher geschiedenen Freunde und Lieben wegen des ihnen entgangenen Glückes wahrhaft bedauern. Und auch dafür fühle ich mich von tiefem Danke erfüllt, daß es mir so gut geworden, diese große Zeit in so naher unmittelbarer Berührung von dem in ihr wehenden Geiste, solches Betheiligtsein des eigenen persönlichen Lebens an den Erfolgen derselben zu durchleben, wie bedrückend auch einzelne Stunden und Tage sich in der voraussichtlichen Möglichkeit des Erlebens entsetzlicher Dinge — besonders bei einem Körperstande wie der meinige — gestalten mochten. Die Eindrücke, die wir andrerseits empfangen, der Abgang des bei uns einquartierten Offiziers am Morgen des Aufbruchs zur Armee des Prinzen Friedrich Karl, zum Einmarsche in Böhmen unmittelbar aus unserer Wohnung über die nahe Grenze, die funkelnden Pickelhauben der ausrückenden Truppen die breite Elisabethstraße entlang, die rasch nach den Ereignissen eintreffenden Telegramme, die Reihen österreichischer Gefangener mit ihren zum Theile höchst widrigen finistern Gesichtern waren Eindrücke unvergeßlicher Art. Ich kann nur mit wahrer Theilnahme auf das Loos Derjenigen blicken, die wie unsre Verwandten in Sigmaringen und Ihr diese Tage in dem Dunstkreise des süddeutschen Lügenqualms verbringen mußten und sie sich dadurch nothwendig jämmerlich verkümmert gefunden. Man kann sagen, daß nicht die geringste Bedeutung des stattgefundenen Kampfes in dem dabei hervorgetretenen Gegensatze des Geistes der Wahrheit, der Mäßigung und einer edlen gereiften Bildung, der aus den

preußischen Kriegsberichten und überhaupt in der preußischen Presse athmete, zu der erbärmlichen Lügenhaftigkeit in den süddeutschen Zeitungen und vornehmlich der verlogenen Anmaßlichkeit — — der Wiener Presse liegt. — — Auch handelte es sich bei dem sich geltend machenden Contraste offenbar von etwas noch Tieferem, von dem Gegensatze protestantischer Bildung und — — katholischer Un- und Mißbildung; wie ja in der That die ultramontanen süddeutschen Blätter das Aeußerste an — — Lüge geleistet haben. Der Sieg des protestantischen Interesses und Geistes (hier nicht als des Geistes irgend welchen orthodoxen protestantischen Lehrsystems, sondern des Protestantismus in seiner allgemeinsten Bedeutung erfaßt) über das Interesse und den Geist eines versumpften Ultramontanismus, wie er in Oesterreich seine vornehmste Stütze fand, möchte vielleicht als der Haupterfolg der großen Thaten zu preisen sein, die vor unsern Augen geschehen sind.

Da bin ich nun doch in eine so weit gehende Besprechung der allgemeinen Weltlage gerathen, daß mir kaum noch Platz zur Besprechung des Persönlichen bleibt. Wird sich doch die Lücke, die ich darin lassen muß, durch den Brief meiner Frau zur Genüge ergänzt finden. Wie steht es unter den obwaltenden Umständen mit der Herausgabe der neuen Bearbeitung Deines Buches? Wahrscheinlich bist auch Du durch den ausgebrochenen Krieg in der Betreibung derselben störend behindert worden. An die Veröffentlichung meines „Helden des Judenthums" war bei solchem Stande der Dinge, wenn ich nicht jeden Schimmer von Hoffnung auch nur auf die geringste Wirkung von vorn herein verloren geben wollte, gar nicht zu denken. Noch jetzt scheint es fraglich, ob man (auch wenn der zurückgekehrte Friede festere Wurzeln als bis jetzt fassen sollte) so bald auf Empfänglichkeit des Publikums für dergleichen Gebilde der Einbildungskraft hoffen dürfe. Doch gehe ich damit um, den Versuch zu wagen, und die Publikation ist vorläufig auf den Anfang nächsten Jahres bestimmt.

Schnaase an Uechtritz.

Berlin, den 6. Januar 1867.

Wie schade, daß wir nicht an demselben Orte wohnen, und statt des schleppenden und mühsamen, für uns beide in unserm Schreiberleben fast unausführbaren schriftlichen Verkehrs, uns nicht in mündlichen Gesprächen Anregung und Erholung zugleich schaffen können. Unser Leben hat ungemein viel Aehnliches; wir sind in pari reatu, mancher möchte sagen in gleicher Thorheit befangen, daß wir noch in späten Jahren uns mühen, der Welt historische Wahrheiten in eingänglicher Form zuzubereiten, für die sie uns, wenigstens im Vergleich zu der darauf verwandten Zeit und Arbeit, schwerlich den entsprechenden Dank geben wird. Aber diese Arbeit und Mühe ist uns zugleich Lebensaufgabe und Lebensgenuß; wir glauben beide, und ich denke, daß es nicht ganz Täuschung ist, bei jedem neuen Bande, den wir schreiben, auch einen neuen Einblick in Gottes Geheimnisse und Weltregierung zu gewinnen, und somit — ohne Zweifel um ein Weniges, doch relativ Vieles — auf dem Wege, der des Lebens Aufgabe ist, weiter zu kommen. Bei meiner jetzigen Aufgabe habe ich dies Gefühl im höchsten Grade. Es gilt die Anfänge des Zeitraums aufzufassen, dem wir noch jetzt, wenn auch wahrscheinlich an seinem Ende angehören; es kommen dabei fast alle die Fragen in Anregung, die uns auch noch jetzt beschäftigen, im Leben und in der Kunst, wenn auch in etwas anderer Beleuchtung und Färbung. Es zeigt sich dabei recht deutlich, wie nahe sich die Zeiten liegen, wie gering die Dauer von vier oder fünf Jahrhunderten nach dem Zeitmaße Gottes ist. Es liegt aber auch (in der historischen Betrachtung wie in der des Einzellebens) etwas Verjüngendes in dem Rückblicke aus dem Alter auf die Tage der Jugend, ein Rechnungsabschluß, der das Ganze zusammenfaßt, und nicht, wie menschliche Schwäche es immer wieder thut, seine Theile

in Gegensatz bringt. Bethmann-Hollweg schenkte mir neulich eine kleine Schrift über Savigny, die er drucken lassen, und in der er von diesem erzählt, daß er in seinen spätern Jahren, wissenschaftliche Arbeiten aufgebend, die „Vorbereitung auf die große Reise“ als sein „Hauptgeschäft“ bezeichnet und betrieben habe. Darüber sprechend kamen wir aber überein, daß wir beide ihm eine solche Trennung und Unterscheidung nicht nachfühlten, sondern das Leben selbst als jene Vorbereitung betrachten müßten. Und so möchte ich denn namentlich diese meine jetzige Arbeit als solche für mich ansehen, was übrigens voraussetzt, daß mir Gott noch eine ziemlich lange Vorbereitungszeit gestattet; denn sie geht eben recht langsam, ziemlich penelopeisch, als ob ich den bösen Freiersmann durch das nächtliche Auftrennen meines Gewebes hinhalten könnte. Indessen wird das Schwerste dieser Arbeit hoffentlich bald überwunden sein und das Folgende mir wieder ein etwas rascheres Fortschreiten gestatten. Du bist jetzt in einem angenehmeren Stadium der Arbeit, das Dir, da der Setzer unmöglich so rasch einen Bogen zu Stande bringen kann, wie Du auch bei den zweifelhaftesten Stellen zur Correctur des vorhergegangenen brauchst, nothwendig stets eine Pause gewährt. Aber da ich weiß, daß gerade diese Thätigkeit Dir eine lästige ist, so wünsche ich, daß sie erst vorüber sein möge, und pränumerire nur für den Fall eines besonders leichten Correcturbogens auf die für mich zu erwartenden Mußestunden. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Uechtritz an Schnaase.

Görlitz, den 18. Nov. 1868.

Eigentlich sollte wohl auch ich, mein alter lieber Freund, diese Zeilen mit Erklärungen und Entschuldigungen wegen meiner mehrmonatlichen Säumniß in Beantwortung Deines letzten, so reichhaltigen Briefes beginnen. Aber ich habe Dir ja ein

für allemal bekannt, wie es bei mir jetzt mit dem Briefschreiben steht, und auch Du Deinerseits fühlst Dich wohl mehr als früher an Dein Dir noch obliegendes Tagewerk gebunden und — je mehr die dazu noch vergönnte Zeit und Kraft haushälterisch zu verwalten und zusammenzunehmen sind — umsoweniger Dir eine Abschweifung zu verstatten geneigt. Was Du mir über die Schwierigkeiten schreibst, mit denen Du bei der Ueberarbeitung Deines Werkes unter den Beschwerden (fast hätte ich geschrieben, dem Fluche) der fremden Beihülfe, auf die Du Dich dabei eingelassen hast, ringst, erregt meine innige Theilnahme. Weiß ich doch aus Erfahrung, wie viel leichter die eigene Entwickelung und sprachliche Verdeutlichung unsrer Gedanken in freier Selbstthätigkeit als ein mühsames Hineinarbeiten der eigenen Auffassung in die Arbeit eines Andern bis zu harmonischer Verschmelzung mit der letzteren ist, wie lästig ein corrigirendes Ausbessern und zu Rechte bringen des uns ungehörig Erscheinenden fällt; wie sich dann immer bei näherem Hinsehen noch etwas findet, was sich nicht recht fügen, nicht recht stimmen und passen will. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — Dagegen kann ich die Wiederholung eines schon früher gegen Dich geäußerten Wunsches nicht unterdrücken, daß Du Zeit und Lust finden möchtest, die culturhistorischen Kapitel Deines Buches zu einem besonderen, für sich bestehenden Ganzen zu verbinden und solches als eine gewiß für Viele überaus willkommene und diese fein- und tiefsinnigen Betrachtungen erst in weiteren Kreisen zur Kenntniß und Anerkennung bringende Gabe dem Publikum vorzulegen.

Aus dem Briefe meiner Frau werdet Ihr das Nöthige über unser Ergehen im Laufe des letzten Sommers und Herbstes entnommen haben, so daß ich mich mit kurzen Hindeutungen begnügen kann. In Dresden haben wir uns mancher guten Stunden eines heiteren Lebensgenusses in Natur und Gesellig-

keit zu erfreuen gehabt. Drei Mittagsvereine von der Art, wie ich sie liebe, im Hübner'schen Hause, mehrere gemüthliche Abende am Theetische unsrer Freundinnen Solger, die erfreuliche Begegnung mit dem gerade anwesenden, mir bisher persönlich so gut wie unbekannt gebliebenen Koberstein Vater, sowie mit dem mich sehr ansprechenden, liebenswürdig verständigen ältesten Sohne Hübner's brachten nach der Einsamkeit des Sommers erwünschteste Anregung. Die Anwesenheit meines geliebten Bruders, der zu dem hier abgehaltenen Uechtritzischen Geschlechtstage herkam und über eine Woche lang bei uns als Wohnungsgast weilte, schloß sich herz- und seeleerquickend daran. Ist er doch der gemüthlichste und liebevollste aller Menschen und besonders Brüder, auch voll der pikantesten und interessantesten Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner persönlichen Erlebnisse und Beziehungen, die er auf das beste zu veranschaulichen weiß.

Ich bin seit meinem letzten Briefe an Dich recht fleißig gewesen und habe den eigenthümlich neuesten und markantesten Theil meines Buches — die Ausführung und Begründung meiner Hypothese über den Ursprung des Evangeliums nach Johannes — nahezu vollständig, wenigstens im ersten Hinwurfe — zu Papier gebracht. Mein Werk hat insoweit eine andere Richtung, wie die Dir angegebene, genommen, als die Betrachtung des vierten Evangeliums die entschiedene Hauptaufgabe bilden und die Betrachtungen über das Verhältniß von Kritik und christlichem Glauben nur als Einleitung dazu dienen werden. Ich muß besorgen, daß Du darüber bedenklich den Kopf schüttelst, indem ich aus Deinem Briefe entnehme, daß Du in Betreff des vierten Evangeliums wohl völlig in das Lager der Tübinger Kritik übergegangen bist. Auch mein Ohr und Sinn hat sich freilich gegen das von Seite jener Kritik her Geltendgemachte nicht ganz verschlossen und ich habe mir, wie sich zum Theil schon aus meinem Eleazar ergiebt, die weitgehende seherhaft dichterische Freiheit der Auffassung und Behandlung des Gegenstandes in diesem Evangelium nicht verleugnen können. Nur daß ich darum auf die Uebertreibungen und Unrichtigkeiten, die

sich in das Wahre der kritischen Wahrnehmungen mischen, keineswegs willig einzugehen und in dem Evangelium nichts als den Ausdruck „einer der verschiedenen Richtungen christlicher Ansichtsweise" anzuerkennen geneigt bin. Vielmehr würde ich es als den schmerzlichsten Verlust und eine tiefe Lücke in unsrem nicht bloß dogmatischen, sondern historischen Wissen von Jesu erachten, wenn ich den hier gegebenen Bericht und damit die hier sich mittheilende Auffassung so weit wie Du als historisch beglaubigt aufgeben müßte und mich genöthigt fände, darin an Stelle dieser Beglaubigung das zweideutige, durch das unreine Mittel unwahrer Versicherungen von Augenzeugen (Kap. 19, 35) und kleinliche Täuschungskünste (Kap. 1, 39) aufgestutzte Erzeugniß eines blendwerklichen Vorspiegelungsbemühens zu sehen. Allerdings gebe ich es auf, darin eine historische Quelle in dem naiven Sinne der synoptischen Evangelien vor mir zu haben. Nur von einer Veranschaulichung des innersten Wesens Jesu als einer auf eigenen Erinnerungen und persönlicher Anschauung beruhenden kann hier die Rede sein. Aber wenn die synoptischen Evangelien den unentbehrlichen Grund- und Seitenbau für unsre Erkenntniß von der Person und persönlichen Bedeutung des Heilands bilden, als diesen Bau nach oben schließende Wölbung und als von oben hineinfallendes Kuppellicht kann ich und kann und darf die Kirche das Evangelium nach Johannes nicht aufgeben. Noch immer (ja bei Deinem offen erklärten Standpunkte noch mehr als früher) muß ich mich enthalten, Dir eine allgemeine Andeutung über meine Entdeckung in Beziehung auf den Ursprung des Evangeliums zugehen zu lassen, wie sehr es auch in meinen Wünschen liegt, mich darüber mit Dir zu verständigen. Doch würde es, um eine günstige Aufnahme bei Dir zu ermöglichen, einer umfassenden Mittheilung und eines detaillirten Nachweises bedürfen, wie er sich auch in einem längeren Briefe nicht geben läßt. Ich beschränke mich deßhalb darauf, daß ich auf Kap. 16, 13 rc. als die für das eigene Bewußtsein des Evangelisten anzunehmende Quelle und das Maß für die Freiheit in der Auffassung

und Behandlung hinweise, die auch ich in dem Evangelium erkenne; besonders auf die Worte „denn er wird nicht von ihm selbst reden — — — von dem Meinen wird er es nehmen und Euch verkündigen.“ Auch füge ich zu einiger Aufklärung darüber, warum und in welchem Sinne ich in dem vierten Evangelium die Wölbung und das Kuppellicht, wovon ich gesprochen, gesehen, einige Bemerkungen abschriftlich bei, die ich kürzlich niedergeschrieben.

Schnaase an Uechtritz.

Wiesbaden, den 14. Dez. 1868.

Dieses Mal, mein theurer Freund, soll Dein schöner Brief vom 18. v. M. nicht so lange unerwidert bleiben, wie das letzte Mal. Ich habe eben eine Pause in meinen Arbeiten und will diese benutzen, um den brieflichen Verkehr, der mir hier als Ersatz mancher Bedürfnisse persönlichen Umgangs dienen muß, recht lebendig zu erhalten. Ein anderes Mal, wenn Stimmung und Kräfte nicht ausreichen, darf ich mir dann um so eher Nachsicht erbitten. Es freut mich, daß der Sommer und Herbst Dir so erwünschte und anregende persönliche Berührungen geschafft haben; man fühlt Deinem Briefe noch das Erfrischende dieser bewegteren Tage an. Auch ich habe von meiner kleinen Sommerreise Erinnerungen heimgebracht und manche lieben Besuche gehabt. Darunter noch vor einigen Wochen den meines Freundes Lübke, dessen völlige Herstellung von einer Krankheit, welche ihn zwei Jahre niederdrückte und die größten Besorgnisse erweckte, zu den freudigsten Ereignissen der letzten Zeit gehört. Auch Grüneisen*) hat mich ein Mal, wenn auch nur flüchtig, besucht. Er ahnte damals noch nicht das Schicksal, das ihn bald darauf betroffen, die Entlassung aus seinem altgewohnten und ihm zusagenden Amte. Er hat die Kränkung mit männlicher Offenheit und christlicher Milde ertragen, und schickt sich

*) Oberhofprediger Prälat von Grüneisen in Stuttgart.

an, die Muße, die ihm geworden, mit frischer, wohlerhaltener Kraft — wohl schwerlich in einer größeren Leistung, aber in einzelnen Arbeiten, zu benutzen. Wenn Dir das Hübner'sche Haus zu den Lichtpunkten Deiner Wanderung gehört, so mir Bendemann's große Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit. Ueberhaupt machte mir bei meinem freilich sehr flüchtigen Besuche Düsseldorf doch wieder einen sehr angenehmen Eindruck; aber besonders war es Bendemann's Persönlichkeit, die mich bedauern ließ, daß wir nicht mehr an einem Orte wohnen. Sein feiner, sinniger Geist, den er vortrefflich ausgebildet, und besonders sein milder und wahrer Charakter sagen mir im höchsten Grade zu. Auch er hat Kränkungen erfahren und zwar der bittersten Art, und empfindet sie im vollen Maße; aber die offene und gerade Weise, wie er sich dagegen verhält, die Ruhe, mit der er sich darüber ausspricht, ist geradezu bewundernswerth. Ein praktisches Christenthum, wie man es selten findet. — — —

Daß Du mit Deiner Arbeit so rasch vorschreitest, freut mich außerordentlich, obgleich ich die Beschränkung Deines Planes auf die Betrachtung des vierten Evangeliums sehr bedaure. Die Frage über das Verhältniß der kritischen (d. h. historischen) Auffassung zu dem Erforderniß des Glaubens scheint mir so sehr die brennende Frage der Zeit, daß ich gewünscht hätte, daß Du ihr Deine Kraft hauptsächlich zugewendet. Auch das begreife ich, daß Du Dich nicht entschließen kannst, mir über Deine Entdeckungen in Beziehung auf den Ursprung des Evang. Johannis Näheres brieflich mitzutheilen, denn solche Mittheilung wäre doch immer nur fragmentarisch geworden und hätte die Gesammtwirkung der Gründe, welche Dich bestimmen, nur unvollkommen wiedergeben können. Meine Stellung zu diesen Fragen fassest Du wohl etwas anders auf, als sie ist, und ich mußte bei Deiner Entgegnung bedauern, daß ich nicht die Gewohnheit von einigen meiner jüngeren Freunde habe, die von ihren Briefen stets vermöge der Copir-Presse Abschriften behalten. Ich könnte dann nachforschen, welche meiner Worte Dich zu der Folgerung verleitet haben, daß ich in Betreff des vierten Evan-

geliums „wohl völlig in das Lager der Tübinger Kritik übergegangen sei.“ Ich mußte etwas darüber lächeln; denn seit dem ersten Erscheinen von Strauß' Leben Jesu, in das ich hineinsah und das mir gründlich mißfiel (wenn man überhaupt die Tübinger Schule so weit ausdehnen will), habe ich auch keine Zeile der ihr angehörigen Schriften gelesen. Ich kenne sie nur von Hörensagen und weiß in der That nicht genau, wie sie sich dem Ev. Joh. gegenüber verhält. Nicht daß ich sie scheute oder fürchtete oder daß mich des „Pöbels Geschrei“ abhielte; vielmehr bin ich überzeugt, daß sie trotz einzelner Ausschreitungen und Eitelkeiten im Ganzen von redlicher Meinung ausgeht und ein unentbehrliches Glied in der Entwickelung der evangelischen Lehre bildet. Aber ich besitze nicht die Vorstudien, um mich ganz darauf einzulassen, und scheue ein halbes, täuschendes Verständniß. Ich bin eben Laie, fühle mich ganz als solcher, warte daher ab, bis die Fragen in den theologischen Kreisen weiter gereift sind, habe aber als solcher in der Anarchie, die augenblicklich herrscht, das Recht und die Pflicht, für mich selbst zu sorgen. Und da ist denn eben die Differenz zwischen uns beiden: Du bist Theologe geworden, ich nicht; Du verfolgst die Frage wissenschaftlich, im Anschluß und in Entgegnung auf die neuesten wissenschaftlichen Aeußerungen, ich suche in den Ueberlieferungen der evangelischen Kirche nur die Mittel zur Befriedigung meines religiösen Bedürfnisses, welche mir und Andern eben durch die herrschende Anarchie verkümmert sind. Ich denke freilich nicht bloß an mich, sondern auch an diese Anderen, schon aus dem Grunde, weil Religion nothwendig Gemeinschaft ist; aber ich gebe zu, daß ich eben nur mit Denen empfinden kann, die mir einigermaßen homogen sind, und daß es noch andere Bedürfnisse geben kann.

Dieser unser Gegensatz, Theologe und Laie, zeigt sich denn auch bei dieser Gelegenheit. Du untersuchst, ob das Ev. Joh. von dem Jünger des Herrn wirklich herrühre; ich fühle zu sehr den Mangel meiner theologischen (kirchengeschichtlichen) und philologischen (zur Prüfung und Vergleichung der Singularitäten

des griechischen Textes in diesen und andern heiligen und profanen Schriften ausreichenden) Kenntnisse, um mich an eine solche Untersuchung zu wagen, fühle mich mit einem Worte dazu nicht berufen, und erwarte was viri docti darüber ermitteln werden. Dagegen finde ich sofort, daß die synoptischen Evangelien mir sehr viel näher stehen, kräftiger auf mich wirken, als das des Johannes. Den Grund sprichst Du selbst theilweise aus, wenn Du es aufgiebst, in demselben eine „historische Quelle in dem naiven Sinne der synoptischen Evangelien zu haben.“ Ja selbst die dogmatische Deduction, in welcher Du die Bedeutung des vierten Evangeliums neben den andern erklärst, kommt dabei mit zur Sprache. Wenn Du mir erlaubst, diese Deduction in wenigen Worten zusammenzufassen, so werden wir einverstanden sein, daß Du darin im Wesentlichen das Bedürfniß geschildert hast, was bei den Gläubigen oder Willigen heute vorherrscht. Man ist einverstanden, daß weder 1. die „königliche“ Thätigkeit Christi, die Gebote, oder etwas rationalistischer gefaßt: die Moral und Lehre Christi, noch 2. die mystische juristische Versöhnung durch seinen Tod einseitig zu betonen, sondern daß es darauf ankommt, 3. ihn selbst als das „Brod des Lebens“ zu betrachten, d. h. seine ganze volle Persönlichkeit aufzufassen, sie sich und sich ihr anzueignen. Die Frage ist nur, wie das zu erreichen, und da bekenne ich denn, daß ich mit der älteren Doctrin, welche es von einem gewissermaßen magischen Acte oder doch von einem Acte des einfachen Wollens und Glaubens erwartete, nichts anzufangen weiß, sondern annehme, daß dies nur annähernd dadurch geschehen kann, daß das Bild Christi in uns lebendig werde, in uns Liebe und das Bestreben und die Sehnsucht erwecke, ihm ähnlich zu werden. Gott offenbart sich nicht in Dogmen, sondern durch die That, seine Offenbarung in Christo war eben Christus selbst und auch Christus war nicht Dogmatiker, sondern thätig, durch seine Erscheinung und sein Wesen wirkend. Eine Darstellung, welche mich so viel wie möglich in diese thatsächliche Offenbarung einführt, mir Jesus in seinem Leben, Thun und Reden

in unverfälschtem Bilde zeigt, ist daher das Wünschenswertheste. Dies aber gewähren offenbar die synoptischen Evangelien in höherem Grade, als das Ev. Joh.; gerade ihre Naivetät ist unschätzbar, während dieses augenscheinlich eine starke Beimischung der ungewöhnlichen Auffassung ihres Berichterstatters hat, und mich daher immer in die Nothwendigkeit versetzt, den Versuch einer Sonderung des Objectiven von dem Subjectiven zu machen. Es fällt mir nicht ein, das Ev. Joh. für eine Fälschung zu achten und aus dem Neuen Testament hinauswerfen zu wollen. Es enthält nicht bloß einzelne thatsächliche Ergänzungen der andern Evangelien von großem Werthe und mit dem Gepräge der Wahrheit, sondern es beruhet auch in seiner Schilderung Jesu auf eigener Erinnerung oder auf Mittheilungen aus einer andern Quelle wie die andern Evangelien, die nicht reine Erfindung sein kann. Aber ebensowenig ist es schlichte Wahrheit, der Verfasser hat ausschließlich einen Gedanken herausgehoben, und wenn er dabei auch, wie man gern glauben kann, vollkommen bona fide gewesen, sich nach Kap. 16, 13, wie Du citirst, dazu berufen und berechtigt geglaubt hat, so hat er doch jedenfalls, sei er auch der Lieblingsjünger des Herrn, dazwischen manche andere Einflüsse, namentlich auch philosophische, erfahren, und ist den Täuschungen menschlicher Natur zugänglich gewesen. Es wird kaum möglich sein, wäre aber sehr dankbar, wenn man hier scheiden könnte. Einzelnes mag reine, wirkliche Wahrheit sein; so, wenigstens im Wesentlichen, das wunderherrliche 17. Kapitel, das sich, wenn ich nicht irre, auch in der Diction einigermaßen von den andern Theilen des Evangeliums unterscheidet, und das man etwa für eine frühere Aufzeichnung desselben Verfassers halten möchte. Aber als Lebensbild im Ganzen, wie es jedes der andern Evangelien bietet, fehlt die innere Wahrheit, wenigstens nach meinem Gefühle. Der Christus, der hier geschildert ist, scheint nicht derselbe, wie der der andern Evangelien, er wiederholt ohne Unterlaß die Nothwendigkeit der Vereinigung mit ihm, aber er giebt nicht die Mittel dazu, lehrt sich nicht kennen. Diese Persön-

lichkeit möchte schwerlich den wunderbaren Eindruck hinterlassen haben, der die Welt umwandelte, dessen langes Nacharbeiten in der Verborgenheit das größeste Wunder der Geschichte bildet. Vielleicht war es gar nicht die Absicht des Verfassers, ein solches Lebensbild zu geben; er setzte vielleicht die andern Evangelien oder einige derselben voraus und wollte nur eine Berichtigung hinzufügen. Aber er spricht das in keiner Weise aus und manche Theile seiner Schrift sind schwer mit solcher Absicht zu vereinigen.

Es hat Viele gegeben und giebt ihrer noch, denen das Evang. Joh. in erster Linie steht und sie am Meisten begeistert und das mag auch bei Dir der Fall sein. Darüber ist dann nicht zu streiten, es ist schön, daß unter Gottes Leitung auch die Urkunden des Christenthums so gestellt sind, daß sie verschiedenen Individualitäten das Nöthige gewähren. Aber im Ganzen sind, glaube ich, heute die andern Evangelien anwendbarer und wirksamer und auch das bestimmt mich, sie mehr zu betonen; ich fühle mich dabei im Einklange mit dem, was Gutes im Geiste der Zeit liegt. Ich kann recht eigentlich sagen: mich jammert des Volkes; ich habe den tiefsten Schmerz, wenn ich sehe, wie es verkommt und verwildert, weil ihm dabei die rechte, nährende Speise nicht geboten wird. Daß das Christenthum dieselbe enthält, ist gewiß; daß die Kirche aber es nicht versteht, sie auszuwählen und zu bereiten, ist eben so gewiß. Und das zieht mich auch zu den synoptischen Evangelien im Gegensatze zum vierten, weil ich in jenen viel mehr die Speise für das Volk zu entdecken glaube, während dieses mehr für auserwählte Geister sich eignen mag.

Du sagtest ein Mal vor längerer Zeit, und viele Leute sagen es, daß das, was dem Christenthume jetzt entgegenstehe, die Scheu vor dem W u n d e r sei. Das mag richtig sein bei den Trägern der Naturwissenschaft, deren Hände durch die beständige Arbeit am Materiellen hart geworden sind, so daß sie das Höhere nicht mehr empfinden. Auch bei Schulmeistern und Pedanten, die sich mit Mühe die naturwissenschaftlichen Resultate

angeeignet haben und diese wohlfeile Gelehrsamkeit überall anbringen möchten. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn man Scheu vor dem Wunder zu sehen glaubt; es ist vielmehr nur die Scheu vor dem falschen Wunder, vor dem Magischen. Und diese Scheu ist im Gewissen und in der Bildung unsrer Zeit sehr wohl begründet; wir wissen an uns selbst und aus der Geschichte, daß die menschliche Natur nur allzugeneigt ist, geistige Wirkungen durch fleischliche Mittel zu erstreben, und daß sie sich daher gern aus der geistigen Verheißung eine fleischliche macht. Das Mittel dazu ist sehr einfach; man braucht nur das Geistige zu fixiren, aus seinem Zusammenhange zu bringen, so wird es ein sinnliches Opus operatum, neben dem dann die ihm in der Voraussetzung geistigen Lebens zugeschriebenen (verheißenen) Folgen als magische Wirkungen erscheinen. So werden Erkenntniß, Dogma, Glauben ein Amulet, durch das wir uns den Eintritt in den Himmel verschaffen (erlangen).

Die Gefahr magischer Auffassung tritt nun besonders da ein, wo die höchsten, schwierigsten Gedanken und Gefühle in feste Worte gebracht werden. Da dies stets, weil eben das logische Wort dazu nicht ausreicht, nur in mehr oder weniger bildlicher Weise geschehen kann, so ist die sinnliche Erstarrung um so leichter. Daher ist denn auch die Lehre, welche das Ev. Joh. vorzugsweise heraushebt, so vielen Mißbräuchen ausgesetzt gewesen, hat das widerliche, süßliche Tändeln mit dem Namen Jesu hervorgebracht, das der ernsten Wirksamkeit des Evangelii so oft hemmend entgegengetreten ist. Die Lehre selbst ist schon in den synoptischen Evangelien enthalten. Indem sie uns Jesus als den Verkündiger der tiefsten Wahrheiten eines unbedingt erforderlichen und doch wieder unerreichbaren sittlichen Ideals, in der Strenge seiner Anforderungen und mit der höchsten, ebenso unerreichbaren Milde zeigen, offenbaren sie schon, daß die Lösung dieser scheinbaren Widersprüche nur in seiner über alles Irdische erhabenen und doch so menschlich liebenswerthen Persönlichkeit enthalten sein könne, daß Hingabe an dieselbe der Weg der Wahrheit sei. Die Lehre vom „Brode des

Lebens" ist also in diesen Evangelien schon gegeben, aber als Mysterium, als zarte, mehr durch Ahnung, als durch bestimmte äußere Worte aufzufassende, in der That verschlossene Wahrheit, während das Ev. Joh. sie wie ein Geheimniß, d. h. wie eine zwar wenig bekannte, aber in unmittelbarem Worte mittheilbare, darin zu erschöpfende Lehre dem Gedächtnisse einzuprägen sucht. Jene Evangelien überzeugen von der Nothwendigkeit, uns Christus zu nahen, und lehren uns die Thätigkeit, welche uns auf den richtigen Weg zu diesem freilich aus eigner Kraft nicht völlig zu erreichenden Ziele führen kann. Dieses giebt nur theils das Gebot jenes Nahens, theils ein hymnenartiges Preisen der Erfolge. Es hat insofern einen hohen Werth, als es das Verständniß der andern Evangelien fördert und erleichtert, dafür sorgt, daß jene verhüllte Lehre nicht übersehen werde, daß man nicht bei ihnen den Wald vor Bäumen (das Ganze vor Einzelheiten) übersehe. Aber dann möge man wieder zu jener Fülle des Einzelnen, zu jener keuschen Wahrheit zurückkehren.

Hier muß ich abbrechen; ich hätte dabei noch unendlich viel auf dem Herzen, aber ich würde dann immer wieder genöthigt werden, dem rasch geschriebenen Worte, um nicht mißverstanden zu werden, lange Erläuterungen hinzuzufügen. Schon jetzt muß ich fürchten, daß Du im Ganzen meine Beurtheilung des Ev. Joh. zu negativ auffassest. Das ist keineswegs der Fall; ich erkenne nicht nur seine Bedeutung im Ganzen, sondern auch seine Schönheit im Einzelnen sehr wohl, erkenne, wie viel es im Erbaulichen leistet. Ich kann so ziemlich in Deinem Gleichnisse bleiben, in ihm die Krönung des ganzen evangelischen Gebäudes finden; zwar nicht die Kuppelwölbung selbst, denn diese ist ohnehin schon da, aber wohl den goldglänzenden Schmuck des Aeußern und Innern. Von Deiner Arbeit hoffe ich dann noch manche Aufklärung; denn in der That ist mir der Evangelist Johannes ein psychologisches Räthsel. Wenn er wirklich die wesentliche Grundlage des Christenthums, die sittliche, die in der Bergpredigt und in vielen Gleichnissen gegeben ist, in den andern (oder einigen ihm bekannten) Evangelien für genügend

ausgesprochen, für erschöpft hielt, und sich darauf beschränken zu müssen glaubte, Einiges nachzutragen, warum dann nicht wenigstens eine Hinweisung auf jenes von ihm kaum berührte Element? Wenn er aber ein genügendes, selbständiges Lebensbild geben wollte, wie konnte er glauben, den Körper dabei in dem Grade, wie er es that, übergehen zu dürfen? Wenn er endlich von dem Gedanken „des Lebensbrodes“ so völlig erfüllt war, daß er an Anderes nicht dachte, weßhalb überging er dann die vollste Aeußerung dieses Gedankens, das Abendmahl? Doch wie gesagt, auf diese Fragen wird Deine Arbeit directe oder indirecte Antwort geben.

Und damit sei denn die lange Epistel plötzlich geschlossen.

Uechtritz an Schnaase.

Görlitz, 9. Oktober 1870.

Dein jüngster Brief, mein theurer Schnaase, und die tieffreundschaftliche Gesinnung, die sich darin ausspricht, hat mich recht in innerster Seele gerührt und meinen schon lange in mir getragenen Entschluß, Dir wenigstens einige Züge meiner Handschrift wieder einmal vor's Auge zu führen, zur Ausführung gebracht. Du würdest es gewiß, wenn Du meine Lage ganz überschauen könntest, entschuldigen, daß ich mich, was den Verbrauch des mir noch gebliebenen Augenlichtes, wie des Proviantrestes in einer belagerten Festung, betrifft, einer gewissen zaghaften Sparsamkeit und selbst Knauserei nicht entschlagen kann, so daß ich mich alles Lesens, außer des zu meiner schriftstellerischen Arbeit durchaus nöthigen (was ebenfalls auf's äußerste reducirt ist) und höchst selten einiger Zeilen in einem Dichterwerke zu wehmüthigem halb verstohlenem Genusse, oder einem sonst aufgeschlagenen Buche enthalte, und daß ein Brief ein Opfer für mich geworden ist. Auf das Dictiren habe ich mich noch nicht einrichten können. Auch würde nur dann etwas Gedeihliches dabei herauskommen, wenn ich in der Lage wäre, mir einen eigens dazu abzurichtenden Secretär zu halten. Aber genug von den

Tristien, die mich oft über die Verwegenheit staunen machen, dabei noch an die Ausführung eines Werkes, wie des unter meiner Feder befindlichen, zu denken. Wenn wir uns doch einmal zu traulich mündlicher Verhandlung gründlich begegnen könnten, nur noch einmal im Leben. Sollten Dir Deine Studien denn nicht einmal wieder den Besuch der Dresdner Galerie, wenn nicht dringend nöthig, doch wünschenswerth machen? Wäre es auch im heißesten Juli, ich würde es möglich zu machen suchen, dort die Zeit mit Dir zuzubringen. Auch haben wir jetzt hier ein paar empfehlenswerthere Gasthöfe. Es würde mich sehr beglücken, Dir einen näheren Bericht über meine Arbeit und meinen sich mir dabei immer klarer herausstellenden Standpunkt zu geben. Sagt mir doch eine innere Stimme, daß Du mir mit einiger Befriedigung darauf folgen würdest.

Was hätten wir nicht mit einander zu besprechen! Meinen Gedanken und Gefühlen über die begeisternd große und dabei so grausige Zeit, die wir durchleben, in diesem Briefe genügenden Ausdruck zu geben, muß ich verzichten. Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, das ist die Beschaffenheit der Stimmung, in der man sich auf und ab wogen fühlt. Auch unsre Familie ist — wie jetzt beinahe eine jede — von der schmerzlich schrecklichen Seite dieser Tage durch den Verlust eines theuren Gliedes betroffen worden. Auch hat sich der Verlust durch besondre Umstände noch herbe verbittert. Aus anscheinend ganz sicherer Quelle (auf Angabe seines Regimentschefs) fand sich mein Neffe,*) der Sohn meiner verstorbenen Schwester, Hauptmann im Regimente Königin Augusta, als am 18. August beim Sturm der Garden auf St. Privat gefallen, in einem Berichte der Kreuzzeitung angezeigt. Die nächsten Verwandten, der alte Vater, mein Bruder aus Dresden, ein väterlicher Oheim aus der Nähe von Breslau, hatten sich auf die schmerzliche Kunde hier um die trauernde Schwester, meine Nichte, versammelt. Alles hatte bereits Trauer angelegt, als die freudig überraschende Nachricht einging, daß der

---

*) Gustav von Haugwitz.

Todtgeglaubte noch lebe, schwer verwundet, durch Auge und Kopf geschossen, doch nicht ohne Hoffnung. Außerordentliche Entschlüsse und Maßregeln, um dem Leidenden zum Beistande zu eilen, wurden gefaßt und ausgeführt, große Schwierigkeiten, um ihn aufzufinden, mußten überwunden werden — und der Schluß nach Wochen schweren Leidens für ihn, und ängstlichen Bangens, untermischt mit trügerischer Hoffnung von Seite der Seinen war seine am letzten Mittwoch erfolgte Bestattung auf dem Familiengute Lähnhaus, wohin man die Leiche geschafft hatte.

Von Max Balan*) haben wir bis jetzt gute Nachrichten; Gott helfe weiter! Er ist am 18. August und bei Sedan dabei gewesen, und befindet sich jetzt vor Paris. Bei einem Besuche, den er uns in diesem Sommer machte, hat er uns durch sein gutmüthig verständiges, unverwöhnt empfängliches, anspruchlos zufriedenes Wesen sehr für sich eingenommen, wodurch unsere sorgliche Spannung um ihn noch erhöht worden.

Schnaase an Uechtritz.

Wiesbaden, den 18. Dezember 1870.

Dein lieber Brief vom 9. Oktober hat mich ungemein erfreut; es war denn doch wieder ein Lebenszeichen, und zwar in seiner klaren und festen Handschrift und in der eingehenden Besprechung naheliegender Angelegenheiten ein Zeichen recht kräftigen Lebens. Es versteht sich, daß ich Dir die Schonung Deiner Augen in keiner Weise verarge, aber ich möchte nur, daß wir ein Mittel fänden, um trotz dieses Hindernisses nicht außer Verkehr zu kommen. Der Mensch, so lange er lebt, verändert sich, im Geistigen wie im Leiblichen, ja wohl noch stärker in jenem. Auch hier wird man zwar auch unter den fremdgewordenen Zügen stets dieselbe Individualität wieder finden, aber oft schwerer und oft schmerzlicher. Denn die geistige Veränderung wird nicht wie die leibliche durch den gleichmäßigen Lauf der Zeit und durch derbe, unumstößliche Gesetze geleitet, sondern sie bewegt sich in

*) Jetzt Landrath im Kreise Schlawe.

Gegensätzen und in der unberechenbaren Reaction der Willensfreiheit gegen fast ebenso unberechenbare sittliche Eindrücke. Während man daher in physischer Beziehung sicher ist, bei dem Wiederbegegnen sich wieder zu finden, bedarf das geistige Leben nothwendig der Mittheilung und der Theilnahme an dem Wandel der Anschauungen. Und deshalb bedaure ich es so sehr, daß dieser Verkehr uns erschwert ist. Wenn Dein Werk, das Dich jetzt beschäftiget, herausgekommen sein wird, werde ich zwar von dem Gedankengange Deiner letztverflossenen Jahre gründlich unterrichtet werden, aber es wird mir das zu lange, und ich muß fürchten, auf Deine Resultate nicht so völlig eingehen zu können, wie es bei lebendigerem Verkehre der Fall sein würde. Indessen muß man sich in die Umstände fügen, und wir wollen uns bescheiden, uns in sparsamer Correspondenz wenigstens „auf dem Laufenden" zu erhalten.

Ueber die großen Ereignisse des Tages zu sprechen, ist weniger Noth. So tief sie das Gemüth ergreifen, können wir nicht zweifeln, daß wir sie im Ganzen in gleicher Weise aufnehmen. Im Einzelnen aber wächst das Thema so riesengroß an, daß unsre Schreibkräfte nicht hinan können. Nur das Tragische, die herzerschütternden Verluste, mit denen unsre Siege erkauft worden, die Trauer, die in so vielen näher oder ferner befreundeten Familien herrscht, die bange Sorge über das Ende dieses menschenmordenden Krieges würde zunächst in den Vordergrund treten. Und dem dürfen und sollen wir uns doch nicht zu sehr hingeben! Glauben und Hoffnung verlassen mich nicht; ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß Gott Alles zum guten Ziele hinführen wird. Aber ich kann nicht leugnen, daß die Besorgniß für die unmittelbaren Erfolge, die Frage, ob sie so großer Opfer werth sein werden, mich oft überfällt.

Arbeit, Rückkehr zu den gewohnten friedlichen Studien ist bei diesen öffentlichen Zuständen mir ein nothwendiges Beruhigungsmittel. Es würde vielleicht noch stärker wirken, wenn ich mich wie Du unmittelbar in religiöse Betrachtungen versenken könnte. Statt dessen habe ich die Pflicht, meine Fachstudien

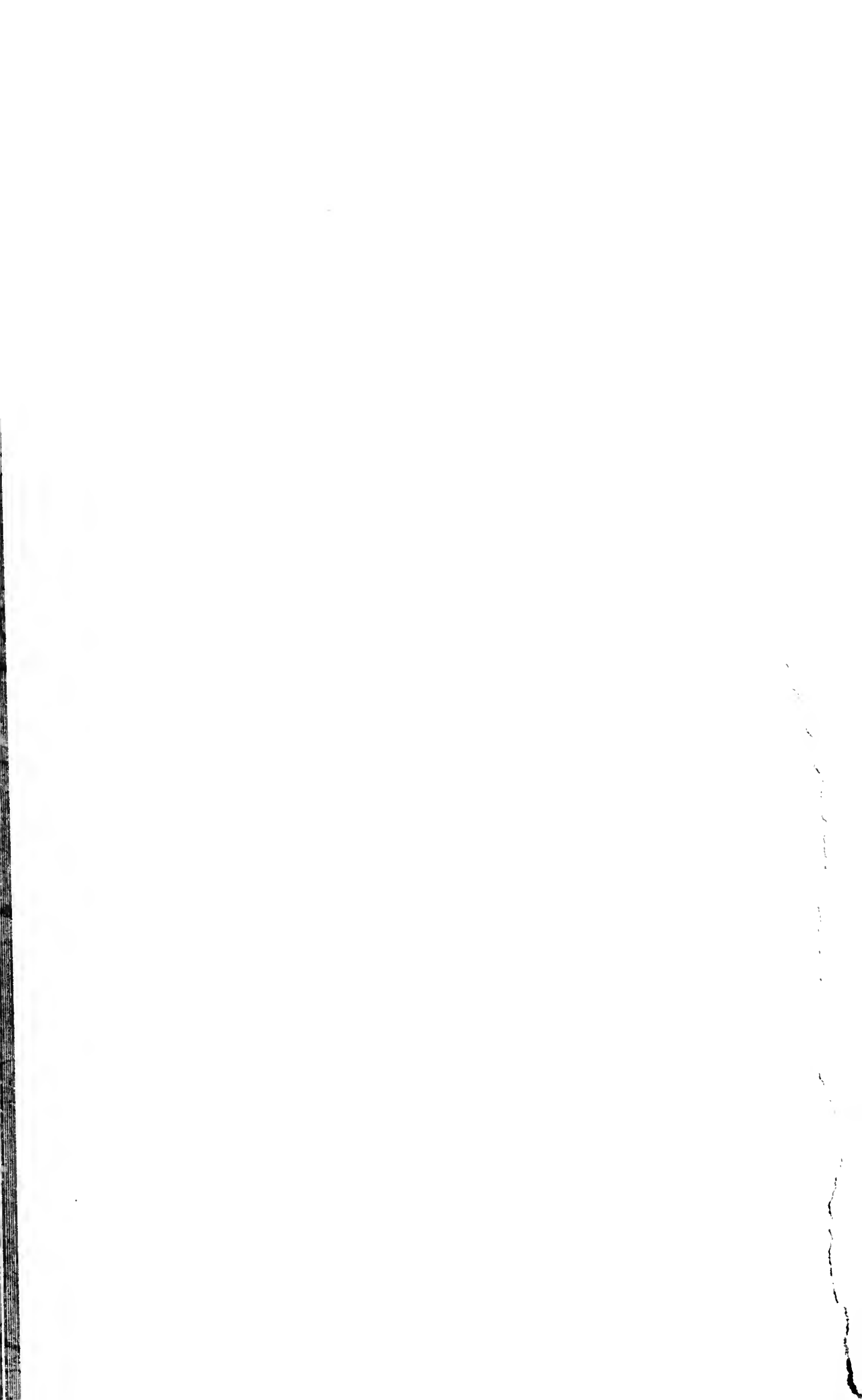
möglichst zu vervollkommnen und abzuschließen. Gern möchte ich noch einen Band (den achten) vollenden, der seit Jahren in einem jetzt veralteten Entwurfe vor mir liegt, aber leider scheint die angefangene zweite Auflage es nicht dazu kommen lassen zu wollen. Mein Freund Lübke hatte sich erboten, mir die Redaction einiger Bände abzunehmen. Aber leider hat seine Gesundheit und seine, wie Du wissen wirst, in sehr ernster Weise verminderte und gefährdete Sehkraft dies Project wieder zerschlagen. Er hat es nach kurzen Anfängen aufgeben müssen und mich dadurch genöthigt, die wieder aufgenommene und mir sehr angenehme Arbeit an jenem achten Bande wieder zu unterbrechen.

Gern spräche ich mich auch über manche literarische Erscheinung, alte und neue, mit Dir aus. Von alten Bunsen's Bibelwerk. Von neuen unter Anderen Haym's Geschichte der romantischen Schule. Wenn es Dir auch an einem Secretäre fehlt, so doch wohl nicht ganz an befreundeten Vorlesern. Einen Secretär wünsche ich mir auch sehr, weiß es aber nicht anzufangen, ihn zu erhalten und mir zuzuziehen.

Mein Brief sollte eigentlich ein Festbrief sein und statt andrer Gabe sich auf Deinem Weihnachtstische präsentiren. So wollte es meine Gebieterin, die mich deshalb heute zu dem lange beabsichtigten Briefe trieb. Allein mein Bedürfniß prosaischen Aussprechens war zu groß und hat sich vorgedrängt. Damit entschuldige Du diese Formlosigkeit, an der Du Deinen alten Freund erkennst.

Herzliche Wünsche für Euch beide, meine lieben Freunde, zu dem nahenden schönen Feste, zum neuen Jahre und für alle Zeit! In alter Liebe und Treue

Dein Schnaase.



Briefwechsel

zwischen

Friedrich von Uechtritz und Friedrich Hebbel.

(Theilweise abgedruckt im Wiener Litteraturblatt 1878.)



Friedrich von Uechtritz an Friedrich Hebbel.

Dürkheim am Haardtgebirge, 21. September 1854.

Hoffentlich, mein theurer Hebbel, werden Sie sich schon selber die rechte Erklärung dafür gegeben haben, wenn Sie bis jetzt noch ohne Nachricht von mir geblieben sind. Ich wollte nicht wieder vor Ihnen erscheinen, ehe es mir nicht gelungen war, wenigstens einige Ihrer Hauptwerke kennen zu lernen; und bei der Einrichtung unseres Buchhandels, wonach man in der Regel nur die kürzlich erschienenen Bücher vorräthig findet, wollte mir dies weder in Bamberg, noch in Nürnberg, Ulm 2c., wo ich überall nachfragte, gelingen. Nach München, wo ich mehr Hoffnung gehabt hätte, sind wir wegen der Cholera nicht gekommen. So habe ich mir denn bei einem längeren Aufenthalte in Stuttgart einige Ihrer Dramen (Judith, Genoveva, Maria Magdalena, Herodes und Mariamne 2c.) durch den dortigen Buchhändler Köhler verschreiben lassen, da ich sie nicht blos aus einer Leihbibliothek lesen, sondern selbst zu besitzen wünschte.

Lassen Sie mich, mein theurer Freund, unter der Gewalt des ganz frischen Eindrucks, den ich von der zuletzt gelesenen Tragödie „Herodes und Mariamne" empfinde, mit dieser beginnen. Es wird mir schwer, Worte zu finden, um die Bewunderung, die ich für dieses Werk fühle, auszudrücken. Welche Tiefe der historischen Anschauung, welche Schärfe und Feinheit, welcher Adel in der Charakterzeichnung, welche Dialektik der Leidenschaft, welche

Macht des Pathos, das in der Scene, wo Herodes auf dem Feste Mariamnens erscheint, eine Höhe ersteigt, die mich noch in diesem Augenblicke, wenn ich mir den ersten Eindruck, den ich davon empfangen habe, in seiner Stärke zurückrufe, zusammenschauern macht. Und dabei diese Meisterschaft der dramatischen Form, der innern wie äußern, diese ächt dramatische, sich in vollster Freiheit bewegende, jeder Schwingung des Charakters, der Leidenschaft, der Situation anschmiegende und doch (ohne Prunk der Rhetorik) stylhafte, wohllautvolle Behandlung des Jambus, die Kunst des Dialoges in scharf einschlagenden Wechselreden! Selbst das Einzige, was mir bei dem Werke zweifelhaft wurde, ob nämlich der starre, aufruhr- und verschwörungslustige Sameas eine hinreichend reine Gestalt sei, um ihm eine Prophezeiung auf das Erscheinen des Heilandes in den Mund legen zu dürfen (eine Prophezeiung, für welche das Evangelium nur Seelen von der Reinheit des Greises Simeon und der frommen Hanna geweiht und würdig erachtet), selbst dieses Bedenken habe ich mir dadurch zu lösen gewußt, daß Sameas, indem er aus Gesetzestreue den Selbstmord zurückweist und standhaft die härtesten Martern duldet, eine Läuterung in sich erlebt, die ihn würdig macht, als Organ des heiligen Geistes von der Ankunft des Gottmenschen in der Menschheit zu zeugen.

Am Nächsten in meiner Bewunderung möchte ich dem „Herodes und Mariamne" die „Genoveva" stellen. Nicht blos, weil ich auch hier einer poetischen Urkraft und Scenen des erschütterndsten Pathos begegne (denn beides findet sich mehr oder weniger in allen Ihren Dramen), sondern weil mir, trotz einiger Bedenken im Einzelnen, das Gedicht als Ganzes einen großartig befriedigenden Eindruck gewährt. Die Gestalt Ihrer Genoveva gehört zu dem Schönsten, Edelsten, Reinsten, was die Poesie je geschaffen hat; Ihr Golo behält, trotz aller Verruchtheit, durch einen gewissen Grundton seines Wesens und einen, ich möchte sagen, Raphaelischen Adel und Zauber der Form, der über ihn gegossen bleibt, etwas Anziehendes; der tolle Klaus ist ein genialer Gedanke. Ueber Margarethen und noch mehr über Sieg-

fried dagegen bin ich noch nicht ganz zum Abschluß in mir gekommen. Es scheint mir, daß der Mann, den wir in der Abschiedsscene von Genoveven so zart und innig auf die himmlische Reinheit seiner Gattin haben eingehen, ein so tiefes Verständniß davon haben äußern hören, später nicht so rasch und leicht von dem schmählichsten Argwohn umgarnt werden dürfe; als ob hier noch etwas zu vermitteln gewesen wäre. Doch behalte ich mir mein definitives Urtheil bis nach nochmaliger Lesung vor, da ich bei einer gewissen epigrammatischen Natur Ihrer Poesie bereits die Erfahrung gemacht habe, daß mancher Anstoß an Ihren Gedichten bei einer zweiten Lesung gehoben wird.

Ihre Judith war das Erste, das ich von Ihnen las; die vier ersten Acte kamen wie ein Wogensturz der Poesie über mich, so daß ich das ganze Drama an einem Nachmittage, fast ohne aufzustehen, gelesen habe. Wie viel ist auch hier zu preisen und zu bewundern; auch fühle ich recht wohl das Wahre in dem, was Sie in Ihrer trefflichen Vorrede zur „Maria Magdalena" zur Rechtfertigung des 5. Actes sagen. Es ist Ihnen aber, wie ich offen gestehen muß, durch diese Rechtfertigung nur gelungen, den Stoff in seiner biblischen Ursprünglichkeit als eine höchst schwierige, vielleicht nicht zu lösende Aufgabe für den dramatischen Dichter nachzuweisen. Mir bleibt der Zweifel, ob sich dieser Stoff mit einer psychologisch-pathologischen Umgestaltung wie diejenige, die Sie damit vorgenommen haben, verträgt, ob er dadurch nicht in seinem innersten Wesen aufgehoben wird. Doch ein anderes Bedenken ist fast noch größer. Es ist offenbar nicht blos die physische Naturkraft im Holofernes, die überwältigend auf die Seele Ihrer Judith wirkt; Sie haben Ihrem Titanen auch eine geistige Größe der Mannheit zu geben gesucht und er soll auch durch diese das Weib in Judith verwirren, wie es sich in den Worten der letzteren ausspricht: „Hüte mich, Gott, daß ich nicht verehren muß, was ich verabscheue." Aber diese geistig imponirende Wirkung scheint mir nicht hinreichend motivirt. Jener Ausruf Judith's bezieht sich darauf, daß Holofernes das listige Heranschleichen Ephraim's

brandmarkt, weil dieser „die Gefahr feig und klug vorher abgekauft habe," daß er nur ein off'nes kühnes Draufgehen gelten läßt. Aber der Vorwurf trifft nicht; die Gefahr war nicht abgekauft. Ephraim mußte gewärtigen, daß ihn die Trabanten des Holofernes sofort niederhauen würden, wenn ihm die That gelinge, daß er vielleicht unter Martern sterben müsse. Das drängte sich wenigstens mir auf, als ich den Vorwurf des Holofernes las, und ließ mich eher eine Vertretung Ephraim's von Seiten der Landesgenossin gegen die ungerechte Beschuldigung, als eine „Verehrung" des Holofernes in ihrem Munde erwarten.

Auch in „Maria Magdalena" (und vielleicht mehr, als in irgend einem Ihrer anderen Dramen) bewundere ich die knappe dramatische Gliederung, die doch keineswegs an Trockenheit und Dürre leidet, sondern sich nur gleichsam, wie die ringgeübten Formen des borghesischen Fechters, allen unnützen Fettes entkleidet hat, dabei aber die gestählten Sehnen einer edlen Menschennatur in gefälliger Rundung zeigt; ich bewundere überhaupt das ganze Gedicht — vor Allem den Charakter Anton's, — bis auf einen einzigen Punkt, der aber allerdings zu tief in den Kern des Gedichtes hineingreift, als daß ich so leicht darüber hinwegkommen könnte. Auch wenn ich Ihnen zugeben will, daß es Ihnen gelungen sei, das Erliegen Clara's unter dem Andringen Leonhard's zu motiviren: die Hingebung eines Mädchens an einen Mann, den sie nicht liebt, behält, mag sie motivirt werden wie sie will, für unsere Vorstellung etwas Unangenehmes, eben so psychisch als sinnlich Widriges. Ueberhaupt ist der Fall zu singulairer, absonderlicher Art, um füglich die Wurzel eines Dramas abgeben zu können, das es sich zur Aufgabe stellt, ein Spiegel allgemein menschlicher, wie zeitgemäßer Zustände und Verhältnisse zu sein. — Die Hinneigung zur Darstellung von dergleichen absonderlichen Verhältnissen, Motiven und psychologisch-pathologischen Entwickelungen möchte überhaupt die schlimmste Klippe sein, vor der Ihre Poesie sich zu hüten hat.

Bei Ihrer Julia will ich gleich mit dem wesentlichsten Bedenken, das ich dabei habe, anfangen. Hier wäre vielleicht

mit wenigen Strichen zu helfen gewesen, um das Gedicht, wenn auch nicht für die Staats- und Volksbühne — für die es sich mir unter keinen Umständen, schon wegen der ungewöhnlichen, rein formalen Bedeutung, welche die Ehe am Schlusse desselben einnimmt, zu eignen scheint — aber wohl für ein Publikum von tieferer, tiefeindringender und abwägender Bildung unanstößig zu machen. Ich erkenne und ehre den ethischen Sinn, der in Ihnen, im Unterschiede von vielen unserer literarischen Zeitgenossen, lebt; ich weiß es nach seinem Werthe zu schätzen, daß Sie die Bedeutung und Schwere der Sünde, die Nothwendigkeit der Buße fühlen, kann aber darüber, was Sünde und was Buße sei, keine anderen als die ewigen Normen anerkennen, hinsichts deren ich die Offenbarung mit den tiefsten Forderungen unserer Vernunft im Einklange finde und die ich bei Shakespeare nie verkannt sehe. Die Tragödie kann den Selbstmord nicht entbehren; es ist ihr erlaubt, sich darüber, ob sie darin eine bloße Flucht aus der Unerträglichkeit des Lebens oder eine heroische That sieht, allen ausgesprochenen Urtheils zu enthalten (wie es Shakespeare in Romeo und Julie, im Othello ꝛc. thut); aber sie darf ihn nie und nimmer, gleich Müllner in der Schuld, als That der Entsühnung hinstellen. Geschieht dies aber nicht am Schlusse Juliens? Bleibt es nicht ganz ebenso ein Selbstmord, wenn Bertram seinen Tod binnen Monatsfrist durch tollkühnes Gemsenjagen zu ereilen sich vornimmt, als wenn er sich sofort den Dolch in's Herz stieße? Daß er sich der Zukunft Juliens und Antonio's zum Opfer bringt, kann die Natur und Bedeutung seines Entschlusses nicht wesentlich ändern, da seine blasirte Lebenssattheit den Werth des Opfers zu sehr beeinträchtigt. Doch wären vielleicht nur wenige Zeilen zu streichen, um den Uebelstand zu heben; ich meine die Worte Bertram's: „Ha, es kommt mir doch vor, als ob noch etwas folgte, als ob, wer redlich büßte, irgendwo auf einen freundlichen Empfang rechnen dürfte!“ in denen sich die Schätzung des Entschlusses Bertram's von Seiten des Dichters als Buße und Reinigung zu deutlich ausdrückt. Es müßte nach meiner Mei-

nung ganz dem Urtheile des Lesers oder Zuschauers anheim gestellt bleiben, was er von Bertram und seiner Handlungsweise halten, welchen Werth er ihr beilegen will. Wie immer in der Tragödie, würde Ihr Held dabei nicht zu kurz kommen.

Wie vieles Treffliche und Herrliche ist außerdem in dieser Julia! Wie gern kehre ich, nachdem ich in dem Vorhergehenden durch offenes Aussprechen über das, was mir in ihr und jenen andern Dramen zum Anstoße gereicht hat, mein Gewissen erleichtert habe, zu Lob und Anerkennung zurück! Sind doch die berührten Anstöße höchstens die Fehler und Flecke einzelner Werke, die, wie Herodes und Mariamne und schon Genoveva beweisen, vermieden und abgelegt werden können und gewiß — dafür bürgt der Ernst Ihres Strebens — bei immer reinerer Entfaltung Ihres Wesens immer mehr einer ungetrübten Schönheit und Vollendung Platz machen werden. Auch in der Julia bewundere ich die Lessing'sche Knappheit und dabei Raphaelische Reinheit der Umrisse. Die Erzählung Tobaldi's von der Geburt und Kindheit Juliens, die Erzählung der letzteren von ihrem Falle und Antonio's von seiner Jugend sind so vortrefflich, als nur irgend etwas, das ich von Ihnen kenne. Wenn ich oben meine Bewunderung Ihrer Behandlung des dramatischen Jambus ausgesprochen habe, so bewundere ich fast noch mehr Ihre dramatische Prosa in der Julia, wie in Maria Magdalena und Judith, die an gedrungener Kraft und dabei Schwung und Wohllaut in deutscher Sprache kaum ihres Gleichen haben dürfte.

Doch vor Allem lassen Sie mich auf Genoveva und Mariamne, diese köstlichen Schöpfungen eines urbegabten Genius zurückblicken und dabei meine Freude über das Glück aussprechen, das mir so unverhofft noch in späteren Lebensjahren zu Theil werden sollte, der gewaltigsten Dichterkraft unter meinen jüngeren Zeitgenossen in Freundschaft nahe zu treten und den edlen Freundeskreis, den mir ein gütiges Loos unter meinen besten Mitlebenden zugeführt hat, in so reicher Weise ergänzt und geschlossen zu sehen.

Unsere Reise hat eine ganz andere Wendung genommen

als wir gedacht hatten. Noch am Morgen unserer Abreise von Marienbad erfuhren wir das Auftreten der Cholera in München; in Bamberg kamen weitere Nachrichten, die uns bewogen, den Aufenthalt in München und in Folge dessen die Reise nach Tirol aufzugeben und uns statt dessen über Ulm nach dem Bodensee zu wenden. So sind wir denn — nachdem wir mit Freund Schnaase ein paar schöne Tage in Bamberg und Nürnberg verlebt hatten, auf den Flügeln der Eisenbahn dem Bodensee zugeeilt und haben einige Zeit in den Umgebungen desselben verweilt, bei Schaffhausen das Naturwunder des Rheinfalles beschaut und von Rorschach aus über St. Gallen einen Ausflug in das herrliche Appenzeller Land, zu den Bädern Gais und Weisbad gemacht. Von Friedrichshafen aus gingen wir hierauf nach Stuttgart, wo wir in Erwartung eines Briefes meiner Schwägerin über acht Tage blieben, die mir im Genusse Ihrer Dramen und durch die gastliche Aufnahme von Seiten meines Freundes, des Oberhofpredigers Grüneisen und seiner liebenswürdigen Familie, des aus Hamburg übersiedelten Buchhändlers Besser, des preußischen Gesandten Grafen Seckendorf, eines nahen Freundes des Bruders meiner Frau (bei dem ich Wolfgang Menzel kennen lernte) gar angenehm vergingen. Von da lockte uns der Wunsch, auf unserer Reise doch wenigstens irgendwo einiger theatralischer Genüsse theilhaftig zu werden, und das hohe Lob, das der Theaterverwaltung Eduard Devrient's Seitens des mit letzterem persönlich befreundeten Grüneisen gezollt wurde (der sich bei warm religiösem Sinne doch eine große Unbefangenheit in Betrachtung des Theaters bewahrt hat) nach Karlsruhe. Hier wurden wir von Devrient, einer gar edlen, fein gebildeten, liebenswürdigen Persönlichkeit, auf das freundlichste aufgenommen, brachten gleich den ersten Abend unserer Ankunft an seinem Theetische zu, erfreuten uns einiger gelungenen Darstellungen, unter denen namentlich die eines Lustspiels von Benedix „Eigensinn" als ein kleines Cabinetstück an Präcision und Rundung zu loben war; lasen mit hohem Genusse, ich kann sagen mit Erbauung die vortreffliche Schrift von Devrient über das Ober-

Ammergauer Passionsspiel und langten am 9. September über Mannheim hier in Dürkheim an.

Die schönen Tage unseres Zusammenseins in Marienbad stehen noch in wärmster Frische in unserer Erinnerung. Auch meine Frau, die sich eben jetzt mit gespanntem Entzücken in Ihre Genoveva vertieft, schwärmt noch oft davon.

Friedrich Hebbel an Friedrich von Uechtritz.

Wien, den 3. November 1854.

Wohl dürften Sie, mein sehr verehrter Freund, mich schmählichen Undanks anklagen, weil ich Ihren schönen Brief bis jetzt ohne Antwort ließ. Aber die ersten vierzehn Tage nach Empfang desselben durfte ich Sie noch nicht zu Hause erwarten, und wie es seitdem bei uns in Wien aussieht, wissen Sie ohne Zweifel aus den Zeitungen. Die Cholera ist seit vier Wochen hier, und sie ist an meiner Thür nicht vorbeigegangen, wenn sie auch nicht in der allerbedenklichsten Form auftrat. Meine arme Frau, die sich den mit dem Theater untrennbar verbundenen und jetzt so gefährlichen Erkältungen nicht entziehen kann, wurde befallen, und ich hatte acht Tage lang ernstlich für sie zu zittern. Jetzt ist die Gefahr freilich vorüber, aber sie fühlt sich noch unendlich schwach, und muß sich sehr in Acht nehmen, denn gar oft hat die Entkräftung, welche die Krankheit zurückläßt, einen Typhus zur Folge. Das sind denn Zustände, die auch den regsten Mittheilungstrieb ersticken und ganz einsam abgethan sein wollen. Rechnen Sie noch hinzu, daß man gerade am Krankenbett den schneidenden Dualismus der Zeit am bittersten empfindet, weil man nicht weiß, welcher der beiden ärztlichen Schulen, die miteinander ringen und kämpfen, man vertrauen soll, wenn man sie in ihren Principien und Resultaten etwas näher kennt! Hier hat die Homöopathie, die sich zweifelhafter und, wie Liebig behauptet, gar nicht existirender Kräfte bedient,

sich nach den öffentlich vorliegenden Ausweisen besserer Erfolge zu rühmen, wie die Allopathie, die mit unberechenbaren Mitteln wirkt. Dennoch blieb ich nicht lange bei meinem homöopathischen Hausarzt, den ich sonst sehr schätze, sondern rief meinen Freund, Prof. Brücke, unseren berühmten Physiologen, in meiner Herzensangst herbei, der eigentlich nicht ordinirt, der aber mir zu Liebe doch wieder zum Handwerkszeuge griff, und auch rasch, in einer einzigen Nacht, eine günstige Wendung herbeiführte. Sie mögen sich denken, wie dankbar ich ihm bin! Was mich selbst betrifft, so bin ich, bis auf das allgemeine Mißbehagen, das sich immer einstellt, wo der unheimliche Gast einspricht, verschont geblieben, und hoffe auch ferner verschont zu bleiben. Ich vertiefe mich bei dergleichen Welt-, Stadt- oder Land-Calamitäten immer, so lange sie meine eigene Schwelle noch nicht überschritten haben, mit aller Energie des Geistes in irgend eine Arbeit und habe in dieser meiner Taucherglocke schon mehrere Cholera-Besuche und nebenbei auch die deutsche Revolution, während deren mein Herodes entstand, ohne sonderlichen Nachtheil an mir vorübergehen sehen. Diesmal ging das freilich nicht, wenigstens bis jetzt nicht, aber nun thut die Freude über die Genesung schon das Ihrige, auch steigt das griechische Stück, von dem ich Ihnen sprach, schon wieder vor mir auf, so daß ich auf baldige Thätigkeit rechnen darf. Nach meiner Erfahrung aber soll man sich, was die Aerzte auch sagen mögen, vor nichts mehr hüten, als vor Abspannung und Müßiggang.

Lassen Sie sich nun zunächst für den Genuß danken, den mir Ihr Roman*) verschafft hat. Sie hatten ganz Recht, er ist in Wien wenig bekannt geworden, was ich auch vollkommen begreife, nun ich ihn kenne, denn es ging mir mit Ihrem Werke nicht viel besser, wie Ihnen mit meinen Sachen, es kostete mir große Mühe es aufzutreiben. Aber ich wurde auch dafür belohnt, als ich mich nun endlich hinsetzen und an Ihrer Hand das religiöse Labyrinth des sechzehnten Jahrhunderts durchwan-

---

*) „Albrecht Holm."

dern konnte. Sie hatten sich die Aufgabe wahrlich nicht leicht gestellt, als Sie sich entschlossen, den Dualismus der weit auseinander geklafften Gegensätze in ein und dasselbe Individuum hineinzulegen und um dieses herum eine auf- und absteigende Linie einseitiger Naturen zu gruppiren, die eine um so mächtigere Anziehungs- und Abstoßungskraft auf den Mittelpunkt ausüben müssen, als sie das Gesetz der Polarität nicht einmal ahnen. Die Gefahr, bei der Lösung entweder in's Sprunghafte und Nebulöse, oder in's Abstracte und Doctrinäre zu gerathen, lag gewiß sehr nah, aber Sie haben sie so gänzlich vermieden, daß Ihr Werk nach meiner innersten Ueberzeugung in vielen seiner Partien zu dem Vorzüglichsten gehört, was unsere Literatur im Gebiete des psychologischen Romans besitzt. Anfangs, um es Ihnen nicht zu verhehlen, war ich nicht ohne alle Besorgniß, daß es Ihnen gehen möchte, wie Tieck in seinem Cevennenkrieg, der in den Krisen doch weit öfter das Horn des Oberon bläst, um neue Verhältnisse zu Stande zu bringen, als er sie aus dem innersten Kern seiner Charaktere hervorwachsen läßt. Aber diese Angst verlor sich sehr bald, und wie man zu dem Zauberer, der das erste Wunderschloß augenblicklich zu öffnen weiß, rasch Vertrauen faßt und nicht mehr zweifelt, daß es ihm auch mit dem zweiten und dritten gelingen werde, so ging ich, nachdem ich Ihren ersten Band hinter mir hatte, dem zweiten und dritten mit der größten Zuversicht entgegen. Ich glaube nicht, daß Ihrem großen Kirchen-Gemälde im Allgemeinen irgend eine Phase fehlt, die hätte vertreten werden müssen, und wenn im Besonderen einzelne Gestaltungen auch hie und da an's Begriffmäßige ein wenig streifen, so thut das der reinen Wirkung der Totalität keinen Eintrag, weil sich dem minus immer wieder ein plus in anderen Figuren gegenüber stellt. So sind zum Beispiel Tebaldo und Lucrezia wahre Meisterstücke; Agnes ist es wohl weniger und am Schluß würde ich überhaupt Einiges tadeln, wenn ich mich nicht erinnerte, daß der Roman keine ganz reine Form ist und dies irgendwo bezahlen muß.

Ihrer Rosamunde dagegen bin ich nicht habhaft geworden

und die Direction des Hof-Burgtheaters mag und kann ich nicht darum begrüßen. Da sie schwerlich im neufranzösischen Styl gehalten sein wird, so wäre der Liebe Mühe auch jedenfalls umsonst. Sie wundern sich vielleicht und fragen: aber Shakespeare wird doch protegirt? Das ist ganz richtig, ich bin jedoch sehr im Zweifel, ob er es nicht vorzöge, vollständig ignorirt zu werden, oder sollte es ihn z. B. freuen, den Heinrich IV. in fünf Acte zusammengedrängt zu sehen, blos damit die Gallerie, die nachgerade freilich auch in Logen und Parterre Terrain gewinnt, sich an der Caricatur des Falstaff ergötze? Ich glaube nicht und Sie stimmen mir wahrscheinlich bei. Dem Vernehmen nach wird im nächsten Monat mein Michel Angelo, ein bis jetzt nur als Manuscript gedrucktes Drama, das ich vorzugsweise als ein ethisches bezeichnen möchte, hier zur Aufführung gelangen. Ich kümmere mich gar nicht darum, denn es wird sein, als ob Glockengeläute in den Jahrmarktslärm hineinschallt. Wozu die Mahnung von oben? Sie stört nur das allgemeine Behagen, denn sie paßt nicht zu Kinderknarren und Weihnachtsflöten. Ueber dem deutschen Drama waltet nun einmal ein schlimmer Stern; wehe dem, dessen Wesen absolut an diese Form gebunden ist. Hier in Wien werden jetzt Hunderttausende verschwendet, damit eine Bühne, die noch vor sieben Jahren in wunderbarem Zusammenspiel und maaßvoller Naturtreue in ganz Europa ihres Gleichen suchte, der Oper möglichst nahe komme. Sie trauen mir zu, daß ich nicht aus persönlicher Gereiztheit, wozu nicht einmal besonderer Grund vorhanden wäre, so spreche; aber schon haben wir Illustrationen zu Schiller's Glocke und ein Publikum, das sich die Worte, der Bilder wegen, höchstens noch gefallen läßt.

Ich brauche Ihnen, mein theurer Uechtritz, wohl nicht erst zu sagen, wie innig Ihr Wort über meine Thätigkeit mich erquickt hat. Sie haben mir im Ganzen und Großen so viel zuerkannt, daß ich mich schämen würde, das Detail zu vertheidigen, selbst da, wo ich es anders accentuire, wie Sie, was allerdings wohl hie und da der Fall sein dürfte, namentlich in der Julia

und Maria Magdalena. Ihre Einwendungen gegen die Genoveva finde ich durchaus begründet, auch bezeichnen sie den Punkt, wo überhaupt für mich die Gefahr liegt, sehr richtig; es ist wahr, mich hat das Seltsame, weit vom Wege Abliegende, bisher mehr als billig gereizt, und die Entschuldigung, die sich daraus vielleicht hernehmen läßt, daß bereits allzuviel Stoffliches verbraucht ist, um das Schweifen nicht als eine halbe Nothwendigkeit erscheinen zu lassen, reicht nicht aus. Nur die Anschauung, aus welcher die Judith hervorging, möchte ich retten, weil ich sie als die Grundwurzel meiner Natur bezeichnen muß, und weil ich glauben möchte, daß Sie sie weniger aus ästhetischen, als aus religiösen Gründen anfechten. Von meinem Standpunkte aus muß ich selbst Jesus Christus für das Drama reclamiren, und er würde doch nur insoweit Gegenstand desselben sein können, als er einen ähnlichen Proceß, natürlich ganz anderen Mächten gegenüber, durchmachte, wie die Judith. Viele Hyperbolien des Holofernes, obgleich historisch vorgebildet in Alexander und den römischen Imperatoren, theilweise sogar repetirt in Napoleon, gebe ich Ihnen natürlich willig preis, wie ich denn selbst an dem Werk eigentlich nur noch die Stimmung und am Detail nur den Propheten und die Volksscenen schätze, diese wirken aber von der Bühne herab auch ganz unglaublich; wir hatten im October die siebenundzwanzigste Vorstellung, und ich hatte, da bald darauf Julius Cäsar folgte, Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Judäa nach der Seite hin Rom nicht nachsteht. Begierig wäre ich nun, was Sie zu meinen drei Comödien sagten; sie haben mit dem, was man seit Molière, diesen selbst mit inbegriffen, Comödie nennt, nicht die geringste Aehnlichkeit. Auch wäre es mir lieb, wenn der Zufall Ihnen meine Gedichte einmal zuführte. Sie werden von Vielen über die Dramen gestellt, und ich selbst bin zweifelhaft, wohin ich mein Gewicht werfen soll. Leider sind sie in zwei verschiedenen Sammlungen, bei zwei verschiedenen Verlegern erschienen, und gleichen nun einer zerschnittenen Silhouette. Die eine ist fast vergriffen, die andere nicht, und ich kann mich nun nicht entschließen, jene ohne

diese neu auflegen zu lassen. Neben diesem Brief erlaubt sich meine Agnes Bernauer, die eben aus der Presse kommt, sich Ihnen zu präsentiren. Vielleicht hat sie schon einige Unarten ihrer Schwestern abgestreift. Empfangen Sie sie, des Autors wegen, mit einem freundlichen Gesicht.

Daß Ihnen Ihr schöner Reiseplan durch das asiatische Ungeheuer so gestört wurde, muß Ihnen äußerst unangenehm gewesen sein. Wir gingen direct nach Prag, und es war mir eine große Freude, diese herrliche Stadt kennen zu lernen und mich in sie zu vertiefen. Ich denke dann immer: wie würdest du geworden sein, wenn du hier aufgewachsen wärst? und träume mich in alle möglichen Existenzformen hinein. Leider wurde ich früher, als mir lieb war, geweckt und nach Dresden gesprengt, um dort zu erfahren, daß mittlerweile der König gestorben und ich umsonst gekommen sei. In Wien fanden wir bei der Zurückkunft Alles, wie wir es verlassen hatten, und zu meinen ersten Beschäftigungen gehörte es, mein kleines Mädchen zu messen und zu wiegen. Es hatte an Leibeslänge und Gewicht zugenommen, und das bewies, daß es ihm gut gegangen war. Da Ihr „Holm" sich nicht gleich auftreiben ließ, indem auch die hiesigen Buchhandlungen in einem Bäckerladen, der aufs „Frische" hält, das nachahmungswürdigste Vorbild erblicken, so ließ ich mir vorläufig aus unserer Hofbibliothek das mir von Ihnen empfohlene Leben Perthes' geben. Ich habe mich sehr daran erbaut und wünsche nur, daß es bald vollständig abgeschlossen werden möge.

Glauben Sie mir, mein theurer Freund, Sie können unserer gar nicht so oft gedenken, wie wir Ihrer. Mir konnte in Marienbad kein größeres Glück zu Theil werden, als das Zusammentreffen mit Ihnen. Der Blumenstrauß, den Ihre Frau Gemahlin uns noch am letzten Morgen aus dem Fenster zuwarf, wird länger blühen, als hundert andere, die seitdem gepflückt wurden.

Friedrich von Uechtritz an Friedrich Hebbel.

Düsseldorf, am 8. Februar 1856.

Lassen Sie sich, mein verehrter Freund, einen herzlichen Glückwunsch zu dem Erscheinen Ihres „Gyges" zurufen, den ich als eine der edelsten Gaben, die wir Ihrer Muse verdanken, wo nicht als die edelste und köstlichste unter allen — auch den „Herodes" und die „Agnes" nicht ausgenommen — begrüße. Vor Allem, das Ganze ist herrlich und als Ganzes höchst befriedigend — und dabei welche Fülle von köstlichen Einzelheiten! mit welchen Perlen der Poesie, die im eigenthümlichsten Glanze leuchten, haben Sie Ihre Dichtung überschüttet! Sie haben bei Schilderung der Wirkung, welche Gyges durch den Anblick Rhodopens erfährt, in die Saiten jener wundersamen Leier gegriffen, die Sie schon in der Abschiedsscene Genoveva's von Siegfried anzuschlagen gewußt haben. Ein Sinn für den reinsten Zauber der Weiblichkeit macht sich hier und da an andern Stellen des Gedichtes — wie in der Centralbedeutung desselben — in dem Dichter fühlbar, für den Sie verdienten, von den Frauen als der Frauenlob unsrer Tage gekrönt zu werden, wenn auch die Emancipirten des Geschlechts darüber bersten sollten. In wie zarter, jungfräulicher Reinheit und zugleich mit wie furchtbarer Energie wird uns die Heiligkeit und gleichsam das Urrecht der Keuschheit des Weibes in der äußersten Spannung und doch mit überzeugender Macht in Ihrer Königin vorgeführt; so daß es Ihnen gelungen ist, die an Rhodope begangene Unsitte — obwohl für unsre Emancipirten kaum des Aufhebens werth — als einen frevelhaften Einbruch in ein unantastbares Heiligthum der Natur empfinden zu machen, ihr den Ernst und die Tiefe einer tragischen Schuld zu geben und dadurch für unser Gefühl die Strenge zu rechtfertigen, womit

der Frevel geahndet und die verletzte Reinheit von der ihr angehauchten Trübung befreit wird. Wie groß, wie wahrhaft tragisch ist der Schluß des Gedichtes!

Es liegt allerdings in dem Stoffe etwas von jenem Seltsamen, Fernliegenden, Fremdartigen, von dem Sie nun einmal vorzugsweise angezogen zu werden pflegen; bei weitem nicht so, wie dies z. B. in Kleist's Penthesilea der Fall ist, aber doch daran anstreifend. Nur macht sich hier der erfreuliche Unterschied sowohl von dem Gedichte Kleist's wie von Ihren früheren Dichtungen geltend, da diesmal Alles von Ihrer Seite geschehen ist, um das Seltsame und Befremdliche des Stoffes durch die Ausführung nicht zu steigern, sondern zu mildern, ihn in ein Licht, eine Färbung, eine Bedeutung zu rücken, die ihn mit unsern Gefühlen vermittelt, das Gedicht zu einem uns geistig vertrauten, unsern eignen Kreisen der Sitte und des Fühlens entsprechenden Erlebnisse gestaltet. Es ist Ihnen dies auch in hohem Grade gelungen; nur der Tod des Kandaules durch die Hand des Gyges dürfte eine Härte bleiben, die sich zwar durch den Kampf, den Sie vorhergehen lassen, und den eigenen Trieb des Kandaules nach Buße mildert, mit der ich mich aber bei dem Adel des Gemüthes, den Sie in Ihren Gyges gelegt haben, und der Zartheit und Innigkeit des Freundschaftsverhälthältnisses zwischen ihm und dem Könige, doch nicht ganz in Einklang zu bringen vermag.

Noch eine Einzelnheit möchte ich rügen. Es sind die Stellen in der (wohl überhaupt zu langen) Unterredung vor dem Kampfe, worin Kandaules auf die Unbedachtsamkeit seiner Eingriffe in bestehende Vorurtheile als den Grund seines Unterganges hinweist. Es scheint mir eine zu tiefe Kluft zwischen dem politischen Verstoße, den er durch den Gebrauch eines andern Diadems, Schwertes u. s. w. bei den Festen begeht, und dem Frevel, dessen er sich gegen Rhodope schuldig macht, zu liegen, als daß sie so, wie es hier geschieht, unter den Begriff einer gleichartigen Schuld gebracht werden könnten. Bei beiden, werden Sie sagen, wird die Sitte verletzt; aber in welch' ganz andrem naturge-

heiligten Sinne handelt es sich in dem letzten Falle von Sitte, als in dem ersteren — und es dünkt mich nicht im Interesse des Gedichts, diesen Unterschied zu verwischen. Dann ist ja aber der König in dem Augenblicke, wo er zu Gyges spricht, auch noch gar nicht durch den Aufruhr seines Volkes bedrängt; er geht nicht durch diesen Aufruhr, sondern lediglich durch seine Schuld an Rhodope zu Grunde. Doch, wie gesagt, meine Rüge betrifft nur eine Einzelnheit, die durch Streichungen weniger Verse beseitigt werden könnte.

Noch einmal, die Totalwirkung Ihres Gedichts ist so, daß ihm die Würde einer Tragödie im vollsten und ächtesten Sinne dieses Wortes — und es ist nicht wenig, was ich damit sage — gebührt.

Mit Freude habe ich aus Ihrem letzten Briefe ersehen, daß Sie schon wieder mitten in Ausführung eines neuen dramatischen Gedichts begriffen waren und an die von Ihnen vorgehabte Umdichtung der Nibelungen zur Tragödie gegangen sind. Hoffentlich sind dieselben jetzt schon zur Vollendung gediehen. Sie meinen, daß ich den Kopf dazu schütteln werde, wozu ich aber durchaus nicht geneigt bin. Ich verberge mir die Schwierigkeiten nicht und wir haben, so viel ich mich erinnere, bereits in Marienbad darüber verhandelt. Aber Sie sind der Mann, über diese Schwierigkeiten zu siegen und dem gewaltigen Stoffe genugzuthun. Auch hat dieser, obwohl ebenfalls mythischen Charakters, den Vorzug vor dem Gyges, ein volksthümlich gegebener und daher auch in seinen gigantischeren, unserer Sitte entlegeneren Theilen und Beziehungen uns bereits nahe gerückter zu sein.

Bei der Richtung, die Sie so glücklich und siegreich im Gyges genommen haben, steht auch nicht zu besorgen, daß Sie die gigantischen Rauheiten des Stoffes durch Hinzudichtung noch schrofferer Fremdartigkeiten (wie z. B. hier und da in der Genoveva) steigern werden. Wir sind vielmehr durch Ihre neueste Dichtung zur sichern Hoffnung berechtigt, die rauhen Umrisse und die — ich möchte sagen — kyklopische Mauerfügung zwar in ihrem wesentlichen Charakter gelassen und dennoch — ohne

Verlust an Energie und ohne zu der hier bedenklichen Hilfe modernisirender Motivirung zu greifen — zum Schwunge der Schönheitslinie gemildert zu finden.

Ihre Novellen haben auf unserem Weihnachtstische als Geschenk für meine Frau gelegen. Ich darf Ihnen aber nicht vorenthalten, daß ich hier bedeutend weniger als von Ihrem Gyges erbaut worden bin. Doch ich möchte eigentlich zwischen diesen Dichtungen gar keinen Vergleich anstellen. In den Novellen waltet noch ganz jene Ihrer früheren Richtung angehörige und für mich, wie ich nicht leugnen mag, anstößige Neigung zum Schroffen und Grellen. Namentlich in der Erzählung „Anna“ ist dies der Fall. Die Mißhandlung durch den Freiherrn und das Gesinde ist mit gar zu schreienden Farben gemalt, der Schluß ein zu schneidender Mißton. Ich glaube nicht, daß in irgend einem deutschen Lande einem Gutsherrn ein solcher Befehl zustehen würde. Sonst ist die Schilderung des Brandes, des Seelenzustandes und Verhaltens Anna's dabei von großer Wirkung. Matteo ist scharf und lebhaft gezeichnet, nur scheint mir die Rolle, die hier der Vorsehung zugeschrieben wird, bedenklich. Die Erzählung Nepomuk Schlegel ist voll scharfer pikanter Züge; die nächtliche Wanderung des Furchtsamen in „Pauls merkwürdigster Nacht“ gar lebendig und anschaulich.

Sie sehen, daß ich auch in diesen Novellen, die mir im Ganzen, wie ich bekenne, nicht sehr zugesagt haben, noch gar Manches zu loben finde. Auch hoffe ich nicht, Sie durch meinen offenen Ausspruch über ein so weit zurückliegendes Werk empfindlich verletzen zu können. Wohl denen, die wie Sie im rüstigsten, noch jugendkräftigen Vorschreiten begriffen sind. —

Ihr Ankauf in Gmunden, so reizend die Lage des Gütchens nach Ihrer Schilderung scheint, kommt uns (eigennützig wie der Mensch ist) insofern nicht ganz gelegen, als Sie sich wahrscheinlich im Sommer nur immer nach dieser Gegend wenden werden, und dadurch unsere Hoffnung, wieder einmal

mit Ihnen zusammenzutreffen, immer mehr in Unsicherheit und Ferne gerückt wird.

Aus unserem stillen idyllischen Lebensgange wüßte ich Ihnen Nichts mitzutheilen, was Sie interessiren könnte. Soviel ich in mehr als Einer Hinsicht Ursache habe, mich darin glücklich und befriedigt zu fühlen, mangelt es mir doch — außer wenn mich mein Freund, der Professor und Geschichtsschreiber Loebell, einmal aus Bonn besucht — gar sehr an einem auf meine Interessen an Literatur, Poesie, Geschichte nach Bedürfniß eingehenden Umgange. An interessanter Lectüre dagegen hat es auch in letzter Zeit nicht gefehlt. Eben beendige ich den zweiten Band von Häusser's deutscher Geschichte seit dem Tode Friedrichs des Großen mit großem Interesse und vielfacher Belehrung, aber auch mit den bittersten Empfindungen über die Bejammernswürdigkeit der darin geschilderten Zustände unseres Vaterlandes. — Auch der 3. Band von Perthes' Leben ist überaus reichhaltig.

Friedrich Hebbel an Friedrich von Uechtritz.

Wien, den 12. April 1856.

Sie hätten, mein theuerster Freund, das größte Recht, mir ernstlich zu zürnen, daß ich einen so schönen Brief, wie Ihr letzter war, bis jetzt unbeantwortet lassen konnte. Für eine solche Gabe sollte man den Dank nicht lange schuldig bleiben, aber freilich giebt es auch Schulden, die man nicht zu jeder Zeit, und am wenigsten so nebenbei abtragen kann, und diese gehört dazu. Ich bin nämlich, obgleich aus meinen Nibelungen durch die Krankheit meiner Frau herausgerissen und seitdem nicht wieder hineingekommen, trotzdem in den letzten acht Wochen außerordentlich productiv gewesen, und kann Ihnen, so viel Schönes auch am Rhein gedeihen mag, nichts Besseres wünschen, als daß Sie für Ihren „Heiden“, dem ich mit der größten Ungeduld

entgegensehe, ähnliche Stimmungen gehabt haben mögen, wie ich. Das ist nun bei mir immer eine Art von Nachtwandeln, und schließt jede andere Thätigkeit aus, so daß ich wider Willen und fortwährend von Gewissensbissen gepeinigt, mit Allem, was mir sonst am Herzen liegt, im Rückstand bleiben muß.

Jetzt, wo zwei Drittel meines neuen Gedichts fertig sind, bin ich wieder nüchtern geworden und werde für den Schluß wohl den Herbst abwarten müssen, da der Frühling sich mir selten günstig erweist. Eben komme ich, mit Einbruch der tiefen Dämmerung, aus dem Prater zurück, wo ich meiner kleinen Tochter einen hohlen Baum von ungeheuerm Umfang gezeigt habe, in welchem sie mit ihrem Vater und dem begleitenden Hündchen Platz fand; Sie können sich die Verwunderung und den Jubel des Kindes denken, besonders als sie in einem Astloch auch noch ein Fensterchen entdeckte, vor welches ich treten und fragen mußte, wer drinnen wohne. Meine Frau ist in einem neuen Stück beschäftigt, natürlich einem Birch-Pfeiffer'schen, denn nur diese Dichterin findet Gnade vor den Augen des Bruchtheils vom jungen Deutschland, welches hier die „verrotteten" Theater-Zustände reformirt und das „Bessere" zur Geltung bringt; meine Thür ist gegen Besuch abgesperrt und nun gehört mein Abend Ihnen!

Lassen Sie sich denn zunächst für Ihren Brief aus vollem Herzen Dank sagen, er ist mir eine wahre Erquickung gewesen und hat mich auf lange gestärkt. In unserer Zeit darf man Nichts vom Publikum und von der Kritik erwarten, und muß in den meisten Fällen das Lob, wie den Tadel ablehnen, weil man es für Dinge erhält, auf die man absolut keinen Werth legen darf. Das hat seinen Grund in den allgemeinen Zuständen und ist keineswegs unbedingt zu schelten, aber der Künstler bleibt doch immer Künstler und die politisch-sociale Anwandlung, die sich vielleicht durch das Gähren aller Elemente ankündigt, kann ihn unmöglich für den reinen Reflex seiner Thätigkeit entschädigen, den er entbehren muß; genug, daß er sich, was ich freilich von ihm verlange, ohne Murren als sittlicher Mensch

in sein Schicksal findet. Da bleibt nur der Appell an die Bildung, wie sie zu jeder Zeit in einzelnen seltenen Individuen hervortritt, und Nichts konnte mich mehr erfreuen, als daß mein Gyges die Probe bei Ihnen bestand. Ich war meiner Sache nicht ganz sicher, was Sie wohl daraus geschlossen haben werden, daß ich Ihnen das Stück nicht zusandte; um so größer ist jetzt meine Freude, denn ich fühlte gar wohl, daß ich bei diesem Werk auf der einen Seite die Scylla, auf der andern die Charybdis, zu vermeiden hatte; der uralten Fabel mußte wenigstens in den Voraussetzungen und in der Atmosphäre ihr Recht bleiben, und doch konnte sie nur durch einen Hauch aus der modernen Welt beseelt werden. Ganz kann die an sich disparate Mischung mir nicht mißglückt sein, da das Bild Sie in seiner Totalität zu ergreifen vermochte; was Sie mir im Einzelnen zu bedenken geben, werde ich auf das Reiflichste in Erwägung ziehen, sobald ich kalt genug dazu bin.

Für die Novellen nehme ich keine weitere Anerkennung in Anspruch, als daß es lebendige Organismen sind. In dieser Beziehung stehen sie vielleicht hinter meinen übrigen Arbeiten nicht zurück; in jeder anderen kommen sie nicht in Betracht, denn sie gingen meinen Haupt-Aufgaben entweder voraus, wie z. B. die Anna, oder sie liefen nur so nebenher. Der Sammlung als Sammlung dürfte es vornehmlich schaden, daß sie nicht auch eine Novelle aus meiner letzten Zeit enthält. Außerordentlich gern hätte ich eine hinzugefügt, auch hatte ich seit Jahren einen, wenn ich nicht irre, reizenden und tiefsinnigen Gedanken, aber er wollte nicht zum Ausdruck kommen und ich mußte das Buch, an welchem aus diesem Grunde sehr langsam gedruckt wurde, am Ende schließen lassen. Ich schob das auf Mangel an Stimmung und auf äußere Umstände; es lag aber viel tiefer. Wenn ich jemals das Mysterium der Form kennen gelernt und erfahren habe, daß sie das Element in demselben Maße verwandelt, wie sie es bindet, so war es bei dieser Gelegenheit. Ich hatte es nämlich, ohne es zu ahnen, mit dem Keim einer meiner umfassendsten Productionen zu thun gehabt und einen Eichbaum

für ein Topfgefäß gehalten. Das ist nun die, welche mich seither in Athem gehalten und beschäftigt hat. Sie hat mich in einen mir bis dahin völlig fremden Kreis hineingezogen und mir fast alle Probleme der modernen Welt, an denen ich mich schon früher abquälte, wieder vorgelegt. Aber mir ist dabei zu Muth, als ob ich inzwischen gestorben und von einem lichteren Sterne zurückgekehrt wäre, um sie etwas besser zu lösen. Ich zweifle freilich nicht, daß ich mein Werk, welches jetzt in's Stocken geräth, nächstens mit nüchterneren Augen betrachten werde; dennoch hoffe ich, es Ihnen beim Abschluß mit einigem Vertrauen übersenden zu können.

Jetzt habe ich auch Tieck's Leben von Köpke gelesen und mich des Buchs, trotz aller Lücken und Mängel, die Sie ganz vortrefflich in einem Ihrer früheren Briefe hervorgehoben haben, ungemein gefreut. Für die Jugendzeit hat er ohne Frage nicht den rechten Ton gefunden, und das mag wohl daran liegen, daß er nicht beim simplen Referat stehen bleibt und doch für die Reproduction der Zustände, die ihm selbst offenbar fremd sind, nicht ausreicht. Auch später ist Manches anders zu stellen, Vieles zu ergänzen, sogar ich könnte einige Lichter aufsetzen, die mir zu fehlen scheinen, und was vermöchten erst Sie! Aber im Ganzen leistete Köpke, was der Biograph leisten soll: Man lernt seinen Helden besser versteh'n und inniger lieben! Ich habe mir in Folge seines Buchs die neue Ausgabe von Tieck's Novellen angeschafft, und obgleich ich die alte Form der Novelle noch immer vorziehe und die Tieck'schen Arbeiten noch obendrein gar oft ein gewisses dilettantisches Drüberhinfahren charakterisirt, so kann doch Einiges davon den Kampf mit den Jahrhunderten ruhig aufnehmen. Im Allgemeinen hatte der Dichter wohl zu wenig das Bedürfniß, sich noch vor der Production in allen Tiefen seiner Seele zu sammeln, woher es denn kommt, daß man zuweilen nur die tanzende Feder sieht, aber nicht den göttlichen Apoll, der sie mit seinem Lächeln vergoldet, aber trotzdem wird die ästhetische Kannegießerei, die sich immer und ewig mit der bloßen Materie herumschlägt, wenn sie es auch nicht so

redlich meinen mag, ihm auf die Dauer Nichts anhaben. Sehr gut schien mir der Brief Ihres Freundes Loebell in Bezug auf diesen wunden Punkt gefaßt zu sein. Auch Häusser's Geschichte habe ich gelesen und danke Ihnen für die Empfehlung dieses ausgezeichneten Werks; jetzt kommt Sybel daran. Freilich können wir Deutsche kaum durch irgend etwas so auf unser Leben und uns're Gesundheit einstürmen, als durch das Studium uns'rer Geschichte; mir wenigstens hat Häusser alle Nerven zum Klingen gebracht und ich habe ihn oft für Tage aus der Hand legen müssen. Furchtbar hat auch auf mich und auf alle meine Freunde das Hinkeldey'sche Duell gewirkt; mir scheint dies Ereigniß ganz einzig dazusteh'n. — — — —

In Ihrer Gegend befindet sich jetzt, oder befand sich doch ein ausgezeichneter Landsmann von mir, den ich freilich nicht persönlich kenne. Ich meine den Dichter Klaus Groth, der in seinem „Quickborn" eine der merkwürdigsten poetischen Thaten verrichtet hat, die seit lange in Deutschland vollbracht wurden. Freilich sind seine Gedichte plattdeutsch geschrieben und eigentlich unübertragbar, was sie denn leider von einem größern Kreise ausschließt; aber im Genre kenne ich nichts Besseres, Hebel der Allemane verschwindet dagegen bis zum völligen Unsichtbarwerden!

Friedrich von Uechtritz an Friedrich Hebbel.

Düsseldorf, den 2. August 1857.

Lassen Sie mich vor allem, mein theurer Hebbel, meinen innigen Antheil an der bösen Unterbrechung aussprechen, von der Sie während des Niederschreibens Ihres letzten Briefes heimgesucht worden, sowie meine herzliche Freude, daß Sie den Klauen des asiatischen Ungeheuers glücklich entgangen sind. Das eingeborne Naturgefühl des Dichters scheint sich auch in dem

instinctiv ergriffenen Mittel, womit Sie sich selber rettend zu Hülfe gekommen sind, glücklich bewährt zu haben.

Sie würden auf meine Antwort nicht so lange haben warten müssen, wenn nicht gerade die letzten Wochen vor den im August beginnenden Ferien bei unsrem Gerichte gewöhnlich — und mehr als je in diesem Jahre — einen überwältigenden Andrang von Arbeiten herbeiführten, der mich an nichts Andres als „Servituten, Hypotheken, solidarische Verbindlichkeiten" und wie die Plagegötter meines amtlichen Lebens alle heißen, hat denken lassen. Doch jetzt wo die Tage der Freiheit gekommen sind, will ich Sie auch keinen Augenblick länger warten und Ihnen lieber einen kürzeren Brief zugehen lassen als die Beantwortung bis zu der Rückkehr von dem Reiseausfluge, den ich zu meiner Erholung vorhabe, aufschieben.

Wohin sollte es auch führen, wenn wir unsre Correspondenz in so weitschichtiger Weise wie in unsern zwei jüngsten Briefen fortsetzen wollten. Um die Verschiedenheit unserer Standpunkte in Beziehung auf die Betrachtung von Gott und Welt festzustellen, genügt ja das Gesagte vollkommen und auf eine Ausgleichung dieser Standpunkte möchte — wenigstens auf dem Wege des Briefwechsels — zu verzichten sein.

Darum über den allerdings hochwichtigen Gegenstand hier nur noch soviel. So wenig ich Ihnen zugeben kann, daß die Fortschritte der Naturwissenschaften über die Frage, auf die es hier ankommt (über die Frage nach der Natur der Seele *oder gar des Geistes*) irgend ein helleres Licht, als der Menschheit seit Jahrtausenden leuchtet, angezündet haben, vielmehr behaupten muß, daß wir über das bisher darüber Erkennbare *im Wesentlichen* nicht um einen Schritt hinaus sind, stimme ich Ihnen doch auf das willigste und freudigste bei, daß wir in „*der Stimme des Gewissens*" den sichersten Halt für die Annahme einer ewigen Bestimmung des Menschen besitzen. In welcher innigen Beziehung und Wechselwirkung aber das Gewissen und dessen Läuterung oder Verkümmerung zu der Vorstellung von Gott und den göttlichen Dingen steht, brauche ich

wohl nur anzudeuten. Sie selber haben die Verbildung, die ihm von daher droht, zu Ungunsten des Christenthums auszuführen gesucht. Wenn Sie, statt auf die Verzerrungen, denen dieses nicht entgangen ist und nicht entgehen konnte, zu blicken, auf seine heiligenden Wirkungen im Ganzen wie im Einzelnen der Geschichte blicken wollen, werden Sie sich aber auch die läuternde Kraft nicht verbergen können, die es auf die Gewissen geübt hat und die es nicht bloß seinem „ethischen Inhalte" sondern auch seiner davon ganz untrennbaren Lehre von Gott verdankt.

Ihr eigner sittlicher Sinn ist viel zu tief und ächt, um die Entscheidung über Gut und Böse mit der Uebereinstimmung des Menschen darüber, daß Mord, Raub und Diebstahl unerlaubt seien, für abgemacht oder die Befriedigung des Gewissens in seiner reinsten Ausbildung durch die Vermeidung eines groben äußern Frevelthuns für erreicht halten zu können. Eben die tieferen Bedürfnisse eines, wie es soll, gestimmten Gewissens sind es, die — wenn die Religion Christi das ist, wofür sie sich bietet — in ihr allein ihre volle Stillung und Beruhigung finden. Cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te. — — Nirgend vor Christus ist das Gewissen zu der Anforderung einer Selbstverleugnung, wie sie ihm aus der Bergpredigt zutönt, angeregt worden; nirgend so wie durch Christus hat sich als Ersatz dieser Verleugnung die Erfüllung mit höchstem Leben geboten.

Und nun bloß noch Eine mehr persönliche Bemerkung. Auch ich habe den hohen Ernst in Ihrer Ausführung nicht verkannt; ja, ich darf es hier und da wohl als Zorn bezeichnen. Sie würden sonst schwerlich hinter meinen Worten, die nur von dem Wunsche ausgingen, nicht durch Schweigen einer mir heiligen Sache untreu zu werden oder dieselbe (vergönnen Sie mir eine Bezeichnung der Bibel) vor den Menschen zu verleugnen, gleich den Papst und Großinquisitor, also wohl gar Lust zu Folterbank und Scheiterhaufen, gewittert haben. Wahrlich, es kann niemand von allen inquisitorischen Neigungen so entfernt

sein als ich. Insoweit sich das Christenthum nicht als Wahrheit kraft der ihm innewohnenden Kraft Gottes zu halten vermag und sofern es nur durch die Stütze äußeren Zwanges zu retten ist, mag es fallen. Aber das Recht, sich mit dem Anspruche auf Wahrheit auszusprechen und von seinem Standpunkte aus über Menschen und Dinge (auch über Goethe und Schiller in den sittlichen Beziehungen ihres Lebens) zu urtheilen, darf ihm nicht beanstandet werden. Oder sollte nur dem Christenthum verboten sein, was man weder der Philosophie eines Kant noch Hegel zu bestreiten geneigt sein wird?

Ich glaube besonders als ästhetischer Kritiker mich keines engherzigen Verhaltens schuldig zu machen. Ueber das was ich an christlich-religiöser Grundlage bei Shakespeare finde, geht mein Bedürfniß in dieser Beziehung nicht hinaus. Es ist aber ein ästhetisches Gesetz, das Historische in seiner historischen Gestaltung zu lassen. Wie Jupiter und Juno verlangen können, in einem Gedichte, worin sie auftreten, Jupiter und Juno zu bleiben, kann es auch die heilige Jungfrau. Nur weil mir diese historische Gestaltung verletzt schien (denn die Verehrung der Madonna ist ja auch für mich kein Glaubensartikel) habe ich mein Bedenken bei dem Gedichte virgo et mater geäußert.

Doch ich will Ihnen nicht Grund geben, mich einer eigensinnigen Hartnäckigkeit zu bezüchtigen. Ich beeile mich daher, Ihnen zu bekennen, daß mein Urtheil über die von Ihnen mitgetheilte erste Scene Ihrer Nibelungen ein voreiliges war; um so voreiliger, weil ich mir dabei das alte Gedicht nicht in allen seinen Partien vergegenwärtigt hatte und besonders der Auftritt zwischen Hagen und dem Priester sich meiner Erinnerung entzog. Wohl haben Sie recht, die schöne, ergreifende Schlußscene, aus der Sie mir ein Stück mittheilen, ist so, daß nicht Wenige Ihnen den Vorwurf einer zu prononcirten Christlichkeit deshalb machen dürften — und selbst ich finde darin das Dogma von der menschlichen Sündhaftigkeit fast ein wenig zu stark im specifisch protestantischen Sinne betont. Die Zeit der Nibelungen oder des Jahrhunderts, in welchem unser Epos entstand,

möchte nicht leicht dahin gekommen sein, in einem „Siegfried“ so den „Sünder“ zu sehen.

Die Nachricht, daß Sie unsrem Verhältnisse durch Widmung eines Gedichtes in Ihrer nächstens erscheinenden Gedichtsammlung ein Denkmal gesetzt haben, hat mich innigst erfreut. Schon jetzt meinen wärmsten Dank dafür. — — — — —

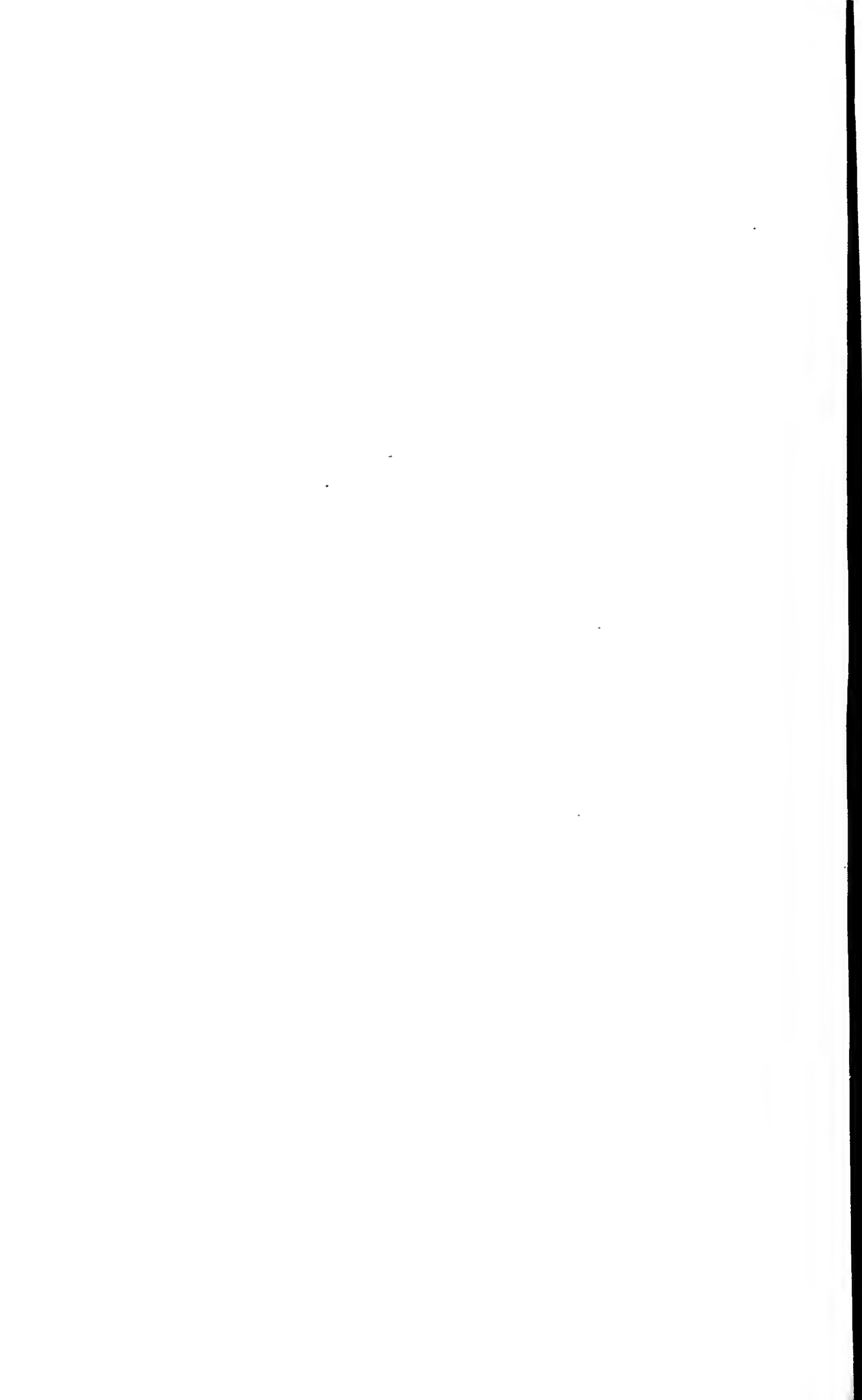
Briefwechsel

zwischen

Friedrich von Uechtritz und Rudolph Köpke. *)

---

*) Professor der Geschichte an der Berliner Universität.
Biograph Tieck's.



Hochgeehrter Herr Geheimrath!

Wird es Ihnen nicht allzu dreist scheinen, wenn ich es wage, meinen Namen Ihrer gütigen Erinnerung durch die beikommenden Blätter wieder vorzuführen, welche nur bei Wenigen das stoffliche Interesse des Forschers voraussetzen, und denen in anderer Hinsicht gewiß noch so sehr viel fehlt, um mehr als die Theilnahme des Forschers allein in Anspruch nehmen zu dürfen? Wenn ich es dieses Zweifels ungeachtet wage, bei Ihnen einzutreten, so weiß ich dafür nur die noch dreistere Entschuldigung geltend zu machen, daß die entgegenkommende und wohlwollende Freundlichkeit, welche Sie mir, dem Jüngeren, während Ihres letzten Aufenthaltes in Berlin erwiesen haben, mir den Muth dazu gegeben hat. Wenn ich es wohl als einen wichtigen Berührungspunkt ansehen durfte, daß Sie und ich, wenngleich zu sehr verschiedenen Zeiten und in sehr verschiedener Weise, dennoch in einer gemeinsamen Beziehung zu Tieck gestanden haben: daß wir ihn als Mensch und Dichter gleich sehr verehrt haben, so erforderte dieses stille Einverständniß doch noch gewissermaßen eine Anerkennung von Angesicht zu Angesicht: und hat mich meine eigene Stimmung nicht irre geleitet, so haben Sie auf eine solche in unseren letzten Gesprächen hingedeutet. Was aber könnte mir erfreulicher sein, der ich auf dem Boden der Erforschung der realen historischen Erscheinung stehe und auch der Dichtung und Litteratur nur eine verwandte Thätigkeit zuzuwenden vermag, als in dem leitenden und allgemeinen Gedanken vielleicht dem Dichter zu begegnen, der nicht aus dieser oder jener Zeit, sondern aus dem Quelle des Lebens schöpft, der in der Tiefe aller Zeiten sprudelt? Die beifolgenden Blätter sind ein Stück von Raumer's Taschenbuch für 1865, und ein weiteres Fragment

einer deutschen Geschichte, die ich einst kühn genug war, schreiben zu wollen, und wo der Zufall, dem ich nicht widerstrebt habe, nach und nach einzelne Blätter ans Tageslicht gezogen hat. Möchten Sie Ihnen zugleich als ein Versuch gelten, das zu realisiren, was ich in unserer Unterhaltung über Geschichte und Geschichtschreibung habe sagen wollen. Ihrer Nachsicht müssen sie darum vor Allem empfohlen sein.

Wie Sie, hochgeehrter Herr, aber auch über diese Blätter und mein Beginnen urtheilen mögen, eine Bitte werden Sie mir nicht abschlagen, dieselben als ein Zeichen, wie klein auch immer, meiner aufrichtigen Hochachtung annehmen zu wollen, mit der ich auch diese Zeilen schließe, als

Ihr ganz ergebenster

R. Köpke.

Berlin, den 30. December 1864.

Görlitz, den 10. Januar 1865.

Wie soll ich Ihnen wohl ausdrücken, hochgeehrter Herr Professor, welche Freude Sie mir durch die unverhoffte Sendung, die mir von Ihnen zuging, gewährt haben. Es that mir nach so manchem schweren Verluste, welchen ich noch in den letzten Jahren im Kreise meines geistigen Verkehrs erlitten, und bei der Vereinsamung, in der ich mich in Beziehung darauf an dem von mir gewählten Wohnsitze befinde, unbeschreiblich wohl, durch ein so freundliches Entgegenkommen von Seite eines Mannes, dessen sich mir eröffnender Umgang für mich bereits im Hinblicke auf meine weiteren Besuche von hier aus in Berlin von so großem Werthe gewesen, über meine beste Hoffnung hinaus erfreut und beglückt zu werden. Wundern Sie sich daher nicht, wenn ich Ihr Entgegenkommen mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings und gleichsam mit beiden Händen ergreife. Wir müssen es ja als einen Vorzug der geistigen Interessen in Anspruch nehmen und behaupten, daß sie bei Denen, die sich damit erfüllen, auch Herz und Gemüth frischer und jugendlicher erhalten, als es bei Denjenigen, welchen diese Interessen mangeln, der Fall ist.

Ihre Gabe würde, selbst wenn sie mich an sich selbst weniger angesprochen und mir zu minderer Befriedigung gereicht hätte, mir dennoch eine hochwillkommene gewesen sein, da ich in ihr nicht bloß die einzelne Leistung, sondern den ganzen trefflichen Mann, der mir darin die Hand reichte, und den Werth des dadurch angebahnten nähern Verhältnisses zu diesem für mich zu würdigen hatte. Doch eben in Beziehung auf den Werth und die Bedeutung meines Verhältnisses zum ganzen Menschen und auf mein Gefühl für diesen erweist sich die Beschaffenheit der Gabe von höchstem Gewichte. Finde ich mich doch dadurch in einer Uebereinstimmung hinsichtlich der wichtigsten Ueberzeugungen und der ganzen Auffassung und Denkweise mit Ihnen, wie sie mir erst durch den Inhalt Ihres Aufsatzes zur Gewißheit geworden ist. Auf das stoffliche Interesse des Forschers konnte bei mir nicht gerechnet werden, und doch traf Ihr Aufsatz einigermaßen auch auf dieses bei mir, da mich mehrere Jahre lang eine vorläufig bei Seite gelegte, und wohl kaum noch zur Vollendung kommende Aufgabe gerade zur nähern Betrachtung der Geschichtsepoche und geschichtlichen Gegensätze, mit denen sich Ihr Aufsatz beschäftigt, geführt hat.

Und wenn ich selbst von all diesen mehr persönlichen Beziehungen absehen und den Werth Ihrer Gabe bloß an sich selber und mit Rücksicht auf die darin vorliegende schriftstellerische Leistung in Betracht nehmen wollte, bliebe mir noch viel des Dankes zu sagen. Es ist Ihnen gelungen, durch Anordnung und Gruppirung, durch glückliche Auswahl der hervorgehobenen Momente und schärfere Beleuchtung einzelner charakteristischer Züge ein lebendiges, anschaulich nüancirtes, wirksames Bild, trotz der gedrängten Kürze der Schilderung, vorzuführen. Eine wohlthuende Wärme für den geschilderten Gegenstand und die darin wirkenden geistigen Potenzen belebt den, mit milder Kraft in anmuthiger Ruhe hingleitenden, bei großer Natürlichkeit bedeutsamen Styl.

Soll ich schließlich hier noch etwas, das mir aber erst bei zweiter Lesung auffällig geworden, hervorheben? Die Stelle, wo

das Christenthum (S. 33) zu näherer Betrachtung kommt und die Art, wie es in die Darstellung eintritt, könnte bei Unkundigen wohl den Eindruck hervorbringen, als ob das erste Erscheinen der christlichen Sendboten mitten in die schon voll aufgewucherte Fülle des auf den vorhergehenden Seiten so energisch anschaulich geschilderten Elends getroffen habe. Es kann sich dabei nur von einer vielleicht wünschenswerthen Veränderung in der Fassung eines oder weniger Sätze handeln. Auch würde sich jedenfalls ein etwaiger irriger Eindruck dieser Art durch das später, S. 35 ff. Bemerkte berichtiget finden.

Empfangen Sie, verehrter Herr und Freund, nochmals den Ausdruck meines wärmsten Dankes für Ihr schönes Geschenk und meine besten Glückwünsche für das neubeginnende Jahr, in welchem die Aussicht auf Wiederholung meines Besuchs in Berlin und auf persönliche Begegnung mit dem mir in Ihnen gewonnenen Freunde unter die liebsten Aussichten gehört, welche dasselbe eröffnet

Ihrem hochachtungsvoll ergebenen

F. von Uechtritz.

Berlin, den 27. März 1865.

Hochgeehrter Herr Geheimrath!

Indem ich mir die verheißungsvollen Worte, die Sie vor fast einem Vierteljahre mir gegönnt haben, endlich wieder vergegenwärtige, ist es mir, als vernähme ich aus weiter Ferne den Zuruf eines ermuthigenden Freundes, der mir ein treues Wort sagen, der mir die Hand entgegenstrecken möchte — aber plötzlich öffnet sich zwischen mir und ihm eine Kluft, weit weg werde ich geschleudert, weitab scheint das Wort zu verhallen, und umsonst mühe ich mich, die Hand zu ergreifen! Ist es mir doch, als schreibe ich selbst diese Zeilen in einem Zustande des halben Traumes! Wundern Sie sich daher nicht, hochgeehrter Herr, über diesen sonderbaren Eingang meines Briefes, der viel später, unter ganz, ganz anderen Verhältnissen geschrieben wird, als er

ursprünglich gedacht und beabsichtigt ward. Nicht von Ihnen, aber von dem freudigen jugendfrischen Eindruck Ihres Briefes, den ich als ein ungehofftes Glück begrüßte, trennt mich jetzt eine tiefe Kluft, und umsonst suche ich mir wieder herzustellen, was ich Ihnen damals, wo Ihr reiches Geschenk noch unmittelbar auf mich wirkte, hoffte sagen zu können. Doch was halte ich Sie hin mit vielen Worten? Der Tod ist zwischen Ihren Brief und meine Antwort getreten; er hat das mir theuerste Leben, meinen Vater, von dieser Welt hinweggenommen, und in dem engsten Familienkreise eine schmerzliche Lücke gelassen, die wie ein tiefer schwarzer Fleck alle Gestalten und Ereignisse auszulöschen scheint, die dieses für mich größte Ereigniß umgeben. Noch suchte ich nach dem rechten Augenblicke, um Ihren Brief aus der Tiefe einer freudig erregten Stimmung des Herzens dankbar zu erwidern, als mein theurer Vater erkrankte, als sein Leiden von Tag zu Tag mehr seinen drohenden, ja tödtlichen Charakter entfaltete, als er endlich nach mehr als fünfwöchentlichem Krankenlager am 15. März in unseren Armen starb, und am 19., seinem 81. Geburtstage, von uns zur letzten Ruhe bestattet wurde. Er schloß seine irdische Laufbahn mit dem lauten Ausdrucke des Dankes für alle Gnade, die ihm Gott in seinem reichen und langen Leben hat gönnen wollen. Und so war es! Eine kleine Familie, die Eltern, Sohn, Tochter, leben über ein halbes Jahrhundert in der engsten, liebevollsten Verbindung eines patriarchalischen Daseins, selten von größeren Krankheiten, nie von weltlichen Unfällen, bisher nie auch von der Hand des Todes berührt. Unter den Augen von Vater und Mutter wachsen Sohn und Tochter hoch ins Leben hinein, aus Eltern und Kindern werden Freunde, die alle Ereignisse und Fragen des Lebens, die größten wie die kleinsten, gemeinsam durchdenken, durcharbeiten, die bei aller Freiheit der individuellen Naturen, sich doch am Ende immer wieder in einem gemeinsamen Ausgangspunkte wiederfinden, — so bildet sich eine süße Gewohnheit des Daseins, die immer unlösbarer scheint, je länger sie dauert, je inniger man verwächst, je fester im Geiste sich die Bande der Natur be-

währen. Und doch! Je länger dieses seltene Leben dauerte, um so sicherer mußte es zu Ende gehen, die Gewährung unseres heißesten Wunsches mußte sich endlich selbst aufheben. Aber wenn dieser Augenblick nach mehr denn 50 Jahren endlich kam, wie schmerzlich mußte er sein! Wohl durfte mein theurer Vater sagen, Gott habe ihm ein reiches, glückliches Leben geliehen! Fünfzig Jahre hatte er im öffentlichen Schulamte mit reichem Segen gewirkt; davon vierzig Jahre als Professor am hiesigen Joachimsthalschen Gymnasium, tausende von dankbaren Schülern hat er sich durch seine ursprüngliche, kernhafte eigenartige Natur und Lehrweise gezogen, einer davon hat es an seinem Sarge laut ausgesprochen. Die geistige und körperliche Gesundheit bis auf den letzten Moment, das starke entschiedene Wollen, das freie männliche offene Handeln, der frische Lebensgenuß, eine tiefe dichterische Empfänglichkeit aus einem einfach frommen, kindlichen Gemüth hervorquellend, das überall ungebrochne Unmittelbare, das war das reiche Pfund, das Gott ihm verliehen, und das er wahrlich nicht vergraben hat! In der Litteratur, neben dem Studium der Antiken, Bewunderer Goethe's aus der goldenen Zeit her, in der germanistischen Wissenschaft und den neueren Sprachen Anhänger der Romantik, vor Allem auch Bewunderer Tieck's, dessen frühste Kenntniß und Liebe ich ihm verdanke, hat er diesen verwandten Neigungen ungestört einen vollen und reichen Abend seines Lebens widmen können. Tieck's persönliche Bekanntschaft, die spätere Freundschaft Raumer's, mit dem er außer der ursprünglichen Naturfrische Vieles gemein hatte, sind Glanzpunkte seines späteren Lebens. Einer der letzten heiter erhebenden Eindrücke, die er erhielt, war der Ihres Briefes an mich; Sie werden mir darum nicht zürnen, daß der Sohn ihn freudig erregt dem Vater mittheilte. Sie gewiß glauben mir, bei solchen Verhältnissen ist das richtige, sehr nahe liegende Wort der Klugen und Verständigen: „Er war ein alter Mann" — wenig ausreichend. „Wir haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr — viel mehr!" Möchte ich doch, daß alle Welt das wüßte!

Muß ich von Ihren Lippen, hochgeehrter Herr, die Frage erwarten, warum ich Ihnen das Alles schreibe? Nein! auch weiß ich es. Sie finden es begreiflich, selbstverständlich, daß ich so empfinde, zu Ihnen, dem bisher Fernstehenden, unter diesen schmerzlichen Erfahrungen so spreche. Denn zum ersten Male habe ich dem Tode ganz und voll ins Angesicht gesehen, und mit seinen Schauern seine furchtbare Erhebung geahnt. Den Namen eines neu gewonnenen Freundes wollen Sie mir gönnen, mir dem bisher Unbekannten: ich bitte, sehen Sie dann das Persönliche, was ich geschrieben, als ein Selbstbekenntniß an: nehmen Sie es theilnehmend und nachsichtig auf als einen ersten Versuch, mich Ihnen von einer anderen Seite bekannt zu machen, wie es eben meine gegenwärtige Lage mit sich bringt. Ganz anders gedachte ich Ihnen zu antworten, aber da so stark und entschieden eine höhere Hand hineingegriffen hat, so mögen Sie mir gönnen, so zu Ihnen zu sprechen, wie sie mir das Herz gewendet hat. Bedarf es noch der Versicherung, daß ich auch über die Kluft herüber die Hand zu fassen suche, die Sie mir frei, aus tiefster Bewegung freundschaftlich entgegenstrecken? daß ich das Geschenk, das Sie, der ältere Mann, der seit einem Menschenalter in der Litteratur wurzelnde Dichter, mir dem Jüngeren, dem Strebenden und Suchenden darbieten, in seiner ganzen Fülle des Reichthums anerkenne und annehme? Des reinsten Dankes voll, heiße ich diese ungehoffte Gabe als höheres Geschenk doppelt willkommen, wo ein theurer Mund sich für immer geschlossen, und ich auf hier angewiesen werde, auf das ernste unwandelbare Reich der Vergangenheit und der Erinnerung — soweit das Auge des Menschen reicht! Habe ich mich doch mit Ihnen auch in den stillen Augenblicken dieser schweren Zeit beschäftigt! Ihren Albrecht Holm habe ich in nächtlichen Stunden am Krankenlager gelesen, freilich — und das aufrichtige Geständniß werden Sie nicht übel deuten — nicht ganz mit der ungetheilten Aufmerksamkeit, die ein so tief gehendes Werk fordern darf, und muß, wenn man ihm gerecht werden will. Aber es war doch der Wille, Ihnen geistig näher zu treten, der mich leitete.

Lassen Sie mich denn für heute schließen mit dem herzlichsten Danke für Alles, was Sie mir bieten; lassen Sie es mich ganz und voll, wenn schon in tiefer Trauer, empfangen, wie es gegeben ward, und lassen Sie auch mich daran die erhebende Aussicht auf einen künftigen geistigen Verkehr knüpfen, in dem ich mehr nehmen als geben werde, und dessen ich mehr als je bedarf.

Görlitz, den 25. April 1865.

Sie werden, mein theurer hochverehrter Freund — denn ich kann nach Ihrem letzten Briefe nicht anstehen, meinem Verhältnisse zu Ihnen diesen Ausdruck zu geben — mich nicht mit Unrecht einiger Säumniß schuldig halten, daß erst heute eine Erwiderung und ein Dank von meiner Seite auf die traulichen Mittheilungen abgeht, die Sie mir in Ihrem Briefe über den unersetzlichen Verlust, der Sie betroffen, und über dessen Bedeutung für Ihr Leben gemacht haben. Ich weiß den Werth des Vertrauens, das Sie mir dadurch bewiesen, in seinem vollen Maße zu schätzen. Aber ich fand mich in letzter Zeit von der literarischen Arbeit, die ich unter den Händen habe, so in Anspruch genommen, so davon ergriffen und darin absorbirt, daß es zu einer Art von Nothwendigkeit für mich wurde, erst zu einem Abschnitte und Ruhepunkte darin zu kommen, um die rechte Sammlung und Stimmung zur Beantwortung Ihres mir so hochwillkommenen und beglückend gewesenen Schreibens zu finden. Durch die großen Hindernisse, die einer beliebigen Ausdehnung meiner geistigen Thätigkeit von meinem körperlichen Befinden gestellt sind, wird es mir schwerer als Anderen gemacht, mehreren Aufgaben zugleich und neben einander so wie ich oft gern möchte, zu genügen, da ich mit dieser Thätigkeit auf einige Stunden des Vormittags angewiesen bin und es vermeiden muß, einmal ausnahmsweise durch früheres Aufstehen oder irgend welche Anstrengung des Geistes am späteren Abend den gewünschten Zuschuß an Zeit zu erlangen.

Das Bild des trefflichen Mannes, welchen Sie in Ihrem Briefe so liebevoll anschaulich vergegenwärtigen, hat so bei mir wie bei meiner Frau (die sich, worüber Sie nicht zürnen werden, daran mit mir erfreut und erquickt hat) ein inniges Bedauern hervorgerufen, daß es uns nicht mehr möglich ist, demselben durch die Vermittelung Ihrer Freundschaft bei unsern in Hoffnung stehenden Besuchen in Berlin persönlich nahe zu treten. Es macht mir ein angenehmes Gefühl, daß ich wenigstens in Einer Beziehung eine persönliche Einwirkung von dem Trefflichen auf mein Leben und meine Bildung erfahren habe und ein Andenken daran in meinem Besitze verwahre: seine Uebersetzung des Plautus, durch die ich zuerst auf diesen merkwürdigen Dichter in lebendig anregender Weise aufmerksam und mit ihm bekannt gemacht worden bin.

Sie haben sehr Recht, daß es bei dem Verluste eines solchen Vaters zum Troste nicht ausreichen kann, daß man sich vorhält, wie derselbe ja das höchste, dem Menschen zugemessene Maß des Alters erreicht habe. Der Hinblick auf das hohe Alter eines theuren Geschiedenen muß allerdings die Kraft haben, den Schmerz nicht zu einem herben, verzweiflungsvollen, fassungslos betäubenden anschwellen zu lassen; aber der Verlust, um den die Liebe trauert, bleibt doch eigentlich ganz der nämliche, und eben so bleibt das schauerliche erhabene Geheimniß, vor dessen Schleier wir uns dabei gestellt finden, erschütternd das nämliche.

Bei dem Allen behält der Trost, der im Hinblicke auf ein so vieljährig glückliches, fruchtreich gesegnetes Leben liegt, auf ein Leben, dessen Träger sich bei seinem nahenden Scheiden zum Ausspruche eines innigen Dankes für die ihm gewordenen Gnaden gedrungen fühlte, sein großes Gewicht.

Ihre Schilderung des glücklichen Familienzusammenlebens, an dem Ihnen so lange als Glied und Kind des Hauses Theil zu nehmen vergönnt worden, auch als Sie längst schon aus dem Kinde zum Freunde erwachsen waren, macht einen ebenso anziehenden als erbaulichen Eindruck. Es ließe sich daraus der Stoff zu einer Idylle entnehmen, die einen Dichter zur Bearbeitung

reizen könnte. Ja Ihre Schilderung macht schon unmittelbar den Eindruck einer solchen, die dadurch an idyllischer Bedeutung nicht verliert, sondern auf eigenthümlich anziehende Weise gewinnt, daß sie nicht in einem ländlichen Pfarrhause oder einem kleinen halbländlichen Städtchen spielt, sondern in dem großen Berlin, mitten zwischen den Strudeln eines geräuschvollen Weltverkehrs, an einem Hauptcentralpunkte des deutschen Geisteslebens, und daß sie sich an den Strömungen dieses geistigen Lebens in reichster Fülle betheiligt zeigt, ohne darum ihres heimlichen friedlichen Genügens verlustig zu gehen. In der Vereinigung dieses, seinem innersten Wesen nach frommen Genügens mit einer so vollen Theilnahme an dem Geistesleben der Zeit ist das Erbauliche des Eindrucks, auf das ich oben hinwies, zu suchen.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Berlin, den 21. Mai 1865.

Endlich, hochgeehrter Herr und Freund, komme ich dazu, Ihnen für den wahrhaft freundschaftlichen Ausdruck Ihrer Theilnahme ein Wort des Dankes zu sagen! Wie manchen warmen und wohlgemeinten Zuspruch habe ich nicht in diesen Tagen der Trauer erfahren — und auch das danke ich dem Hingeschiedenen, von dem ich Ihnen nach solchen Erweisen des Antheils ja ungescheut sprechen darf — aber es ist doch ein wesentlich Anderes, wenn das theilnehmende Wort nicht eben bloß ein wohlgemeintes ist, sondern getragen wird von dem tiefen sympathischen Zuge des Mitempfindens, der nicht allein das Was eines schweren Verlustes mit uns beklagt, sondern der das Wie, wie wir ihn fühlen und auffassen, mit uns zu fühlen vermag. Man ahndet darin so gern, was Einem das Leben so selten gewährt, ein tieferes, gegenseitiges Verständniß der Geister. Und gäbe es einen schöneren Trost, als einer solchen Ahnung zu begegnen in einem Augenblicke des schweren Verlustes, der uns die natürlich

sinnliche Sicherheit des langgewohnten Verkehrs mit einem geliebten Geiste entzogen hat? Diesen Trost, diese Ueberzeugung haben mir Ihre Zeilen aufs Neue entgegengetragen. Wie Recht haben Sie, das Leben, wie wir es Jahrzehnte lang genießen durften, eine Idylle zu nennen! Gewiß jenes reine sittliche Sichbescheiden, diese wahre Bescheidenheit, die in reiner Selbsterkenntniß ihres Werthes nirgend über die dadurch gebotene Grenze hinausgeht, nichts will und verlangt, was jenseits derselben liegt, von keinen falschen Gelüsten gekitzelt wird; aber auch ebenso wenig hinter derselben zurückbleibt, sondern sie mit voller männlicher Kraft innezuhalten vermag, wo sie von Außen verletzt wird — das war ein Grundzug in dem Wesen meines theuren Vaters; er ging hervor aus der tiefen Ueberzeugung, was er sei und habe — wie viel oder wie wenig auch immer — das sei auch er von Gottes Gnaden. Und wie fern war er dabei von dem falschen Stolze der Demuth; vielmehr war es die Demuth des gerechten Stolzes! Es war zugleich das frische, freie, frohe Behagen einer gesunden Natur, die sich nicht zu gut hält, auch den sinnlich heiteren Augenblick als ein freies Geschenk zu nehmen und zu genießen, wie er gegeben wird, unbekümmert um Diejenigen, die da meinen in falscher Würde saure Gesichter machen zu müssen, weil sie vielleicht — vor sauren Trauben stehen. Da war sein Wahlspruch das antike Wort: Mens sana in corpore sano. Er war eben ein ganzer Mann, ein ganzer Mensch und das ist viel, sehr viel in einer Zeit, der dieser erste aller Begriffe in ihrer Weisheit immer mehr abhanden zu kommen scheint. Einfach und natürlich, wie er war, gab er sich: er hatte den Muth, absichtslos sich so zu geben, und folgte darin dem unabweisbaren Triebe innerster Wahrheit, er konnte nicht anders sein, als er war, und darum galt er für ein Original. Und wie viel Menschen haben diesen Muth heute zu Tage, wo alle Welt nichts Eiligeres zu thun hat, als sich über den großen — wahrhaft demokratischen — Kamm des allgemeinen Schemas scheeren und frisiren zu lassen, damit man nur auch ja den legitimirenden Stempel der Pfennigsbildung des Tages an sich

trage, ja nicht in den Verdacht der Abweichung von der breitgetretenen Heerstraße gerathe, die eben darum die rechte ist. Aber ebenso wenig hatte er mit jener Minderzahl gemein, die von dieser Trivialität eine Ahnung hat, und nur von eitler Originalsucht befallen, sich krampfhaft abmüht, etwas Besonderes vorzustellen. Diese schauspielerische Heuchelei, in der die Dünkelhaftigkeit, der Hochmuth, der für unsere Zeit nicht minder charakteristisch ist, zu Tage kommt. Wohl hatte ein ferner stehender Bekannter Recht, zu sagen: „Mit dem Hingeschiedenen stirbt wieder ein Geschlecht von Menschen aus, das bald ganz aufgehört haben wird: das, welches in seiner natürlichen Tüchtigkeit und Ursprünglichkeit das alte Preußen begründet hat.“ Und in dem Sinne, füge ich hinzu, mag es charakteristisch sein, daß er geboren war in dem vorletzten Regierungsjahr des großen Fürsten, der auch ganz war, was er sein sollte, Friedrich des Großen; geboren in einem Jahre mit Jacob Grimm, Dahlmann, Imman. Bekker, Böckh, Preuß, Varnhagen, mit denen Allen er, wenn ich den zweiten ausnehme, verkehrt hat, die Alle ihm mehr oder minder Bekannte gewesen sind. Und diese Notiz führt mich auf das Blatt, das ich mir erlaube Ihnen gleichzeitig mit diesem Briefe unter Kreuzband zu übersenden, denn sie ist eine Ergänzung zu dem, was das Blatt enthält. Wie hätte ich mir versagen können, es jetzt in Ihrer Hand zu wissen, da ich weiß, daß Sie mich weder der Eitelkeit noch der Taktlosigkeit anklagen werden, wenn ich zu Ihnen spreche von dem Einen, was mich jetzt, als eine erste, eine tiefste Erfahrung des Lebens auf das Tiefste bewegt? Ueberflüssige Mühe wäre es, wenn ich Ihnen verhehlen wollte, ich sei der Verfasser dieses Nekrologs, den am 6. d. M. die Spenersche Zeitung gebracht hat. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Nehmen Sie denn dieses Blatt gütig auf, und mögen Sie es sich gefallen lassen, dadurch die nähere Bekanntschaft eines Mannes zu machen, zu dessen letzten freudigen Momenten es gehörte, von der freundschaftlichen Theilnahme zu vernehmen, die Sie mir so reichlich erwiesen haben. Zugleich werden Sie eine

Thatsache daraus entnehmen; der treffliche Uebersetzer des Plautus war nicht mein Vater, sondern sein älterer, nicht minder originell kräftiger Bruder, der bereits 1837 als Direktor des hiesigen Gymnasiums zum grauen Kloster und namhaftester berlinischer Pädagog gestorben ist, und noch im gesegneten Andenken steht. So tief empfänglich mein Vater für litterarische Anregungen war — auf ihnen ruhte ja sein Leben — so war er doch zu sehr Mann der praktischen That, zu unreflektiert, um selbst bei solchen Arbeiten lange auszuhalten; darin war er nicht produktiv. Was er litterarisch geleistet hat, sagt die Skizze. — — — — Vor 8 Tagen feierte Raumer seinen 85. Geburtstag, der letzte Freund, dem mein Vater auf dem Sterbelager die Hand drückte. Volle vier Jahre älter als der Heimgegangene, stand er in unverwüstlicher Heiterkeit und Jugendfrische, mit dem hellen Auge und der rothen Wange unter dem weißen Haar, im doppelten Flor duftender Blumen und junger Mädchen, wie der frühlinggekrönte Winter und freute sich seines Geburtstages! Vor Allem der Werke Friedrichs des Großen, die der König ihm mit einer eigenhändigen Inschrift geschenkt hatte. Möge ihm erhalten bleiben, was er besitzt! —

Görlitz, den 10. August 1865.

— —

Wie sehr pflichte ich Ihnen in Allem bei, was Sie in Ihrem letzten Schreiben im Hinblicke auf Ihren trefflichen Vater über das zugleich demüthige und auf dem Stolze — wenn man hier von Stolz sprechen darf — eines ächten gesunden Selbstgefühls ruhende Sichbescheiden in den Schranken der uns von Natur und Lebensgang gestellten Aufgabe sagen, und welchen Werth die Erkenntniß dieser Aufgabe und ein frohes, frisches, thätiges Genügen darin im Vergleiche zu dem in unserer Zeit

vorherrschenden Drange habe, der so Viele im eiteln Bestreben, etwas Höheres und Vornehmeres und Mehreres, als ihnen von Gott und Natur bestimmt ist, vorzustellen, der Leerheit einer schablonenartigen Bildung und einer schwächenden Verallgemeinerung und Verdünnung in Sein und Wissen und Können in die Arme führt. Ist doch das Allgemeine und zwar das abstract Allgemeine, der abstracte Begriff, so sehr im Verhältnisse zu dem persönlich Eigenthümlichen und als solches allein wahrhaft Lebendigen die Macht unsrer Tage geworden, daß sich Diejenigen glücklich preisen mögen, denen es, wie Ihnen, vergönnt war, sich so weit in diese Tage der Abstraction hinein an der innigsten Lebensgemeinschaft mit einem so vollgültigen Vertreter einer lebensfrischeren Zeit in all seiner aus eigenem innersten Lebensquell schöpfenden und sich darin fröhlich befriedigenden Ursprünglichkeit zu erquicken. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

In der letzten Zeit haben mich die zwei kürzlich erschienenen Schriften von David Strauß über Schleiermacher's „Leben Jesu" und gegen Schenkel und Hengstenberg sehr interessirt und in Anspruch genommen. Die beiden Letzteren muß ich mit ihren Schwächen und Verkehrtheiten dem gewandten Polemiker preisgeben. Auch sein Erfolg gegen Schleiermacher ist nicht zu bestreiten. Doch verdankt er denselben wesentlich dem Umstande, daß das Christusbild Schleiermacher's nicht bloß zu einseitig dem Evangelium Johannis entnommen ist, sondern auch auf der Grundlage einer ethisch-philosophischen Denkweise beruht, die in ihrer abstracten Strenge mehr stoisch als christlich sein dürfte, und welche mehr zur „Apathie des stoischen Weisen" als zu jener „Kraft in der Schwäche", die von dem Christen nach dem Vorbilde des in der Nacht auf Gethsemane ringenden Erlösers gefordert wird, als zu ihrem Ideale der Menschheit aufblickt. Der Triumph, den Strauß durch die Widersprüche, die er bei Schleiermacher nachweist, feiert, verkehrt sich übrigens in sein gerades Gegentheil, wenn man bedenkt, daß sich vielleicht noch nie die Macht der christlichen Idee so anschaulich und

glänzend als in der Macht bewährt hat, die von ihr über den so überaus scharfsinnigen, ja wohl selbst zu spitzfindigem Klügeln geneigten und dabei so tief von der pantheistischen Weltbetrachtung unserer Tage beherrschten Geist Schleiermacher's ausgeübt worden. Eben die Widersprüche, in die sich der scharfsinnige Dialektiker dadurch verwirrt gefunden und trotz deren jene Macht sich, und zwar als überwiegende Potenz in ihm behauptete, sind vielleicht die stärkste Besiegelung der Bedeutung und nun schon durch fast neunzehn Jahrhunderte ausdauernden Wirksamkeit dieser Macht. Es ist gewiß überaus dürftig, hier, mit Strauß nichts als eine „Idiosynkrasie" Schleiermacher's zu sehen, wie es denn überhaupt merkwürdig ist, wie unempfänglich bis zur Rohheit und Plattheit sich der sonst so reich begabte und tüchtige Strauß gegen Alles im tieferen Sinne Christliche — im Unterschiede von der mystischen Empfänglichkeit Schleiermacher's — verhält, bis zu welcher Rohheit und Plattheit er sich hier heruntergebracht hat. Denn kann man eine mildere Bezeichnung dafür finden, wenn er die Weltbetrachtung in den Evangelien als eine „abenteuerliche" bezeichnet oder von dem Jesus des Evangeliums Johannis sagt, daß er da sei „wie aus der Pistole geschossen"? — — — — —

Berlin, den 5. Oktober 1865.

Ihr gehaltreicher Brief, hochgeehrter Herr und Freund, ist mir in das stille Quellenthal von Pyrmont gefolgt, wo ich seit mehr als einem Jahrzehnt mich von dem Bücher- und Straßenstaub Berlins zu befreien pflege, und dessen kühle Schatten ich dieses Mal nach den schweren Kämpfen der früheren, und der glühenden Hitze der folgenden Monate doppelt ersehnt hatte. Bis in die letzten Tage des September habe ich hier mit den Meinen in friedlicher Stille einer fast noch unberührten jungfräulichen Natur gesucht und auch wohl gefunden, was sie an heilender Kraft nicht allein dem erschütterten Körper, sondern auch dem Gemüthe zu gewähren vermag, das in schmerzhafter

Reizbarkeit die Berührung mit der geräuschvollen Außenwelt flieht und fliehen muß. Wie haben wir das schwer empfunden in dem sonnigen, lärmenden Ems, wo ich in Folge eines anhaltenden Katarrhs während des August Brunnen trinken mußte, um meine Kehle für künftige Vorlesungen wieder zu reinigen. Da werden die wirklich Leidenden betäubt durch das Schellengeklapper der Thoren, und die reine Schönheit der Natur entstellt durch den bunten Mummenschanz der aufgebauschten Toiletten der Menschencarricaturen und Fratzen aller Art. Eine Erholung waren uns die Rheinbilder, die auf der Reise nach Pyrmont an uns vorübergingen, der Dom zu Köln, den ich noch nicht gesehen hatte, seit die letzte verunstaltende Scheidewand in seinem Innern gefallen ist. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie stimme ich Ihnen bei in Allem, was Sie über den nivellirenden Charakter unserer Zeit sagen! Auf welchem Gebiete gäbe es noch eine originale Kraft? Scheint es doch fast, aus dem Charakter, dem Geiste der Menschen sei sie entwichen in die Hebel und Schrauben, Dampfmaschinen und Telegraphen, die freilich Zeit und Raum mechanisch bewältigen, aber selbst wieder das gewaltigste Mittel der Nivellirung sind. Und mit ihnen Hand in Hand geht der mächtigste Bundesgenosse, der Mammon, der das Größte, wie das Kleinste nach dem Maße des Pfennigs mißt, der nur einen Werth der Dinge kennt, der von den Stockjobbern an der Börse notirt wird, und der Alle gleich macht, damit Alle um so knechtischer dem einen großen Götzen dienen, dem goldenen Kalbe! In seinem Tempel öffnen sich dann die Pforten des Genusses, denn Genuß, Genuß! in allen Gestalten, das ist am Ende doch, wonach Alle dürsten und lechzen; das Recht darauf wird für Alle gefordert, soll Allen garantirt werden als das erste aller Menschenrechte. So ist Geld und wieder Geld das allgemeinste, härteste, abstracteste Schema des Lebens, der unerbittliche demokratische Gleichmacher, der erst die unbedingte Freiheit proklamirt, um hinterher auf ihren Trümmern die Tyrannei des Kapitals zu errichten, und die Gleichheit, nicht

der Freiheit, sondern der Sclaverei einzuführen. Und das Furchtbare ist, bewußt oder unbewußt, arbeiten auf dieses Ziel am Ende alle Parteien los, sie mögen sich nennen, wie sie wollen: Macht, Herrschaft, Einfluß, Geld, Genuß, Hebel und Waffen, die in Bewegung gesetzt werden, sind am Ende bei allen dieselben; mit welchen Reden sie auch vor der Welt prunken mögen, man durchschaut es doch! was sie wollen, ist schließlich nur Selbstgenuß, und leider bleibt auch das heiligste Panier nicht unentweiht. Demokratische Säbeltyrannen und Imperialisten, tyrannische Demagogen, polizeiliche Büreaukraten und hochtoristische Aristokraten, hochkirchliche Eiferer, intolerante Zionswächter und freigemeindliche Schwätzer, sie alle — als Partei — wollen am Ende nur sich, alle athmen eine und dieselbe Atmosphäre der Selbstsucht — intra peccatur et extra! Seit der gegenwärtige Napoleon seine Tyrannei auf der Grundlage der Demokratie errichtet, und durch sein Beispiel den Beweis geführt hat, was die Virtuosität sophistischer Politik vermöge, die an die Stelle des Rechts die Macht setzt, ist ein ganzes System dieses politischen Materialismus erwachsen, das seine Natur immer unverhohlener kund giebt, und auch die Besten anzustecken scheint. In Ems traf ich mit einem bekannten hochconservativen socialen Schriftsteller zusammen, der zugleich eine entschiedene kirchliche Richtung festhält; beredt setzte er auseinander, mit welchen verwerflichen Mitteln die demokratische Partei agire: er zog den Schluß daraus, daß man sie nicht allein mit denselben Waffen bekämpfen, ja darin überbieten müsse, nur so könne man sie ruiniren, das sei nur Gerechtigkeit, ein Anderes hätten sie nicht verdient! Was soll man dazu sagen? Heißt das nicht den Teufel durch Beelzebub austreiben? Was soll man dazu sagen, wenn die militairischen Blätter, deren Redakteur, irre ich nicht, ein junger Hauptmann a. D. ist, der evangelischen Kirchenzeitung und dem alten Propheten Hengstenberg, bei Gelegenheit der Duellfrage einen Verweis darüber gegeben haben, daß sein Christenthum ein sentimentales, ein falsches innerlich mystisches sei, weil er das Duell als absolut unchristlich verwirft? Läßt

sich etwas Verkehrteres denken? Aber es ist den Herren schon recht, die gelegentlich so gern zum Schwerdte Gideons greifen möchten, wenn sich nun dessen Spitze gegen sie selbst zu kehren droht! Sehe ich dieses Rennen und Jagen, dieses Genießen und Lechzen, dieses wilde Kämpfen und Ringen Derer, die alle gleich sein und doch alle herrschen möchten, dieses Verleugnen und Verhöhnen des Idealen, so will es mir scheinen, als wären wir in einer furchtbaren Krisis, gleich der, welche das römische Weltreich zertrümmerte; als müßte in dieses Wirrsal, wo Keiner den Andern mehr versteht, wie ein Blitz von Gottes Thron, eine neue große ursprüngliche Kraft hineinschlagen, ein Urgeist, wie Johannes der Täufer, wie der Apostel Paulus, wie Luther mit seinem donnernden *μετανοεῖτε* die Seelen aufrütteln, ohne Rücksicht auf menschliche Macht ihnen ihr wahres Bild zeigen, ihnen zeigen, daß der Menschen Wege nicht Gottes Wege seien! — Und wer bist Du denn, fragen Sie vielleicht staunend und achselzuckend, daß Du vermessen von Gottes Donner reden willst? Ach ich! ich könnte wie Hamlet in eine Nußschale kriechen, und mich einen König weiter Reiche dünken! Ich leide an dem Kleinmuth, an der Verzagtheit der Welt — doch fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit einer neuen Litanei heimsuche; entschuldigen Sie nur den ersten Herzenserguß, der für einen gekritzelten Brief schon viel zu viel ist, und der mich selbst fortgerissen hat, ich weiß nicht wie. Er wird Ihnen wenigstens beweisen, daß ich unbefangen genug geworden bin, auf Ihre Nachsicht unbedingt zu rechnen; mit andern Einfällen, die mir Ihr Brief erweckt hat, verschone ich Sie. Nur das Eine erlauben Sie mir noch, Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie wieder eine große Arbeit abgeschlossen haben: ich wollte, ich könnte von mir dasselbe sagen! Es ist immer eine Befreiung: wird doch die Lust so leicht zur Last!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Görlitz, den 27. December 1865.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — Sie haben, mein hochverehrter Freund, in Ihrem Briefe vom 5. Oktober eine eben so beredte als herbe Philippika gegen unsre Zeit gerichtet, welcher gegenüber ich mich, so sehr ich in höchst wesentlichen Beziehungen damit übereinstimmen muß, schon im Gefühle des Unvermögens, hier etwas hinzusetzen oder gar überbieten zu können, einigermaßen in die Rolle des Vertheidigers einzutreten gedrängt fühle. Gewiß, die Richtung, die unsre Zeit auf das Reale, Materielle, Faktisch-praktische, besonders auf den abstracten Materialismus des Geldes, der Staats- und Werthpapiere, hinweg von dem Idealen und Geistigen und von einer poetischen Verklärung des Lebens genommen hat, muß Einem, dessen Erinnerungen, wie die meinigen, noch in Tage eines wärmeren Cultus des Schönen zurückreichen, oder der, wie Sie, noch im trautesten Lebensverkehre mit Repräsentanten und Reliquien dieser früheren Tage gestanden hat, schwer genug fallen. Ich kann mit Ihnen nur darin übereinstimmen, daß unsre Zeit durch dieses Streben und die damit zusammenwirkenden nivellirenden Tendenzen vielfach verarmt und abgeblaßt ist, sich vereinförmigt und vermittelmäßigt hat, ja sich trotz ihres das Verständniß des Höchsten und Heiligsten gefährdenden naturalistischen Hanges in der freien, frischen, originalen Entfaltung auch des natürlichen Lebens im höheren Sinne verkümmert sieht. Nur dürfen wir anderseits nicht verkennen, daß auch Manches und sehr Wichtiges besser geworden ist, daß das überwiegende Interesse, das die realen Verhältnisse des Staatslebens in unseren Tagen erlangt haben, die Entwickelung des politischen Sinnes und politischen Talentes ihre große und erfreuliche Seite im Vergleiche zu dem politischen Klatsch und den Kannegießereien einer früheren Zeit haben; so sehr wir es für unser eigenes Bedürfniß mit gutem Fuge bedauern mögen, daß sich (ähnlich wie in England wo, wie Heine eben so witzig als wahr bemerkt, mit Karl dem Ersten der Poesie der Kopf abgeschlagen worden)

der Sinn für das Schöne und für das reine, sich in sich selbst befriedigende Wissen dadurch beinträchtigt findet. All dieser Beeinträchtigungen, Verkümmerungen und zweideutigen Tendenzen ungeachtet hat vornehmlich unser Volk nach dem noch in jüngster Zeit Erlebten, ein Volk dessen Söhne aus allen Ständen und Lebensschichten zum Bestehen solcher Beschwernisse wie der des letzten Krieges in Schleswig-Holstein und zur Vollbringung solcher Thaten wie der Erstürmung von Düppel und Alsen geeilt sind, sich gewiß noch nicht als ein entartetes anzusehen oder hoffnungslos verloren zu geben.

Wenn ich mich hier in eine Art von Controverse mit dem beredten Ergusse einzulassen wage, den Sie in Ihrem letzten Briefe auf das Papier geströmt haben, so fühle ich mich nur um so mehr gedrungen, nach einer anderen Stelle Ihres geistigen Wirkens hin meine unbedingte Uebereinstimmung und Befriedigung auszusprechen. Doch befinde ich mich in der eigenen Lage, auch da, wo ich bloß beizustimmen und anzuerkennen komme, mit einer Bitte um Nachsicht beginnen zu müssen. Was werden Sie von mir denken und urtheilen, mein verehrter Freund, wenn ich Ihnen ein Bekenntniß ablege,- das mich eben so nachlässig als Literaturfreund wie undankbar gegen Ihre Güte erscheinen läßt, das Bekenntniß, daß ich erst vor Kurzem dazu gekommen bin, die von Ihnen herausgegebenen „politischen Schriften Heinrich von Kleist's" in dem Exemplare, welches ich Ihrer Güte verdanke, genauer in Einsicht zu nehmen. Das Büchlein war mir schon in Düsseldorf vor Augen gekommen; ich hatte Ihre Widmung an Raumer, wie ich auch später gegen Sie aussprach, mit theilnehmender Befriedigung gelesen, war aber beim Blättern hinten durch Zufall auf einen Aufsatz (ich glaube den Brief des märkischen Landfräuleins) gestoßen, der mir wenig bedeutend schien; Zeit und Stimmung zu weiterer Kenntnißnahme hatten gefehlt und auch nachdem das Buch in meinen Besitz gekommen war, sollte es lange, unter dem Andringen anderer Interessen und Arbeiten, wie halb vergessen unter meinen Büchern bleiben, bis mich kürzlich eine glückliche Regung dazu veranlaßte, es theils

Abends mit meiner Frau, theils allein vom Anfange bis zum Schlusse zu lesen. Ich würde mich scheuen, eine so schuldbare Versäumniß mit so naiver Offenheit vor Ihnen auszusprechen, wenn ich nicht hoffte, daß die Strafe, oder vielmehr die unverdiente Belohnung, die mir zu Theile geworden, Sie zur Nachsicht stimmen werde. Ich habe mich nämlich selten von einer Lectüre in solchem Grade in Anspruch genommen, ergriffen und bewältigt wie von dieser gefunden. Zunächst war es, nachdem ich Ihre einleitenden kritischen Erörterungen mit Interesse und hoher Anerkennung Ihres gründlich eindringenden Studiums des Kleist'schen Styls gelesen, Ihre ergreifende Schilderung der in Kleist durcheinander gährenden, sich gegenseitig aufreibenden und zur Zerstörung ihres Besitzers hinwirkenden Mächte, der innern Spaltungen, des wechselnden erfolglosen Ringens nach Befriedigung, der Tantalusqualen des so reich und doch so unheilsvoll ausgestatteten Mannes, was mich tiefer und tiefer anzog und fesselte. Und darauf der Eindruck der Aufsätze selber, bei denen es nach der Wirkung, die sie auf mich gehabt, kaum eines andern Zeugnisses, als des aus dem Style und dem innern Charakter zu entnehmenden bedarf, um sie über allen Zweifel hinaus für von Kleist herrührend zu halten. Eben so wenig scheint mir ihr hoher Werth an sich dem geringsten Zweifel unterliegen zu können. Vor allem gehören die politischen Aufsätze zu dem Markigsten, was wohl die Literatur irgend eines Volkes an nachdrücklichen Zeugnissen eines schroffen heroischen Todesmuthes im gerechten Hasse eines des Hasses würdigen Joches und in unbedingter Hingebung an das Vaterland zu dessen Rettung aus Noth und Knechtschaft aufweisen kann. Unter den sonst mitgetheilten Nachträgen ist allerdings manches unerfreulich, mißtönig und grell; aber auch hier fehlt es nicht an Vortrefflichem und Bedeutendem, und auch die Grellheit trägt den unverkennbaren Stempel des Kleist'schen Geistes.

In Beziehung auf den Aufsatz „Aufruf", Seite 96, möchte ich mir eine Frage und Bitte erlauben. Findet sich etwa in der Ausgabe der Schriften Kleist's von Julian Schmidt oder in

dem Briefwechsel mit seiner Schwester oder irgendwo sonst etwas davon erwähnt, daß Kleist damit umgegangen sei, die Zerstörung Jerusalems durch Titus als Tragödie zu behandeln? Mir selbst ist nämlich hierüber etwas durch einen mit Kleist persönlich Bekannten, mit welchem der Dichter darüber gesprochen, in mündlicher Mittheilung zugekommen, und ich habe vor, mich darüber in der Vorrede zu meinem jüngst vollendeten Buche zu äußern. Ich würde es daher mit großem Danke aufnehmen, wenn Sie mich bei Gelegenheit benachrichtigen wollten, ob schon etwas über jenen Tragödienplan Kleist's zur öffentlichen Kunde gelangt ist.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Berlin, den 27. März 1866.

Mit Verlangen habe ich dem Augenblicke entgegen gesehen, hochgeehrter Herr und Freund, wo ich endlich im Stande sein würde, auf Ihren gehaltreichen und mir in vieler Beziehung so ermuthigenden Brief ein Wort des Dankes und Einverständnisses zu erwidern. Die Verzögerung der Antwort ist mir durch die Umstände aufgezwungen worden, und ich habe dabei nichts mehr bedauert, als daß in so langen Pausen die Schwingungen des ersten Anstoßes ermatten müssen, daß auch hier der beste Spiritus verraucht, und am Ende Antwort und Frage sich kaum noch wiedererkennen. In den Weihnachtstagen ward mir eine Aufgabe bescheert, die ich nicht ablehnen konnte, und die mich aus meinen nächsten Arbeiten heraus in eine Region historisch-philologischer Untersuchungen zurückverschlug, der ich den Rücken auf immer gekehrt zu haben meinte: bis Ostern mußte und sollte sie fertig sein, natürlich mußte alles Andre liegen bleiben. Nun ist sie fertig, ich habe die Beruhigung, dieser Pflicht genügt zu haben, aber so hoch ich das auch anschlage, es ist doch nur eine sehr abstracte Entschädigung für das peinliche ausdörrende Gefühl, die Kräfte an eine Aufgabe setzen zu müssen, mit der man sich innerlich nicht mehr im Einklang weiß: es beginnt mir als Verschwendung zu erscheinen, besonders wenn uns die Kürze des Lebens immer überwältigender entgegentritt. Umgekehrt, wo die

Arbeit der reine Ausdruck der gegenwärtigen Stimmung ist, wo man sich Eines mit ihr weiß, da ist sie selbst der ganze Mensch. Sie erhebt, stärkt, potenzirt die Kräfte, sie ist eine Art Selbstoffenbarung, die dem Menschen über sich zu Theil wird. Mir ist es freilich selten so gut geworden, ich kann sagen, eigentlich nur einmal. Das ist in dem Leben Tieck's, das habe ich als ganzer Mensch geschrieben, oder wie er sagen würde, erlebt. Aber da hat es denn an andern Enttäuschungen nicht gefehlt. Meinem naiven Glauben trat die Gleichgültigkeit, das spöttische Achselzucken, das offene oder schweigend nichtachtende Uebelwollen der Tagespresse entgegen, für deren Gewinnung es mir stets an Geschicklichkeit gefehlt hat. Da fühlte ich mich wieder auf mich selbst zurückgewiesen, ich mußte an das denken, was Tieck mir so oft von dem Glauben an das unsichtbare Publikum, an die stille Gemeinde gesagt hatte. Unter diesen Umständen werden Sie ermessen, wie sehr erfreulich Ihre theilnehmenden Worte über meine Kleistblätter mir auch jetzt noch gewesen sind, besonders da ich hier dieselbe Erfahrung gemacht habe. Julian Schmidt, der ja zugleich der buchhändlerische Herausgeber der Kleist'schen Werke ist, fertigte damals in seiner Zeitung mein Buch in drei Zeilen mit der Bemerkung ab, es sei eine Nachlese aus den Abendblättern, und wie viel davon Kleist in der That gehöre, sei sehr zweifelhaft; daß die Hauptsache aus bisher unbekannten Papieren Kleist's entlehnt sei, verschwieg er. Der neuste geistvolle Biograph Kleist's, Wilbrandt, den ich persönlich nicht kannte, kommt zu mir, liest mir Allerlei ab, was er sonst nicht mit Augen gesehen hatte, um mich hinterher in seinem Buche unnützer Weise zu corrigiren. Mein trefflicher College Gosche in Halle endlich, der kein Litterat sondern Professor der Orientalia ist, erklärt in seinem Litterarhistorischen Taschenbuch für 66 die Schmidt'sche Ausgabe für vollständig, und dreht und wendet sich hin und her, um mein Buch nicht erwähnen zu müssen, während er es in Händen hat! Ich will nicht in Abrede stellen, daß solche Erfahrungen, an denen es mir auch im Kreise der Fachwissenschaft leider nicht fehlt, und deren Quelle mir immer noch

nicht ganz klar ist, mich allgemach in eine Stimmung des heimlichen Ingrimms versetzt haben, die sich dann gelegentlich auch in solchen Philippiken Luft macht, wie Sie eine haben anhören müssen und mit besänftigender Nachsicht aufgenommen haben. Doch um bei Kleist zunächst stehen zu bleiben, noch ein Wort über Ihre so höchst interessante und überraschende Anfrage wegen der von ihm beabsichtigten oder schon begonnenen Tragödie Titus vor Jerusalem. Die Antwort ist bald genug gegeben; die Thatsache ist mir durchaus neu und nirgend bin ich ihr begegnet. Ich glaube auch sagen zu können, daß sonst keine Notiz darüber aufbehalten ist, weder in den bekannt gewordenen Briefen noch sonstigen Materialien; nur von Wilbrandt's Buch kann ich es nicht mit gleicher Sicherheit sagen, aber ich glaube nicht, daß er etwas davon weiß. Auch meinem litterarischen Freunde, W. v. Maltzahn, dem Lessingherausgeber, der über reiche Schätze gebietet, und in diesen Sachen eine fast unvergleichliche Kenntniß besitzt, habe ich die Frage mitgetheilt, er kennt dies eben so wenig. Auch der alte General Pfuel, der letzte noch lebende Freund Kleist's, der mancherlei zu erzählen weiß, von abhanden gekommenen Tragödien, Robert Guiskard, Leopold von Oestreich, weiß davon nichts. Gewiß also würde Alles, was Sie davon erkundet haben, hoch willkommen sein, Sie würden der litterarisch forschenden Welt geradezu eine neue Thatsache mittheilen, die beweisen würde, daß die Acten über den unglücklichen Dichter immer noch nicht geschlossen seien: also zögern Sie ja nicht, der Welt mitzutheilen, was Sie darüber wissen, und je ausführlicher, je besser! So sammelt die Nachwelt emsig den Staub eines Dichters, dessen Unglück gewiß kein unverschuldetes war, den die Mitwelt aber auch weniger, als er fordern durfte, ja fast gar nicht beachtet und gewürdigt hat. Es ist eine erschütternde Thatsache, daß was im Geiste leben soll, im Leben untergehen muß. Diese ewige Nänie erinnert mich an einen andern Dichter, mit dem ich mich in letzter Zeit in abgestohlnen Stunden beschäftigt habe, um mich geistig zu erholen, an Immermann. Der nur allzu früh, aber wie Schiller in der Fülle der Kraft Geschiedene, hat

Ihnen als Dichter, Mensch und Freund nahe gestanden, von ihm wissen Sie wie Wenige zu reden, aber ich bin nicht ganz sicher, wie weit es Ihnen genehm sei, von ihm mit Andern zu sprechen. Ich meinerseits habe ihn immer für eine große Kraft, einen wahren Dichter gehalten, der für das Höchste angelegt in einer litterarisch schwierigen Zeit mit glühendem Muthe nach dem höchsten Kranze unablässig strebte, und seiner werth war als ganzer Mensch und ganzer Dichter. Unter den Nachromantikern ist er mir unbedingt der Erste, und nach ihm sind es nur wenige unter so vielen, die ich ihm anreihen möchte. Nehme ich allein sein Mysterium Merlin, diesen Gegenfaust, und nach und seit Faust unbezweifelt die tiefsinnigste Dichtung, aber natürlich darum unbeachtet und unverstanden, wie gewaltig erscheint er darin nicht! Man kann sich denken, in der litterarisch großen Zeit würde das wie der Blitz gezündet haben, heute findet der Blitz keinen Zündstoff mehr. Zwar bleibt er darum nicht minder der Blitz, aber auch das ist unleugbar, zur vollen höchsten Wirkung gehört nicht allein die subjective Kraft und That, es gehört dazu ihr geheimnißvolles, man kann sagen welthistorisches Einverständniß mit der Gesammtmasse der Kräfte, die man Zeit zu nennen pflegt. Goethe war seine Zeit; für zahllose Andre, auch die Ersten und Edelsten, kann es heißen: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“ Und das bringt mich auf den Punkt. Die Epigonen nämlich habe ich nach langen Jahren einmal wiedergelesen, und wie man auch über Manches urtheilen möge, ich habe wieder den Eindruck gehabt, man hat es hier mit einer Kraft zu thun, die hoch über dem steht, was man damals schon und jetzt landläufig Litteratur oder gar Poesie nannte. Man hat das Gefühl, das ist nicht gemacht, es ist, ist unmittelbar, wie es auch sei; es sind lebendige Gestalten und Gedanken, nicht Schemen oder Abstractionen. Zunächst ist mir freilich wieder bemerkbar geworden die rücksichtslose Schärfe des Gerichts, das der Dichter an seinen Geschöpfen, und in ihnen an der Zeit ausübt. In seine Figuren sich zu verlieben, war seine Sache nicht; vielmehr scheint die Ironie Tieck's in ihm Fleisch und Blut ge-

worden. Ihr verfallen alle Charaktere, der wohlmeinende Held Hermann, dessen hülfreiche Vielthätigkeit komisch und tragisch das Uebel mehrt oder schafft, der, die lebendige Lüge unter Augen, einen Verein für Wahrheit gründet, und über seinen Idealen überall in die Gefahr der schwersten Versündigung hineingeräth; dieser ahnenstolze Herzog, der sich überzeugen muß, daß seine Ahnen Fälscher waren, wie der tugendstolze Bürger erkennen muß, seine gepriesene reine Ehe sei der Ehebruch gewesen; es ist ein Gericht, das schonungslos gerade an der Sentimentalitätsperiode unserer gepriesenen Litteratur vollzogen wird. Der Titel Epigonen ist eine Zusammenfassung jener nicht minder erschütternden welthistorischen Wahrheit, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden. Doch noch etwas Anderes scheint mir darin zu liegen. Die Ironie bethätigt sich gewissermaßen als eine freie Macht, eine objektive. Dem Dichter selbst wächst sie über den Kopf, und auch er verfällt ihr. Hier, wie urkräftig sonst auch immer, erscheint er selbst als Epigone. Ist nicht dieser Hermann ein ins 19. Jahrh. übersetzter Wilhelm Meister? Herzog und Herzogin, Graf und Gräfin von hier, Flämmchen und ihre Alte eine bizarre Mignon und Barbara, Medon eine Art von Jarno? Nur die Schauspielerwirthschaft hat natürlich den politischen Motiven der Gegenwart weichen müssen. Immermann selbst hat, wie Sie besser wissen als ich, über seine eigenen Werke fast strenger geurtheilt als die Kritiker, und andre Dichter über die ihren je gethan haben: fast zu streng, wie die factische Unvollständigkeit seiner gesammelten Schriften beweist, die eigentlich nur eine Auswahl ist. Auch jetzt wieder habe ich darin seinen Kaiser Friedrich vermißt, den ich aufs Neue gelesen habe. Bei den scharfen charaktervollen Umrissen seines Alexis und des späteren Trauerspiels in Tyrol, kann ich mir denken, daß ihm jene Tragödie noch zu episch war, aber diese Verleugnung hat sie wahrlich nicht verdient; auch jetzt noch steht sie unter den spätern historischen Dramen oben an, aber freilich für den großen Haufen ist es Caviar! Doch schon viel zu viel habe ich Ihnen vorgeredet, da ich kaum ahne, wie Sie meine

Expectorationen über Immermann aufnehmen werden. Ohnehin darf ich Ihre Geduld nicht mißbrauchen: mit manchem Anderen, was mir noch etwa in der Feder steckt, im Anschlusse an unsern Meinungsaustausch, verschone ich Sie dieses Mal, so verlockend mir auch die Versuchung ist. Nur den Glückwunsch erlauben Sie mir noch auszusprechen, daß es Ihnen abermals gelungen ist, ein größeres dichterisches Werk zum Abschlusse zu bringen; das ist ein Stück Leben, das der am Besten in seiner Bedeutung zu würdigen weiß, dessen Leben vornehmlich eine Arbeit in Stückwerk ist. — — — — —

Görlitz, den 21. September 1866.

Obwohl ich, mein hochverehrter Freund, noch vor Ende dieses Monats auf einige Zeit nach Berlin zu kommen und mich dort des Wiedersehens und der persönlichen Begegnung mit Ihnen zu erfreuen hoffe, möchte ich mich doch gern zuvor der mich bedrückenden Schuld zu entladen suchen, Ihren bereits im März d. J. empfangenen, so überaus inhaltreichen und in seiner Fülle an Geist und Tiefe der Betrachtungen wahrhaft erquickenden Brief noch nicht beantwortet zu haben.

Doch kann ich mich eigentlich nach den Ereignissen und Erlebnissen, die zwischen damals und dem heutigen Tage liegen, nur halb einer Schuld zeihen. Zunächst hatte bald nach dem Eintreffen Ihres Briefes eine sehr erhebliche andauernde Steigerung meines chronischen Leidens meine Fähigkeit zu Allem, was einen frischen thätigen Aufschwung des Geistes forderte (und gehörte eine einigermaßen würdige Antwort auf einen solchen Brief nicht darunter?) gelähmt; während sich draußen die Wolken am politischen Horizonte, die auf den nahen Ausbruch des bevorstehenden Krieges deuteten, immer bedrohlicher thürmten. Mitten in der darauf folgenden Spannung der sich in und um unsern friedlichen Wohnsitz her durch die Ansammlung der Armee des Prinzen Friedrich Karl vorbereitenden ungeheuern Entscheidung, dem Einquartierungstrouble u. s. w., oder gar in der Spannung jener hocherregten Tage, wo die Würfel so nahe von uns

Grenzbewohnern und unmittelbar über unser persönlichstes Schicksal fielen, war es mir aber geradezu unmöglich, die contemplative Ruhe und Stimmung zu finden, wie ich sie zum Fortweben des Gewebes eines Briefwechsels wie des unsrigen, bedurfte. Die Erregung und Erhebung dieser unvergeßlichen Tage hatte etwas so begeisternd Absorbirendes und absorbirend Begeisterndes, daß nur für das Lesen der Zeitungen, die Erkundigung nach eingetroffenen Telegrammen, das unermüdliche Durchdenken und unerschöpfliche Ausdenken des Vernommenen noch Interesse und Sinn blieb, ja daß selbst das körperliche Unbehagen der traurigsten Nachtstunden sich von dem Nachsinnen über die fast unfaßbaren Erfolge durchleuchtet und in einen Zustand der Freude und des Glückes verwandelt fand. Und auch nachdem sich das Unerwartete, Gewaltige, weltumgestaltend Herrliche vollendet hatte, galt es erst noch längere Zeit, sich zu sammeln, sich in dem neuen Dasein, in das wir uns versetzt fühlen, zurecht zu finden, um die Fäden aus der früheren Existenz herüber zu neuem Gewebe anknüpfen zu können. Und noch immer fühle ich mich Ihnen, mit dem ich heute zum ersten Male in dem neuen Dasein unter Anknüpfung an vorher Gewesenes und Besprochenes verkehren soll, als ob es darauf ankomme, mit andern Organen und in einer andern Sprache, unter dem Lichte einer andern Sonne und eines andern Mondes, als womit und worunter wir früher verkehrten, zu schreiben.

Es ist für uns Bewohner von Görlitz, die wir uns für den Fall eines minder glücklichen Ausgangs unter den durch die Schaaren Benedek's zunächst Bedrohten befanden, nicht ohne Stunden ernster Beunruhigung abgegangen. Die Begehung „hussitischer Greuel", die nach den Berichten aus Böhmen in der Kölnischen Zeitung von Seiten der fanatisirten Czechen und Slaven, wenn es ihnen gelingen sollte, auf preußisches Gebiet vorzudringen, in Aussicht gestellt wurden, konnte auch nur als Bild und Vorstellung nicht anders als höchst unheimlich wirken. Doch war schon wegen der eingetretenen Steigerung meiner körperlichen Reizbarkeiten und der daraus entspringenden Bedürfnisse von

häuslicher Bequemlichkeit und Pflege an Flucht nicht wohl zu denken. Auch kann ich mich jetzt nur dankbar gegen Gott empfinden, daß es dazu nicht gekommen ist. Hat doch gerade die größere persönliche Betheiligung an den siegreichen Erfolgen unsres Heeres, die größere Nähe an dem Schauplatze des Krieges, den Eindruck noch in einer Weise erhöht und belebt, wie ich es jetzt um Vieles nicht missen möchte.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — Doch ich muß diese Besprechung auf unsre hoffentlich nahe persönliche Verhandlung von Mund zu Munde versparen. Auch hinsichts des überreichen Inhalts Ihres letzten Briefes wird sich dann die erwünschteste Gelegenheit zu eingehender Erörterung bieten. Haben Sie Dank für alles Anerkennende und Treffliche, was Sie über die Dichtungen Immermann's, besonders über dessen Merlin, sagen, den auch ich unter die höchsten, wenn auch noch im Schachte des Verkennens ruhenden Kleinode unserer Literatur zähle. Sie haben gar recht mit Ihrem köstlichen Worte, daß der Blitz, auch wenn er nicht zünde, doch Blitz bleibe. Und hat hier nicht der Blitz, ein Vierteljahrhundert nach dem Scheiden des Dichters noch in Ihnen so tief, so stark, wie es der Dichter nur wünschen konnte, gezündet? Sollen wir nicht hoffen, daß es auch in fünfzig, in hundert Jahren an dem einen und andern empfänglichen Gemüthe, das sich davon ergreifen und begeistern läßt, nicht gebrechen werde? Wahrlich, wer sich in einer so viel producirenden, so mit schriftstellerischen Leistungen überflutheten Zeit wie die unsrige, nicht, bevor er zur Feder greift, mit der Aussicht zu bescheiden weiß, auch bei höchster Anstrengung und gelungenster Leistung nur für eine kleine Folge von einzelnen empfänglichen Geistern und Herzen zu arbeiten, möchte überhaupt besser thun, Kopf und Hand gleich von Anfang an in Ruhe zu lassen.

Und vielleicht kommt einmal früher oder später für jenes herrliche Gedicht der Berufene, der für diese größte Schöpfung Immermann's thut, was einst Addison für das „paradise lost“ und Tieck für Kleist gethan und dem deutschen Volke die Einsicht

erschließt, welchen verborgenen und vergessenen Schatz es darin besitzt. Wie, wenn Sie selbst, mein verehrter Freund, dieser Berufene wären? Das Wort eines Literarhistorikers von Ruf und Bedeutung, der sich mit Nachdruck und überzeugender Wärme für das Werk eines seit geraumer Zeit verstorbenen Dichters erhöbe, zu dem er in keiner persönlichen, ihn einer parteiischen Theilnahme verdächtigenden Beziehung gestanden, könnte an der rechten Stelle gesprochen vielleicht mit der Kraft einer Todtenerweckung (NB. der Todte wäre hier nicht das Gedicht, sondern das Publikum) wirken. Und welche größere Befriedigung außer der, ein solches Werk gedichtet zu haben, könnte es wohl geben als die, ihm eine gerechte Würdigung unter seinem Volke zu schaffen? Einige für Sie dabei möglicher Weise brauchbare Notizen würden Sie in einem Aufsatze finden, den ich selbst bald nach Immermann's Tode in den Blättern für literarische Unterhaltung (Jahrgang 1841 Nr. 226 ff.) veröffentlicht habe.

Sie werden mir, fürchte ich, entgegenhalten, wie wenig Ihr Buch über Tieck zu einer Wiedereinsetzung desselben in den ihm gebührenden Stand der Anerkennung gefruchtet. Und ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, außer daß gerade Tieck bei der gegenwärtigen ungerecht ungünstigen Strömung der Geistes- und Geschmacksrichtung wider ihn am schwierigsten und weit schwieriger als Immermann zu vertreten war, und daß zuweilen ein kürzerer Aufsatz in einem gelesenen Blatte mehr als ein selbstständiges Werk in zwei Bänden vermag.

Görlitz, den 16. November 1866.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe Ihr Werk nicht bloß einmal, sondern zweimal mit Achtsamkeit und hoher Befriedigung, welche letztere sogar sich bei der zweiten Lesung noch gesteigert hat, durchlesen. Empfangen Sie meinen aufrichtigen Glückwunsch darüber. Es könnte scheinen, als ob ich es darauf anlege, mein beifälliges Urtheil mit einer Grobheit zu würzen, wenn ich sage, daß ich Ihre

Schrift über meine Erwartung gefunden. Aber wie hätte ich aus Ihren biographischen und literarhistorischen Schriften über Tieck und Kleist die Erwartung auf eine so plötzliche Bethätigung als politischer Autor von dieser Bedeutung herauslesen sollen. Muß ich doch Ihre Schrift nicht bloß wegen der gelungenen markigen Durchführung der gestellten Aufgabe, sondern auch wegen der Raschheit dieser Durchführung, der schnellen Sicherheit des Um- und Einblicks bewundern, womit Sie es erreicht haben, Ihre Aufgabe in einer Weise zu bewältigen, die höchstens hier und da, in einzelnen stylistischen Unklarheiten, eine Spur von Eile bemerken läßt. Man sollte glauben, daß es wer weiß wie langer Studien, oder doch Auffrischungen früherer Studien hätte bedürfen müssen, um eine so bedeutende Arbeit mit so scharf einschneidender Gediegenheit zu Stande zu bringen. Es sind darin Stellen, die durch ihre gedrängte eindringliche Kraft an den Styl des Tacitus erinnern und in denen zuweilen etwas von der herben Ironie des Juvenal auf das wirksamste anklingt. „Mit größter Freude, Befriedigung und Anerkennung," schreibt uns eine Freundin aus Berlin, „habe ich: das Ende der Kleinstaaterei von R. Köpke gelesen, eine Schrift, welche glänzendes Zeugniß ablegt für die soliden historischen Kenntnisse des Verfassers, für seinen politischen Blick und die rüstige Gestaltungsfähigkeit seiner Feder. Die Sprache ist warm, treffend und nicht selten von edelster Schönheit. Man hat hier im engen Raume übersichtlich beieinander, was Preußen seit langer Zeit an Unbilden gelitten, welche Zumuthungen es erfüllte, welche Beeinträchtigungen geduldig ertragen hat. Die frechen, ans Unglaubliche streifenden Verläumdungen aus dem österreichischen Lager sind nur die Giftblüthe einer zähen perennirenden, markaussaugenden Schmarotzerpflanze, die mit ihren Polypenarmen den aufstrebenden Stamm zu ersticken suchte. Preußen hat dagegen freilich nicht wie Herkules in der Wiege schon sich der Schlangen erwehrt, die seinen Genius umschnürten; aber wohl uns, wenn dem Manne wenigstens die Hydra erliegt, welche Deutschlands Zukunft stets von neuem bedrohte." —

„Neben allem Uebrigen," fährt die Freundin fort, „freut es mich, ausgesprochen zu sehen, daß Bismarck nicht zu allen Zeiten derselbe gewesen ist, wie seine Bewunderer behaupten, seine Gegner ihm aber zum Vorwurfe machen. Lernen, sich bilden, und entwickeln ist menschlich schön, richtig und weit ehrenvoller als eine verstockte Prinzipienreiterei. Nur Minerva entsprang dem Haupte des Zeus in voller Rüstung — des Menschen edles Loos aber ist Arbeit und auch das Genie muß seine Waffen selbst schmieden. Ferner wird in dem Köpke'schen Werke ein ungerechter Vorwurf beseitigt, gegen den ich mit schwacher Kraft stets anzukämpfen versuchte; nämlich, daß man oft zu früh Aussprachen und Darlegungen verlangte, von denen der Verfasser sagt: Der Staatsmann, welcher im Voraus die Glocke künftiger Thaten läutet, ist keiner, sondern ein doctrinärer Phrasenmacher, im besten Falle ein Idealist und kann sicher sein, von allem Erstrebten nichts zu erreichen. Bismarck hat dagegen, meines Erachtens, den Fehler begangen, Vertrauen zu fordern, ohne sich vorher achtungsvoll um dasselbe bemüht zu haben. Nun das liegt jetzt hinter uns. Die Irrthümer sind glänzend gesühnt und kein guter Preuße wird dem klugen Steuermann durch klippenvolles Meer fortan seine zustimmende Bewunderung versagen!"

Ich habe Ihnen das Urtheil der verehrten Freundin in seinem ganzen Umfange mitgetheilt, weil ich hoffte, Ihnen dadurch Freude zu machen. Doch will ich auch einen Hintergedanken, den ich dabei gehabt, nicht verleugnen. Es wäre mir sehr erwünscht, der trefflichen, geistvollen, hochsinnigen Frau, die sich manchmal in Berlin sehr vereinsamt an edlerem Umgange fühlt (denn der Umgang mit Schnaase, mit dem sie nahe befreundet ist, kann wegen der großen Kränklichkeit desselben nicht, so wie sie es wünschte, genossen werden) die Freude und den Genuß Ihrer Bekanntschaft zu verschaffen. Ich weiß nun zwar nicht, ob es Ihnen aus Rücksicht auf Zeit und andre Verhältnisse gelegen kommen würde, noch wie sich, wenn Sie Lust hätten, die erste Anknüpfung machen soll. Doch will ich Ihnen für jetzt wenigstens den Namen der Freundin angeben, die schon in den

reichsten Tagen unserer Düsseldorfer Vergangenheit zur Lebenszeit Immermann's als junge schöne geistvolle Frau in dem Immermann-Schnaase-Sybel'schen Kreise mit uns verkehrt hat und uns seitdem treu verbunden geblieben ist. Es ist die Gattin des in Ruhestand versetzten Generals von Meyerink, der selbst ein umgänglicher Mann von gesundem Sinn und offenem Kopfe ist.

— — — — — — — — — — —

Berlin, den 27. Dezember 1866.

Ihr letzter Brief, hochgeehrter Herr und Freund, war so reich an Mittheilungen sowohl an als über mich, daß ich ihn wohl für zwei hätte rechnen, und darum um so eher antworten sollen. Indeß auch der beste und dankbarste Wille wird gehemmt, und die Zeit, die unsern Schritt oft nur allzusehr beflügelt und uns die schiefe Ebene abwärts, abwärts! treibt, legt uns dann wieder Fesseln an, wo wir am schnellsten sein möchten. Aber dieses Jahr soll denn doch nicht zu Ende eilen, ohne daß ich nicht Ihnen noch ein Wort gesagt hätte, wie dankbar ich für Frau von M.'s theilnehmende und eingehende Kritik meiner politischen Schrift sei. Wie angenehm und ermuthigend mir solche Zustimmung sein müsse, werden Sie leicht ermessen. Es will mir überhaupt scheinen, als wenn ein Schriftsteller kaum ein dankbareres und geistig mehr mitarbeitendes und auffassendes Publikum finden könne, als unter den Frauen; vorausgesetzt, daß es ihm gelungen ist, irgendwo eine sympathisch klingende Saite anzuschlagen; denn andrerseits wird es kaum schonungslosere Kritiker geben und heftigere Gegner als unter ihnen. Aehnlich, wie Sie, theilte mir Raumer früher einmal in Abschrift einen Brief der Frau von Lüttichau über mein Leben Tieck's mit. Ich bewahre ihn auf als die wahrscheinlich beste Kritik, die mein Buch erfahren hat; nicht gerade darum, weil sie des Lobes voll ist, sondern weil mir keine vorgekommen ist, die so — soll ich sagen mit Ahnung oder Scharfblick? — in die Tiefen meiner eignen Stimmung eingedrungen ist, aus der heraus ich geschrieben

hatte. So auch hier. Es ist die tiefe und feinfühlende Zustimmung derer, die auf denselben Ton gestimmt sind wie wir selbst. Aber eine politische Schrift dieser Art möchte einer Rede gleichen, die auf dem Forum oder der Agora an die ἄνδρες Ἀθηναῖοι gehalten wird, von den Dächern möchte sie predigen, um ihre Pfeile in die fernsten Kreise entsenden zu können; sie möchte Propaganda machen, Wirkungen hervorrufen. Zwar höre ich in verschiedenen Buchhandlungen, sie gehe sehr gut, und es scheint in der That einige Aussicht auf die Erschöpfung der Auflage: doch was wollen 1000 Exemplare am Ende sagen bei einer Schrift von so mäßigem Umfange? Denn auch dieses Mal, — so sehr ich auch Veranlassung habe, für Theilnahme und wohlwollende Zustimmung im Einzelnen dankbar zu sein, eben so sehr bin ich doch auch andrerseits in meinen alten Erfahrungen und in meiner Polemik bestärkt worden gegen die Mittel, welche die öffentliche litterarische Meinung bedingen, und die Art, wie man sie anwendet. Es ist Alles Clique und Claque! Wer nicht zu der einen oder der andern gehört, wird zu Boden getreten, oder was vielleicht noch schlimmer ist, zu Tode geschwiegen, er mag süß oder sauer predigen. Da macht die Parteifarbe der Zeitungen keinen Unterschied, ob Demokraten oder Feudale, sie alle unterliegen demselben Fluche, der Geldmacherei, dem persönlichen Klatsch- und Intriguenwesen, der Indolenz. Nehme ich die eine Spener'sche Zeitung aus, die meinen Artikeln stets ihre Spalten freundlich geöffnet hat (natürlich ohne daß ich irgend welche Forderungen dafür erhoben hätte), so kann ich nur sagen, fast alle Exemplare meiner Schrift, die ich den verschiedenen Redactionen zur Besprechung gesendet habe, sind wie in den Brunnen gefallen. Man findet es in der Ordnung, wenn der Verfasser eine lobende Selbstkritik einsendet und gehörig bezahlt, aber wundert sich höhnisch über den gutmüthigen Schwärmer, der von dem warmen Ausdrucke einer unabhängigen Ueberzeugung eine sonderliche Wirkung erwartet. Was ist die Wahrheit? Das Geheul der Wölfe, mit denen man heulen muß, weil sie die Majorität haben! Aber vor der Welt, officiell geberden sich die Herren,

als seien sie die Oberpriester und Muftis im Tempel der ewigen Gerechtigkeit, und Presse und Druckerschwärze die letzte Offenbarung des heiligen Geistes! Aber nicht bloß die kleinen Geister knien vor diesem Götzen; machen es doch viele gelehrte und weise Professoren nicht anders, die in ihren Büchern und Auditorien den Weltgeist spazieren führen. Beleuchten und beräuchern lassen sie sich von der Spiritusflamme, die sie mit ihren eignen Feuerzungen angezündet haben, um sich dann hinterher mit dem profanum vulgus über den Effekt zu wundern. Doch ich klage an, und sollte mich zunächst selbst anklagen. Denn was werden Sie dazu sagen, daß ich noch nicht dazu gekommen bin, Frau v. M. für ihre theilnehmende und ermuthigende Kritik meinen Dank zu sagen? Denn noch habe ich sie nicht gesehen, obwohl ich wiederholt mit Frau GR. Rüdiger gesellig zusammen gewesen bin; einmal auf einer ihrer Soireen oder routs, wo vom Prinzen bis zum jugendlichen Feuilletonisten alle Farben, Stufen, Röcke, Namen und Capacitäten vertreten waren. Hoffentlich finde ich noch Gelegenheit mich auszusprechen, denn ich nehme an, daß Ihre Mittheilung ohne Indiscretion besprochen werden darf. Inzwischen habe ich auch Ihren Roman: der Bruder der Braut, gelesen, wie Sie denken können, mit ebensoviel persönlicher als gegenständlicher Theilnahme. „Es ist Caviar für's Volk!" Dieser Gedanke hat mich dabei begleitet: das werden Sie nach meinen obigen Expectorationen nicht mißverstehen. Auch meine ich, wer so mit dem tiefsten Ernste der Poesie und Wissenschaft gerüstet dem flachen Tagesgeschmacke Trotz bietet, erwartet keine Lorbeeren im Sinne einer Mühlbach. Schon das Problem, so möchte ich es nennen, das Sie vor uns im Roman entwickeln, die Möglichkeit der Sühne, der sittlichen Entlastung und Herstellung von schwerer Schuld, ohne äußere Genugthuung, ist von einer solchen Tiefe, und dabei von einer psychologischen Zartheit, daß es unter den Lesefäusten unserer Leihbibliotheken zerbrechen muß. Aber freilich wer die menschliche Natur in ihren Tiefen und Abgründen kennt, oder studiren will, der findet hier einen unendlich reichen Stoff, eine Fülle von Anregungen. Religion, Christen-

thum, Geschichte, Kunst, der Mensch in allen seinen Beziehungen kommt zur Sprache; am Ende ist es das große Weltproblem selbst in einem einzelnen Fall. Ein Modenovellist würde eine nervenzerreißende Kriminalgeschichte daraus gemacht haben; gerade im Gegentheil haben Sie Kriminaljustiz und Polizei sorglichst fern gehalten; nicht von dem Verbrechen, von der Schuld in ihrer tiefsten Bedeutung gehen Sie aus. Doch es gäbe hier so viel zu sagen, daß man Seiten lang so fortfahren könnte, und ich muß zu Ende eilen; denn schon länger vielleicht als angemessen, habe ich Sie in Anspruch genommen. Wie schön ist unter den einzelnen Zügen, was Sie über Schiller's Kunstidealismus und seine Kunstgedichte sagen; es hat mich lebhaft an verwandte Gedanken über seine Götter Griechenlands erinnert, die mir immer als der Ausdruck einer tiefen Sehnsucht nach religiösem Glauben erschienen sind, ein Glaube, der gegenstandlos geworden ist, und das verlorene Paradies nun vergebens sucht. Welche reine Gestalt ist Ihr Willmuth: man meint unter den ersten Jüngern Fichte's oder Schleiermacher's das Urbild suchen zu müssen, etwa in jenem, dem Fichte's Anweisung zum seligen Leben zum schützenden Panzer gegen die feindliche Kugel ward. Gerade diese merkwürdigste Seite jener Zeit, wo der Muth der Wissenschaft zum streitfertigen befreienden Waffenmuthe ward, habe ich bei meiner Geschichte der Gründung der Universität Berlin aus seiner Quelle zu studiren Veranlassung gehabt.

Von unserm Nestorischen Freunde Raumer lege ich, falls Sie es nicht kennen sollten, das jüngste frischeste Blatt bei; in väterlicher Freundschaft hat er es für mich geschrieben. Semper idem! Wie vor einem Menschenalter! — — — — — — — — — — — — — —

Görlitz, den 18. März 1867.

Es wäre ganz unverzeihlich, mein verehrter Freund, daß sich meine Antwort auf Ihren letzten, mir so hocherfreulichen Brief so lange verzögert hat, wenn nicht die beigehende mehr-

bändige literarische Neugeburt*) mir einigermaßen zur Entschuldigung dienen dürfte. Hat mich doch der Druck derselben in weit höherem Grade und Maße, als ich vorausgesehen, in Anspruch genommen, da ich bei der durch die Correctur veranlaßten genauen Prüfung des Einzelnen, und in Folge des Ihnen bekannten ganz veränderten Lichtes, in welches der Druck das Geschriebene stellt, weit mehr zu überarbeiten, auch wohl zu berichtigen fand, als ich vorher erwartet hatte. Auch glaubte ich nach dem Schlusse des Druckes mir noch einen kurzen Aufschub gestatten zu dürfen, um meinen neuesten Schöpfling gleich meiner Antwort beilegen zu können. Sei Ihnen denn der neue literarische Weltbürger zu gewogener Aufnahme empfohlen! Möge er sich Ihrer Gunst in ähnlicher Weise, wie sich mein Bruder der Braut deren zu erfreuen gehabt hat, würdig erweisen! Das beigefügte Packet, das ein Exemplar für unsern alten gemeinsamen Freund enthält, bitte ich mit den herzlichsten Grüßen von mir und meiner Frau an ihn und seine Familie dem verehrten Herrn Adressaten**), in dessen Hause ja der erste Quell zu diesem Werke entsprungen ist, zugehen zu lassen.

Die schönen Worte, die ich in Ihrem Briefe über meinen Bruder der Braut gefunden, haben mir überaus wohlgethan. Wie hätte ich auch das ehrenvolle Zeugniß, „mit dem höchsten Ernste der Poesie und Wissenschaft gerungen zu haben", von einem kompetenteren Richter empfangen können; um so mehr weil Ihre Studien sich speciell auf die Zeit und die Verhältnisse, die den Gegenstand jenes Romans bilden, gerichtet haben. Ich habe mich, wie die Umstände nun einmal sind, darin befriedigen lernen, daß mir von Zeit zu Zeit solch eine Stimme der Ermunterung, wie jetzt die Ihrige, zutönt; eine von den Stimmen, die, wenn man nach dem Werthe, nicht nach der Zahl mißt, wohl ein dichtgefülltes Parterre von klatschenden Zuschauern, oder ein dichtes Gedränge von Nachfragenden an allen Leihbibliotheken

*) Eleazar.
**) Friedrich von Raumer.

der Residenz aufwiegt. Die Befriedigung an solch vereinzeltem Beifalle, auch dem gewichtig werthvollsten, bleibt freilich immer nur ein „sich mit Ergebung genügen lassen", da, wie Sie in einem früheren Briefe sehr richtig bemerken, zwar der Blitz nicht aufhört, Blitz zu sein, auch wenn er nicht zündet, ein dichterisches Werk aber, was auch davon zu rühmen sein mag, seiner Bestimmung erst dann entspricht, wenn es das Gesammtleben der Zeit und des Volkes, wofür es gedichtet ist, ergreift, auf dieses Gesammtleben erwärmend und begeisternd einwirkt, sich als von Einem Fleische und Blute damit, als ein Ausdruck der Mächte und besten Lebenskräfte, die darin thätig sind, bewährt. Auch kenne ich nur zu gut den Grund, der einer Verbreitung und Wirkung meiner Schriften in weiteren Kreisen entgegengestanden hat, und daß sich mein Holm, wie mein Bruder der Braut, ihrem innersten Gehalte nach, weit mehr im Gegensatze als im Einklange mit der geistigen Gesammtrichtung unserer Tage und den darin herrschenden Mächten befinden. Ich weiß, wie wenig sie auf Beifall von Seite einer pantheistischen, kritisch negirenden Weltbetrachtung zu rechnen haben, kenne die Art von Schauder, der (nach der Bemerkung Moriz Carriere's) den aufgeklärten Philister überläuft, wenn er was von „Religion" in einem Buche wittert; während andrerseits unsern pietistisch Frommen in der Regel die Fähigkeit abgeht, sich in ein Dichtwerk, das die Welt nicht vom einseitigen Standpunkte ihrer Tractätchenliteratur auffaßt, zu finden. Ich kenne und weiß das Alles — weiß es schon längst; und doch — muß ich es darauf ankommen lassen. Ob sich die religiösen Ideen in der Weise, wie ich sie vertreten habe, je eines allgemeineren Eingehens des deutschen Publikums auf sie werden getrösten dürfen, ob sich die von dieser Seite her ganz unerwartete und anscheinend unerklärliche Vorhersagung Theodor Mundt's in seiner Literaturgeschichte, daß mein Holm vielleicht später einmal mehr gelesen werden würde als jetzt, erfüllen soll oder nicht, das muß ich in die Hand Gottes legen und kann, auch wenn es nicht geschieht, nicht bereuen, daß ich den Weg genommen, auf dem ich gegangen bin.

Ich habe in Vorstehendem so viel von mir und meinem Schaffen geschwatzt, daß kaum noch etwas von Raum zur Besprechung der wichtigen Angelegenheit, die in diesem Augenblicke in Berlin verhandelt wird, bleibt. Auch ist ja zum Glück in Beziehung darauf (wenn man seine Hoffnungen und Wünsche nicht idealistisch überspannt, sondern praktisch mäßigt, vor Allem aber sich zu bescheiden weiß, nicht schon vom Frühlinge die Früchte des Herbstes zu fordern) nur Hoffnung und Freude, nur theilnehmende Begeistrung zu äußern. Vornehmlich hat sich an Bismarck selber das von ihm angerufene Dichterwort, daß der Mensch mit seinen größeren Zwecken wachse, auf das glänzendste bewährt. Alles, was bei den Verhandlungen von seinen Lippen gegangen, trägt das Gepräge davon. Und auch die Reden Braun's, Miquel's, Vincke's u. A., der ganze Geist, den man in der überwiegenden Mehrzahl der Versammlung waltend fühlt, es ist Alles so, daß man sich mit Vertrauen den frohesten Aussichten hingeben darf. —

Berlin, den 29. April 1867.

Daß man doch stets nicht zunächst thun kann, was man am liebsten thäte, um dafür etwas Andres thun zu müssen, was man lieber unterließe! So geht es in großen wie in kleinen Dingen. Es ist eine uralte melancholische Klage, mit der ich auch meinen Brief an Sie, hochgeehrter Herr und Freund, beginnen muß. Wie gern hätte ich Ihnen längst ein Wort des aufrichtigsten Dankes gesagt für Ihr schönes Geschenk, und Ihnen auch dazu Glück gewünscht, große Gedanken und Bilder, die Ihre Seele Jahre lang erfüllt, mitunter aber auch gewiß belastet haben, in dieser Weise zum Abschluß und zur Darstellung gebracht zu haben. Am Ende wird es eine That der Befreiung, wenn man im Stande ist ein Stück Leben so aus sich heraus zu setzen, um es dann als etwas Gegenständliches ruhigeren Auges betrachten zu können. Ich wünschte, ich wäre auf meinem

in andrer Weise mühseligen Gebiete auch bei diesem Punkte angekommen, und könnte von mir Gleiches sagen. Unter Anderem würde ich dann auch Ihnen längst geschrieben haben. So habe ich mich mit peinlichen Arbeiten im Detaildienste der Wissenschaft geplagt, bei dem man die Seele einschnüren muß, so daß ihr die Lebensluft vollends ausgehen möchte. Man ist dabei in Gefahr, Sinn und Organ für Besseres zu verlieren. Indeß habe ich doch noch so viel Zeit und Kraft zu retten gesucht, um Ihr Buch zu lesen. Aber freilich ist auch das kein Werk, das man nebenher lesen sollte; wo so die gewaltigsten Mächte, die je in der Welt erschienen sind, in Bewegung gesetzt werden, da müßte man aus ihrer Darstellung ein Studium machen, um die furchtbare Gewalt der Dinge und den tiefen Ernst, mit dem sie aufgefaßt sind, ganz zu würdigen. Doch meine ich zu erkennen, in dem Charakter Ihres Eleazar haben Sie jenem wild verzweifelnden und sich selbst im Tode noch zerfleischenden Judenthum die edelste Seite abgewonnen, die möglich war. Es ist ein heroischer Vertreter jener merkwürdigen irrigen Verbindung von Nationalität und Religion, wo die eine das andre ist und wird, und beide sich gegenseitig emporheben zu den gewaltigsten Kraftäußerungen, deren der Mensch überhaupt fähig ist; die ihn aber eben darum zum Untergange fortreißen müssen, wenn sie nicht zum Siege führen, weil eine dauernde Existenz dieser Art übermenschlich, unmöglich ist. Da schlägt die nationale Opfergluth empor als helle Flamme des Fanatismus, die zuletzt Alles in eine große Brandstätte verwandelt, das letzte Brandopfer, das die Verzweiflung dem unverstandenen Gotte darbringt. Ein jugendlicher Gideon könnte Eleazar sein, aber das Schwerdt des Herrn ist stumpf geworden, und das Feuer, das er vom Himmel schickt, fällt auf die Stadt der Propheten selbst und die Enkel jener, die da blutgierig riefen, sein Blut komme über uns und unsre Kinder! Doch mitten in diesen Greueln bewahrt man Eleazar den Antheil, den man an einer großen Natur nimmt, die in einer furchtbaren Verwicklung der Dinge gerade durch ihre edelsten Eigenschaften nothwendig dem Untergange entgegen geführt

werden muß. Fast möchte ich darum glauben, er sei mehr ein tragisch dramatischer Held als der Held eines Romans. Den kühnen und scharfen Zügen gegenüber, in denen er dargestellt ist, bildet den trefflichsten Gegensatz der Held des Christenthums, die milde Gestalt des Joram, der mit den Seinen jenes Reich vertritt, das da kommen soll und hinausgeht über Juden und Römer. Doch eigen genug, — und wie oft geht es dem Menschen nicht so? — während man ihm zustimmt, und seinen Frieden selbst ersehnen möchte, weilt das größere Interesse bei jenem, der verzweifelnd mit dieser Welt ringt und in ihr Angst und Noth erduldet. Sehr schön ist die Episode mit dem Apostel Johannes, sie eröffnet den tiefsten Hintergrund. Nebenher habe ich bewundert, welche bedeutende Studien der Zeitgeschichte des Josephus Sie gemacht haben müssen, in Beziehung auf Ereignisse und Personen, und was noch schwieriger ist, für die Lokalität Jerusalems und Palästinas. Nun giebt es ja freilich hier eine fast unübersehbare Literatur; aber es ist doch etwas sehr verschiedenes, das Lokal schrittweise ausmessen und beschreiben, oder ein großes Gesammtbild in allgemeinen und doch so verdeutlichenden Zügen hinzustellen, daß dem Leser mit einem Blick der Hintergrund, die Umgebung klar werde, in der sich die Gestalten bewegen. Denn eben nur beschreiben soll die Poesie nicht. Ich widerstehe hier der Versuchung, eine andre Frage bei der Erwähnung des historischen Fundaments hineinzuziehen, die leicht Ihnen Alles, was ich gesagt habe, verdächtig machen könnte; wo nämlich die Grenze der Geschichte und des historischen Romans zu ziehen sei: auch in der Darstellung, in der Sprache. Während manche Geschichtschreiber durch romanartige Detaillirung das Interesse zu fesseln suchen, erzählen Sie in dem tiefernsten und getragenen Ton des Geschichtschreibers. Für das Lesepublikum der Leihbibliotheken ist das freilich Kaviar, denn es will keine Bücher, die mit Sammlung und einer gewissen Anstrengung gelesen werden müssen; und dem gewöhnlichen Bildungs- und Fortschrittsphilister ist Religion freilich nicht mehr Sache der Menschheit, sondern ein Spielzeug für Kinder, Thoren und Pfaffen und

Bonzen: ihnen ist nicht anders wohl, als wo es recht flach ist.
— — — — — — — — — — — — — — — —

— Was bei unsern Freunden Raumers in den Tagen eingetreten ist, als Sie Ihr Exemplar übersandten, haben Sie erfahren. Der Tod beginnt ein Familienverhältniß zu lösen, das er bei nur vier Personen über 55 Jahr unberührt gelassen hatte. Ein seltenes Glück: unter tausend und abertausend Fällen einer! Mich hat das Alles auf das lebhafteste an mein eigenes Verhältniß erinnert, denn auch wir waren vier Personen, die ein halbes Jahrhundert im ungestörten Verein mit einander gelebt haben. Schon darum ist mir der Aufenthalt in dem Raumerschen Hause stets ein heimischer gewesen. Auch ich habe in Frau von Raumer eine wahrhaft mütterliche Freundin verloren, so oft ich bei ihr war, bis in die Zeiten ihrer eigenen Hülfsbedürftigkeit hinein, hat sie mir eine sorgende Theilnahme bewahrt, die mir die Ueberzeugung gab, daß wenn sie mich sah, sie an ihren abwesenden Sohn dachte. Bei zunehmender Blindheit empfand sie das Leben wohl nur schließlich als eine Last, obgleich sie, wenn man ihr irgend eine anregendere Mittheilung machen konnte, wiederum so regsam und empfänglich für Alles sein konnte, daß man eine vollständig Gesunde zu verlassen meinte. Ihr Tod hatte auch darum etwas besonders Spannendes für mich, weil sie an derselben Krankheit gestorben ist, wie mein Vater. Raumer, der 86jährige, stand an ihrem Grabe wie ein Heros: er ist ein seltener Mann. Auch jetzt noch ist er unverändert, thätig nach wie vor: aber er scheint mir jetzt wie Jemand, der sich wohlüberlegt und ruhig reisefertig macht für jenes Land, von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt. Es war mir erschütternd, als er mir in diesem Sinne Manches von seinen Papieren gab. —
— — — — — — — — — — — — — — —

Görlitz, den 2. April 1869.

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Doch werden Sie mir gewiß einige Nachsicht angedeihen lassen, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich mich seit unsrer letzten Begegnung mehr und mehr in eine schriftstellerische Aufgabe verwickelt finde, welche — wenn ich irgend hoffen soll, mit meinem verwegenen Wagniß zu Stande zu kommen — die mir gebliebenen Kräfte und die mir von diesen noch zur Arbeit verstattete Zeit so in Anspruch nimmt, daß ich nur schwer dazu komme, mich zu einer auch von den Pflichten der Freundschaft und Dankbarkeit geforderten Abschweifung zusammen zu nehmen; besonders da Briefe für mich keineswegs unter die leicht und nebenbei abzumachenden Geschäfte gehören. Ich hätte mich auf eine solche, im eigentlichen Sinne gelehrte und zugleich so schwierig dunkle Aufgabe, wie eine Untersuchung über den Ursprung des Evangeliums Johannis ist, in so vorgerückten Jahren, und bei einem Körperstande, wie dem meinigen, vielleicht nicht einlassen sollen. Aber es ist einmal geschehen und gewährt mir anderseits soviel Anregung und tiefere Lebensnahrung, daß ich, was auch dabei herauskommen mag, kaum wünschen kann, es wäre anders gekommen.

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Dagegen habe ich Ihre Schrift über Widukind mit Interesse und hoher Anerkennung der so glücklich gewählten Aufgabe und ihrer gelungenen Lösung gelesen. Die scharfe Hervorhebung und Beleuchtung der als charakteristisch in Betracht kommenden Begriffe und historischen Züge hat mich um so mehr angemuthet, weil ich dadurch zum näheren Hinblicke auf die mir in jüngeren Jahren sehr nahe getretene und mich vielfach beschäftigende, aber seitdem ganz in den Hintergrund gerückte Zeit des deutschen Mittelalters angeregt wurde. Ich kenne meinerseits kaum etwas

Aehnliches, das sich so, wie Ihr Buch, zum Hineinleben in die staatlichen und volksthümlichen Zustände einer vergangenen Zeit böte. Man könnte ordentlich zur Sehnsucht erregt werden, das hier so umfassend und gründlich gebotene Material zu einem Drama oder einer erzählenden Dichtung verwerthen zu können. — — — — — — — — — — — — — —

Berlin, den 5. April 1869.

Ihr Brief, hochgeehrter Freund, ist mir nach langem Schweigen ein so hochwillkommenes Lebenszeichen, und er enthält der Anregungen so viele, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, Ihnen fast stehenden Fußes einige Worte darauf zu erwidern, auch auf die Gefahr hin, Ihnen eine Störung in Ihren Arbeiten, oder das fast unangenehme Gefühl zu veranlassen, daß Sie nun einen hartnäckigen, kaum befriedigten Briefgläubiger von Neuem auf dem Halse haben. Doch allzu lebhaft hat er mich an die Stunden erinnert, die ich das letzte Mal mit Ihnen beisammen sein konnte, und mir den Glauben erneuert, daß, wären wir an einem Orte, eine ruhige tiefer eingehende Unterhaltung zwischen uns möglich sein würde, in der man sich gegenseitig suchte und fände, und die Abbilder der höchsten Dinge, auf die es überall ankommt, wie in einem gegenseitig vorgehaltenen Spiegel annähernd zu erkennen vermöchte. Sie glauben nicht, und ich bitte Sie mir das nicht als Hochmuth auszulegen, wie es mir hier, in der Capitale des allgemeinen Lebens, in der Mitte vieler berühmter Amtsgenossen und Vertreter der Wissenschaft, gerade daran fehlt. Die Einen sind, oder scheinen wenigstens, fertig, und stehen auf der Höhe des bedürfnißlosen Olympos, abgeschlossen und unnahbar; bei Weitem die meisten betreiben die Wissenschaft als Kampf, als Konkurrenz oder Parteisache; da heißt es: „Wer nicht mit uns, ist wider uns!“ und in dem allgemeinen Kriegsrufe subjectiver Rechthaberei und Willkür verhallt das Menschliche zuletzt ganz, — und schließlich steht man mitten im Lärm einsam und allein da! Doch keine Jeremiade fürwahr

wollte ich Ihnen schreiben; vielmehr sollte das erste Wort dem Danke gehören für die eingehende Theilnahme, die Sie meinem Widukind gewidmet haben; bei seiner streng schulmäßigen, steifleinenen klösterlichen Haltung hätte ich eine solche Lectüre bei einem Nichtfachgenossen kaum für möglich gehalten. Aber gerade solche Theilnahme giebt Ermuthigung, und deren bedarf ich so sehr! und giebt mir die Zuversicht, es sei in dem Buche doch etwas, das auch über die Schule hinaus Interesse zu erwecken vermöge. Das entfernte Vorbild desselben ist übrigens, wie Ihnen kaum entgangen sein kann, der Gregor von Tours Ihres Freundes Loebell, der jetzt nicht ungeschickt in erneutem Gewande erschienen ist. Raumer hatte mir diese Aufgabe zugedacht, doch habe ich schon all zu viel mit mir und Anderen zu thun, um noch dergleichen übernehmen zu können. Ihre Theilnahme giebt mir aber auch ferner den Muth, Ihnen beikommend mein Pendant zum Widukind zu übersenden; zum Mönche gesellt sich die Nonne, es ist die altbekannte Roswitha, die hier als Hrotsuit allerdings etwas barbarisch klingend auftritt; aber fürwahr keine barbara. Sie wissen wohl, daß sie soeben die Feuerprobe einer thörichten und afterweisen Kritik zu bestehen gehabt hat, die ihr die geschichtliche Existenz abgesprochen, und ihre Schriften einer humanistischen Gesellschaft des 15. Jahrhunderts zugesprochen hat. Dieses Mal ist die Hyperkritik schmählich zu Falle gekommen; schon durch die Handschrift wird sie aus dem Felde geschlagen, und Alle einstimmig, die über solche Dinge ein Urtheil haben, auch die scharfen Kritiker, sind gegen den unglücklichen Einfall. Des politischen Stoffs enthalten die Verse dieser merkwürdigen Frau allerdings bei weitem weniger, des kulturhistorischen aber viel mehr als Widukind. Sie ist die erste dramatische Dichterin des Abendlands überhaupt, eine deutsche Nonne, von einer Gelehrsamkeit, von einer Stärke des Geistes und des Talents, einer darstellenden Kraft der Phantasie, durchaus männlich; und doch wieder echt weiblich in der Tiefe ihres frommen Gefühls, in ihrer demüthigen Hingabe, in dem Bekenntniß ihrer Schwäche; sie ist eine geniale, jeden Falls eine einzig dastehende Erscheinung.

Das erklärt zum Theil die Möglichkeit einer so aberwitzigen Kritik. Ihnen als dramatischem Richter möchte ich daher die letzten Kapitel, in denen ich eine Art Analyse ganz in der Kürze versucht habe, empfehlen. Die beiden Dramen Calimachus (eine Art Romeo und Julie) und Abraham halte ich in ihrer primitiven Einfachheit für wahrhaft geniale Conceptionen. Von einseitiger Ueberschätzung glaube ich fern zu sein, da ich zwei andre, mit dem Maaße Hrotsuits selbst gemessen, für schwach halte, Pafnutius und Sapientia. Leider giebt es keine dem Geiste entsprechende Uebersetzung, und selbst die neuen Ausgaben des Originals sind buchhändlerisch schwer zu erlangen, sonst möchte ich gerade Ihnen die Lectüre dieser merkwürdigen Schöpfungen empfehlen, schon weil ich auf Ihr Urtheil doppelt gespannt wäre. Wie Sie sehen werden, ist mein Buch dem theuern väterlichen Freunde gewidmet, dessen Epitaph nun meine Dedication geworden ist, und dessen Lebensskizze ich Ihnen zugesendet habe. Das fast vollendete Werk konnte ich ihm noch vor seinem Geburtstage zusenden: er hat es in Händen gehabt und gelesen, und das zu seinen letzten Lebensfreuden gerechnet. Daß ich hier einmal nicht zu spät gekommen bin, was Monate lang meine Sorge war: daß auf dieses kraftvolle scheidende Leben fast noch im Augenblicke des Todes der letzte Strahl einer hellern Sonne, die an die Tage der Jugend erinnern konnte, gefallen ist, hat mir eine tiefe Befriedigung gegeben. War mir doch immer, als lebte in diesem seltenen Manne, der meinem Vater der älteste treuste Freund gewesen ist, dieser selbst fort, als hörte ich in ihm seine Stimme. Nun sind sie Beide eines Wegs gegangen, und sind — so glauben wir — vereinigt; — wo? — wie? Immer wieder die alte Frage und Klage: aber wie anders ist es, ob wir darüber reflectiren, oder ob sie mit eiserner Faust in unser Herz greift!

Daß Sie sich einer schwierigen wissenschaftlich theologischen Arbeit zugewendet, hatte ich bereits gehört. Der Apostel Johannes ist Ihnen aus Ihrem Eleazar noch näher getreten — das finde ich sehr begreiflich, wie auch das Genügen, das Sie

bei diesen Untersuchungen finden! Eigentlich bin ich auch der geheimen Neigung: wenn man doch schon das schwere Rüstzeug wissenschaftlicher Forschung in Bewegung setzt, daß ich es dann jenen tiefsten und ersten Quellen des Lebens überhaupt zuwenden möchte! Aber ach! — die Kunst ist so lang und das Leben so kurz; vor lauter Vorbereitungen kommt man nicht zur Hauptsache, und meint man endlich so weit zu sein, „so muß ein armer Teufel sterben!“ Außerdem muß ich bekennen, ist mir das Parteigeschrei der theologischen Kritiker ganz besonders zuwider; die rabies theologorum scheint leider unsterblich! Wie die Sache jetzt steht, ist die Frage nach Ursprung und Authentie des Johannesevangeliums freilich der Kern und Ausgangspunkt für alle andern Fragen zusammen. Aber wie ist hier der Boden durchgearbeitet! Mir geht es sonderbar. Mit der Ueberzeugung meines persönlichsten Gefühls, nach dem Gesammteindruck, stehe ich auf Seiten der Johanneischen Authentie, und der Alexandrinismus oder Gnosticismus irrt mich nicht. Mußte der Verfasser denn diese Gedanken durchaus aus dieser Schule geholt haben? Und wäre er in der That ein Späterer, so träte die sonderbare Erscheinung ein, daß der Verfasser tiefsinniger wäre als sein Held, wenn man sich den synoptischen Christus als solchen denkt; wie also Plato höher steht als Sokrates, so wäre der Prophet hier mehr als der, welcher ihn gesandt hat. Faßt man Alles zusammen im Sinne der Unendlichkeit des Christenthums, so scheint das doch kaum denkbar. Andrerseits ist es mir als historischem Forscher doch sehr sonderbar, daß der Verfasser von einem Hohenpriester „des Jahrs“ sprechen konnte, wenngleich es vielleicht hier noch irgend eine plausible Erklärung geben mag; aber wie steht es mit dem Passahmahl, das Johannes nicht zu kennen scheint, und das Christus, bei seinem Anschluß an den bestehenden Ritus, doch gewiß gehalten hat? — Doch vielleicht zürnen Sie mir, daß ich etwas zufahrend in Ihre Forschung mit dem, was mir eben einfällt, hineingreife. Ich höre auf und erbitte Ihre Nachsicht. — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Berlin, den 21. Juni 1869.

Werden Sie nicht unwillig, hochgeehrter Freund, wenn ich Sie schon wieder bei Ihrer Arbeit unterbreche; Sie mögen daraus ersehen, wie oft ich etwas auf dem Herzen habe, was ich Ihnen mittheilen zu müssen glaube, auf die Gefahr hin, daß Sie es vielleicht nicht der Mühe werth halten. Freilich sollte es mir doppelt leid thun, wenn das etwa Ihr Verdikt wäre über die Blätter, die ich Ihnen unter Kreuzband zuschicke. Es ist die älteste deutsche Dichterin, und diese ist keine andre als Hrotsuit von Gandersheim, die ich hier unter dem minder rauhen Namen Roswit, und mehr in gesellschaftlicher Toilette der Gegenwart, ohne das härene Gewand steifleinener Gelehrsamkeit, in den modernen Lesesalon einzuführen versucht habe. Einzelne Abschnitte des größeren Buches habe ich für interessant genug gehalten, um sie von dem Citatenwust ganz befreien, und mit einigen Aenderungen aneinanderrücken, und zu einem kleineren Ganzen vereinen zu können. Ich habe es dann in einen neuen Rahmen gefaßt, und meine nun ein kulturgeschichtliches Bild des 10. Jahrhunderts gegeben zu haben, das allgemein verständlich genug ist, um auch einige Theilnahme in weiteren Kreisen zu finden. Populär wird dies Buch natürlich auch nur für solche nicht hochgelehrte Leser sein, die Verständniß und Interesse für literargeschichtliche Entwickelung überhaupt besitzen. Was die Gestalt selbst betrifft, so halte ich sie für so hoch bedeutend, daß sie ein Recht darauf hat, der Nachwelt wieder ins Gedächtniß gerufen zu werden. Wenn frühere Versuche der Art selbst vergessen worden sind, so hat es in ihrer Unreife und Ungeschicklichkeit seinen Grund. Zudem kann ich nicht leugnen, habe ich dabei die Nebenabsicht, irgend einem feuilletonistischen Tagesschriftsteller zuvorzukommen, der leicht auf den Gedanken gerathen könnte, in seiner Zeitung dem Publikum und mir zeigen zu wollen, wie man solche Dinge geistreich behandele, und geschmacklose Gerichte geschmackvoll und genießbar mache, indem er etwa einen Auszug aus meinem Buche gäbe. Diese zweideutige Ehre, als schätzbares Ma-

terial verbraucht zu werden von denen, die sich für berufen halten, weil sie von der Sache nichts verstehen, ist unser Einem schon öfter angethan worden. Freilich kann und will ich weder eine Novelle noch ein Phantasiestück geben in anderem Sinne, als es dem Geschichtschreiber verstattet ist, der, mit strengster Erhaltung des gegebenen historischen Thatbestandes, dahingegangene Charaktere und Zustände geistig reproducirt und somit, wenn auch nicht zum Dichter, doch zum Nachdichter wird. Phantasie und Reflexion werden aber um so wirksamer eingreifen müssen, je torsoartiger und trümmerhafter die einzelnen Stücke der Gestalt sind, die man wiederherstellen möchte. Ob mir das Alles entfernt nur gelungen sei, darüber erwarte ich das Urtheil kritischer Freunde, und unter diesen stehen Sie nach einer Seite hin obenan: vor vielen sind gerade Sie der hier berufene Richter. Sie werden sich also schon noch eine Stunde abmüßigen und mir den Gefallen thun müssen, das Buch auch in dieser Form zu lesen. Noch eine Bemerkung möchte ich hinzufügen. Auch abgesehen von ihrer Umgebung, die Roswit so hoch überragt, meine ich diese merkwürdige Frau als individuelle geistige Kraft nicht überschätzt zu haben. Sie nennen ihr Talent ein rhetorisches; ich meine, das höchst Bewundernswerthe ist, daß sie das eben nicht ist. Wenn sie in ihren Legenden und historischen Versen so erscheint, so liegt das in dem überlieferten epischen Stil, in dem Ton der subjectiven Glaubensfülle, die sich gar nicht überschwenglich genug aussprechen kann, und immer von neuem nach erschöpfenden Worten sucht. Dagegen sind ihre Dramen von so wenig Worten, von einem so unmittelbaren drastischen Realismus, der nur die nothwendigsten Andeutungen über Charakter und Situation der einzelnen Personen giebt, daß manche Kritiker diesen Dialog für ein kindisches Stammeln der Unfähigkeit oder klösterlichen Einfalt und Unbeholfenheit erklärt haben. Dem widerspricht aber kritisch die Vergleichung mit ihren Quellen, den langstiligen Legenden; man sieht, wie sie mit dem richtigsten Takt den Stoff auf die einfachsten Linien zurückgeführt und seitenlanges Gerede in wenigen schlagenden Worten zusam-

mengedrängt hat. Mehr als das aber, diese Dramen sprechen als Ganzes für sich selbst: was ihnen fehlt, ist nicht sowohl Fleisch und Blut, als die gefällige anziehende Fülle beider; die Figuren sind hart und trocken, aber realistisch wahr, wie man sie erst im 18. Jahrh. bei uns aufzustellen begann, während alles Frühere mehr oder minder unnatürlicher Schwulst ist. Freilich muß man, um das anzuerkennen, die Dramen im Original lesen, die Uebersetzung von Bendixen im Hans-Sachs-Vers macht einen durchaus falschen Eindruck; das ist statt des 10. das 16. Jahrhundert! Auch sind die Dramen in ihrem Werthe sehr verschieden. Was ich gesagt habe, gilt eigentlich nur von Dreien, Calimachus, Abraham, Gallikan. Aber auch das ist genug: und nun genug davon! — Zugleich erhalten Sie noch eine Art von Bericht über unsre Feier von Raumer's Geburtstag, der Ihnen zugleich den ausgesprochenen Dank unseres alten Freundes für Ihre Betheiligung an diesem Werke der Pietät bringt. Die Ansprache und die Adresse, die ich Namens der Zeichner ihm vorlas, nachdem Director Ranke einige Worte an ihn gerichtet, sind von mir verfaßt. Er hatte nicht die leiseste Ahnung gehabt, und war sprachlos erschüttert und bewegt. Zu unserer eigenen Ueberraschung waren binnen etwa vier Wochen zwischen 8—900 Thaler gezeichnet, also die Kosten fast doppelt gedeckt. Die Königin voran mit 15 Frd'or., die Stadt Berlin 100 Thlr., die gesammte Akademie der Wissenschaften, deren Mitglieder dem alten hinausgemaßregelten Mitgliede doch diese Ehrenerklärung gerade zwanzig Jahre später nicht versagen wollten. Mit Recht! Freilich hat Raumer an die neunzig Jahre werden müssen, um noch der Ehre theilhaftig zu werden, die Andre von nicht höherem Verdienst mit sechzig erhalten, und das ist bitter genug. Indeß widerlegt sein langes Leben auch sein oft ausgesprochenes Axiom, daß der Mensch den Autor überlebe, wenigstens zum Theil. Jetzt lebt er mit seiner Nachwelt, die ihn wieder rehabilitirt. Seine in den letzten Jahrzehnten unterschätzten Hohenstaufen kommen auch bei Gegnern wieder zu Ehren, und in der Wirkung auf die Studenten sieht er die Männer, die ihn in den Schatten gestellt

haben, durch andre selbst fast noch mehr in den Hintergrund gedrängt. Als er seine einstündige Wiedervorlesung schloß, erhob sich ein ihm ganz unbekannter Student, und sprach ihm Namens seiner Zuhörer aller Zeiten als jüngster einen bewegten Dank aus; eine seltene Ovation, der am Abend ein darauf bezügliches Sonett folgte. Nachdem er jetzt in der schweren Krankheit im Februar die materia peccans ausgestoßen, auch sein verloren geglaubtes Gehör wiedergewonnen hat, steht er, nachdem er zu sterben glaubte, als der alte Raumer wieder auf seinen Füßen, und die Sessionen behufs der Abformung bei Drake bereiten ihm ungemeinen Jubel. Außerdem giebt er jetzt seine „Nachgelassenen Schriften" heraus! Glücklicher Mann! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

PS. Professor Kuh in Wien, der bei seinen Besuchen hier sich auch meiner freundlich zu erinnern pflegt, hat mir seine Gesammtausgabe der Werke Hebbel's als Geschenk übersandt. H. gehört doch zu den jetzt selten gewordenen Geistern. Sie haben ihn gekannt. Dieses Thema behalte ich mir vor.

Berlin, den 22. Januar 1870.

Längst hätte ich, geehrter Herr und Freund, Ihnen, und mehr noch Ihrer hochgeehrten Frau Gemahlin, die so gütig Hand und Feder hergeliehen hat, meinen ganz ergebensten Dank aussprechen sollen für die Nachricht, die ich durch diese Vermittlung von Ihrem Befinden erhalten habe! Aber so ist der Mensch! Die aufrichtigste und schmerzlichste Theilnahme an Ihrem schweren Leiden hat meine träge Feder doch nicht eher in Bewegung setzen können als jetzt; während ich freilich innerlich, wie Tieck zu sagen pflegte, schon manchen Brief an Sie geschrieben habe. Der Geist ist willig, aber das Fleisch schwach, und doppelt schwäch, wenn man wochenlang, wie ich jetzt, unter dem, wie es scheint, unlösbaren Bann der Grippe liegt. — Doch wie muß ich mich schämen, Ihnen dergleichen Klagelieder vorzusingen, wenn ich bedenke, wie Sie, in tiefen Studien unterbrochen, entsagen

und dulden müssen, während mir doch immer noch Licht, freie Bewegung, wenn auch im Kerker bleibt! Was ein solches Leiden sagen will, sehe ich vor Augen an meinem Collegen v. Richthofen, der aus den reichsten und gelehrtesten Arbeiten germanistischer Forschung seit Jahr und Tag hoffnungslos in den Abgrund der Dunkelheit gestürzt ist. Und allerdings, der Forscher, der jedes Citat selbst vor Augen haben muß, ist noch schlimmer daran als der Dichter, der frei gestalten kann. Wie reich das Leben an Leiden sei, das lernt man erst, wenn man es eine Weile mit angesehen hat, d. h. wenn man alt wird, und doch ist es „die süße Gewohnheit des Daseins!" Der Mensch ist und bleibt eine sonderbare Creatur, von einer seltenen Dehnbarkeit und Elasticität; vom Himmel fordert er die schönsten Sterne und dabei kann er, wie Hamlet wollte, in eine Nußschale kriechen, und sich einen König dünken von unendlichen Schätzen! In den weder insipiden noch produktiven Stunden habe ich denn doch eine literarische Revue in Vergangenheit und Gegenwart angestellt, und mich namentlich Tieck's wieder unendlich gefreut, ja an ihm erfrischt. Immer wieder von Neuem weht es mich aus dem Phantasus an, wie eine ewige Jugend, und fast weniger sind es die Märchen, deren Schauer ja auch unverwüstlich sind, als die Gespräche, die von Anderen gerade wohl altklug genannt worden sind; dann habe ich die Cevennen gelesen, die ich für einen der tiefsinnigsten Romane halte, die wir überhaupt besitzen, endlich die Accorombona. Noch heute stehe ich diesem Dichter gegenüber wie damals; daß er weder ein Dramatiker noch ein Lyriker ersten Ranges sei, kann man gern zugeben, daß er aber, gerade in und um seiner eigenthümlichen Weise willen, ein Dichter ersten Ranges überhaupt sei, daß er darum sehr wohl als jüngerer neben Goethe und Schiller stehen könne, weil er ursprüngliche selbstständige Elemente besaß, die jene nicht hatten, das ist mir auch heute noch ein unumstößlicher Satz, und die Kritiker, die nicht müde werden mit banalen Phrasen über ihn abzuurtheilen, verschließen sich geflissentlich gegen den heiligen Geist der Poesie! Auch Hebbel habe ich wieder gelesen, dessen

gesammelte Schriften mir der sehr freundlich gesonnene Herausgeber Kuh zum Geschenk gemacht hat. Unter den Jüngsten ist er sicherlich einer der bedeutendsten, und direkt der bedeutendste dramatische Dichter gewiß; er hat gestaltende Kraft und darum geht er seinen eigenen Weg; gehört er schon in seinen socialen Lieblingsthematen ganz der Gegenwart, so ist er doch kein Diener der Phrase, der Schablone, der Partei, er weiß, was er gilt, und darum ist er isolirt. Mir ist er mitunter doch zu gewaltsam, er zeigt auch lieber die klaffende Wunde als ihre Heilung. Dabei fällt mir ein, irre ich nicht, so haben Sie irgend einmal an Hebbel in Betreff meines Buches über Tieck geschrieben, Sie gäben dem zweiten Theil, als meist aus eigner Anschauung hervorgegangen, den Vorzug vor den Jugendbildern. Ich kann nicht leugnen, das hat mich überrascht, weil es meiner eignen Kritik entschieden widerspricht. Ich finde gerade die Darstellung der späteren Zeit lückenhaft, denn wie viel ihr fehlt, weiß ich am besten, während die Jugendbilder mir als Ganzes aus einem Gusse erscheinen, und noch heute ist mir dabei, als höre ich Tieck sprechen. Doch mag da wohl eine starke Selbsttäuschung oder Ueberschätzung im Spiele sein. Der theure Name führt mich noch einmal auf Frau Rüdiger zurück. Hat sie Ihnen nicht ihr eben fertig gewordenes Buch: „Berühmte Liebespaare" zugesendet? Es ist aus Feuilletonartikeln erwachsen, nicht ungeschickt und wird gewiß viel Leser und Leserinnen finden. In der Spener'schen Zeitung habe ich darüber ein kurzes Referat (keine Kritik) zur vollen Zufriedenheit der Verfasserin gegeben. Natürlich ist das eine Gallerie von unabsehbaren Perspektiven, und so wollte sie in einer Fortsetzung auch Tieck und die Gräfin Finkenstein bringen. Wir haben sie beschworen, den entsetzlichen Gedanken aufzugeben, und sie hat sich, denke ich, gefügt, da ich ihr kein Material dafür geben kann, und wenn ich könnte, ich noch entschiedener nicht wollen würde, und sie es anderweitig nicht auftreiben kann. Doch kommt sie Ihnen vielleicht noch mit dieser Zumuthung. Noch muß ich Ihnen doch sagen, daß auch ich unter den Preisrichtern gewesen bin, die Geibel's Sophonisbe gekrönt haben.

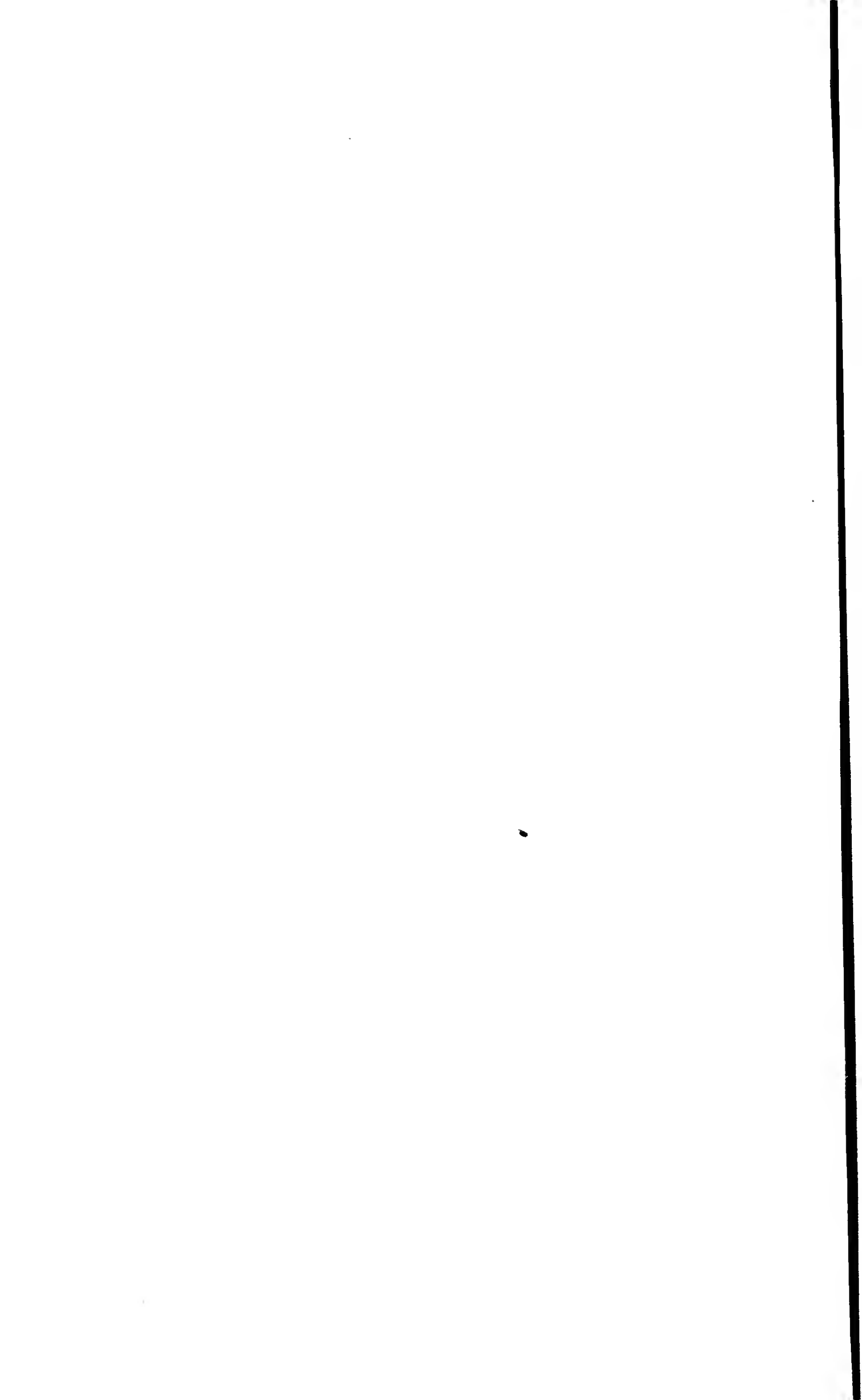
Es ist ein kunstgerechtes, mit schönem Formsinn auf die einfachsten Linien des Klassischen zurückgeführtes Drama. Klar, durchsichtig, edel in der Sprache, aber etwas flach und glatt in der Charakteristik der Personen: es ist eine Dichtung, die dem Ideal der Tragödie nachstrebt: wer in einer inproduktiven Zeit ihr am nächsten kommt, und damit zugleich die Tradition wahrt, der verdient den Preis, wenn schon solche Preise ertheilt werden sollen. Darum habe ich auch nicht für die rivalisirende „Gräfin“ von Kruse, dem Redacteur der Kölnischen Zeitung, stimmen können, die im Realismus zu viel, und doch wieder zu wenig thut. Wo das Menschliche in kleinen ostfriesischen Lokalgeschichten untergeht, da ist es mit Poesie und Tragödie zu Ende. Auf der Bühne hier hat Sophonisbe, wie alle antiken Stoffe, die das Publikum nicht mag, keinen Eindruck gemacht; ich habe das auch gar nicht erwartet. —

Briefe

verschiedener Künstler und Schriftsteller

an

Friedrich von Uechtritz.



Prinzessin Sophie von Holstein an Friedrich von Uechtritz.

Erlauben Sie, Herr von Uechtritz, daß ich zu einem herzlichen Lebewohl beifolgendes kleine Andenken hinzufüge, zur Erinnerung an die vielen freundlichen Stunden, die Ihre Gegenwart und Feder uns Allen geschenkt hat. Möchte Ihre Phantasie es mit allen Reizen begaben, die mein guter Willen ihm zu verleihen wünschte. Leben Sie in einer frohen ungetrübten Zukunft, die Ihnen von Herzen wünscht

Sophie Prinzessin Holstein.

Leipzig, den 31. August 1821.

A. Wagner an Friedrich von Uechtritz.

Leipzig, 4. März 1822.

Die allgemeine, vage Adresse, lieber Freund, ist eine Erinnerung an eine besondre spezielle, die Sie mir zu geben vergessen, und zugleich die Entschuldigung meines bisherigen Schweigens, das ich nun breche, damit Sie nicht etwa mehr in die Sache hinein hypochondrisiren als darin liegt. Daß Sie befremdet gewesen, sagte mir Oppel, dem ich dieselbe Lösung, wie Ihnen, gab. Von ihm hörte ich auch, daß Sie sich in Berlin gefallen; und es ist fürs erste gut, indem es eines neuern stärkeren Anstoßes für Sie bedurfte, um die leiblichen und geistigen Indispositionen von hier zu heben. Daß dieser Anstoß von einem andern überboten werden wird, läßt sich voraussetzen, wenn anders, wie gewiß zu hoffen steht, Ihre Bildung fortschreitet; denn

diese wird den jetzigen wohl bald für etwas Relatives ansprechen, mithin verdrängen.

Hinsichtlich Hegel's dauert es mich, daß er dem Schicksale der Speculation, hoch- und übermüthig zu werden, nicht entgehen gekonnt. Denn am Ende heißt es doch immer „Sieh, das Gute (also auch das Wahre und Schöne) liegt so nah". Nun sind Erscheinungen dieser Art auch nöthig, schon um der Reibung willen, welche für unsre voreilige Welt und ihr winziges bischen Leben beinahe alles, ja wohl ihr Leben selbst eben so sehr ist, daß man sich schon darum nicht viel damit brüsten sollte, indem jeder rechtschaffne Paulus am Ende sagt, wir sind doch unnütze Knechte, wenn man uns nämlich die Flugkleider der Zeit auszieht und die Fluggetriebe des Raumes unten weg zieht. Daher kommt es, daß Steffens gerade wenn er der Speculation so viel zu danken wähnte, eine Bescheidenheit und eine Größe verrieth, um welche seine Unschuld selbst nichts wußte; denn unläugbar war der Fall vielmehr umgekehrt, und das Leben seines Geistes und Gemüths ist viel tiefer und inniger, als der Paßgang der Speculation. In B. thut die Partheiung ihm wohl Unrecht, so viel ich wenigstens bemerkt zu haben glaube. Die Liberalität, dies eine Extrem unsrer Zeit, welches sich gar in Lüderlichkeit verliert, hat den Gleichmuth nicht, dies Ausschwenken der Wage und den Einstand ihres Züngleins zu erwarten, sondern reißt vielmehr an den Wagbalken und meint darin ihr ewiges Leben in jedem Sinne zu haben. Die Illiberalität freilich will auch ein ewiges Leben, aber in einem andern, wenngleich vielleicht gleich lächerlichen Sinne. Da aber, nach Pradt, die Zeit und der Staat einmal Patient, namentlich eine Schwangere oder Kreisende ist, so sind die Kindbettfieber oder Milchschauer unausbleiblich und ein Unglück ist es nur für die Jetztwelt; vielleicht auch nur eine heilsame Demüthigung beider Partheien mit all' ihren Abstufungen, daß sie das Kindlein selbst nicht erblicken wird, und so Zeit wie Recht hat sich den buntesten Träumen von dessen Gestalt, Bildung, Geschlecht à corps perdu zu überlassen, was sie bis jetzt auch zu thun nicht ermangelt hat. Doch darüber

genug! Sie sehen, daß ich mich im Gleichgewicht zu halten strebe und somit wissen Sie, was Sie vielleicht schon wußten, aber doch gern wiederhören, wenn Sie mich lieben.

W. Scott lese ich fleißig und befreunde mich immer mehr mit ihm. Sein letztes the Pirate ist vor ein paar Tagen von meinem Pulte weg und hat mir einen herrlichen Genuß gewährt durch die Klarheit, Reinheit, Milde des Dichters. Wie viel, ja wie viel mehr und mehr verliert Byron neben Diesem. Seine letzten Tragödien sind Blasphemien. Ich habe nun Waverley, die Schwärmer, Ivanhoe, the Pirate gelesen und nebenbei manchen Nachtrag zu meinem Wörterbuche gewonnen, dessen erster Theil zu Weihnachten erschien und zweiter unter der Hand ist. So mein geistiges Leben ungefähr. Wollen Sie vom äußeren wissen — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin unverändert

Ihr

Adolph Wagner.

K. Immermann an Friedrich von Uechtritz.

Münster, 29. September 1822.

Der Wandrer achtet auf die ersten Zeichen, die ihm nach begonnener Reise auf seinem Wege erscheinen; je nachdem diese gut oder böse sind, hofft er einen freudigen, fürchtet er einen unglücklichen Ausgang. So mag es kommen, daß auch bei geistigen Wanderschaften die ersten Zeichen besonders aufmerksam wahrgenommen werden.

Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß dergleichen Gedanken und Empfindungen durch Ihren herzlichen Brief in mir angeregt worden sind, daß ich ihn mit großer Freude gelesen habe. Kann ich Beginnender meine Versuche auch nicht so schätzen, wie Sie dieselben zu schätzen scheinen, so rechne ich mir doch Ihre Theilnahme als gutes Wegzeichen, und Sie tragen mit dazu bei, mich zum Weitergehen zu ermuntern. Lassen Sie sich von mir als Gefährten begrüßen.

Ihren Chrysostomus habe ich mit Spannung und Aufmerksamkeit gelesen. Das Schauspiel zeigt uns den Gerechten in bestechendster Umgebung, vielleicht durch den scharfen Contrast, den seine Zeitumgebung gegen ihn bildet, in ein Uebermaaß von moralischem Stolz geworfen, am Eigendünkel scheiternd, jedoch zuletzt sich heldenmüthig erhebend. Der Wendepunkt ist sehr fein und innerlich, der Schluß versöhnend und durch die Aussicht auf die Regeneration der Welt durch die Germanen erhaben, das Ganze hat einen dauernden Eindruck in mir zurückgelassen.

Ich würde Ihnen schon früher geschrieben haben, wenn ich mit leeren Händen hätte kommen wollen. Empfangen Sie inliegend meine inzwischen herausgekommenen Gedichte. Ich würde auch die Papierfenster eines Eremiten beigelegt haben, wenn ich nicht vermuthet hätte, daß dieses Werk bereits in Ihren Händen sei.

Leben Sie wohl! Ich werde mich freuen, mit Ihnen in Briefwechsel zu treten.

Immermann.

Houwald an Friedrich von Uechtritz.

Neuhaus bei Lübben in der Niederlausitz,
den 25. Mai 1826.

Der Buchhändler Herr Göschen schreibt mir, daß er Euer Hochwohlgeboren selbst und unmittelbar auf Ihr an ihn gerichtetes Schreiben geantwortet habe und sendet mir bloß das Manuscript Ihres Alexander und Darius zu, damit ich es Ihnen wieder einhändigen solle. Mir scheint daraus hervorzugehen, daß er den Verlag Ihrer Dichtung nicht übernehmen will, was mich um so mehr befremdet, als die günstige Aufnahme derselben im Publikum wohl auch den Buchhändler auf einen sichern Gewinn hätte schließen lassen sollen. Indeß Göschen ist alt und hierin mag wohl seine Bedenklichkeit ihren Grund haben. Ihnen wird es an einem Verleger auf keine Weise fehlen, und ich möchte fast rathen, daß, insofern Sie es nicht mit einem anderen Leip-

ziger Buchhändler versuchen wollen, Sie sich an Arnold in Dresden wendeten, der, obgleich etwas vornehm, dennoch redlich und honnett ist, und auf welchen auch Tieck einen ziemlichen Einfluß hat. — Nur eine Bitte müssen Sie mir, einem Freunde aus der Ferne, erlauben, die aus herzlicher Theilnahme an Ihnen entspringt, geben Sie das Manuscript nicht so zum Druck hin, wie es hier zurückerfolgt; sehen Sie es noch einmal recht genau durch, und entfernen Sie selbst alle Kleinigkeiten, die der Kritik ein willkommenes Futter sein dürften. Wie noch mein lieber Freund Contessa lebte, da lasen wir uns unsre literarischen Arbeiten stets zur gegenseitigen Correctur vor, und mußten oft erkennen, wie das fremde ruhigere Auge das scharfsichtig bemerkte, was dem eigenen begeisterten Blick völlig entgangen war. Sie haben gewiß auch solche Freunde. Uebrigens danke ich Ihnen herzlich, daß Sie Ihr Trauerspiel durch meine Hand haben gehen lassen, denn ich habe dadurch den Genuß gehabt, dasselbe mit den Meinigen zu lesen und mich daran zu erfreuen.

Wenn Sie einmal von Berlin nach Dresden reisen wollen, oder wenn Ihnen der Aufenthalt in einer großen, sich selbst lebenden Familie eine Erholung gewähren könnte, so denken Sie an Neuhaus und gehen Sie mir nicht vorüber. Sie sollen hier eben so innig und froh sich empfangen sehen, als ganz Herr Ihrer Zeit bleiben, und — jedes neue freundliche Lebensbild wirkt auf ein Dichtergemüth befruchtend.

Mit wahrer inniger Theilnahme

Ihr ganz ergebenster

Houwald.

K. Immermann an Friedrich von Uechtritz.

Düsseldorf, den 19. December 1828.

Hochgeschätzter Herr!

Ganz unverhofft erhielt ich gestern vom Assessor Jerrmann die Nachricht, daß Sie hierher versetzt seien. Indem ich Ihnen aufrichtig versichre, daß es mir höchst angenehm ist, in Ihnen

hier künftig einen werthen Kunstgenossen begrüßen zu dürfen, frage ich zugleich an, ob Sie mir Aufträge für Ihre Wohnung und sonstige Einrichtung u. s. w. anvertrauen wollen? Es wird mir zum Vergnügen gereichen, wenn ich Ihnen in irgend einer Art dienen kann und würde ich Alles, so viel als möglich nach Ihren Wünschen zu besorgen suchen.

Hochachtungsvoll
Ihr ergebenster
Immermann.

K. Streckfuß an Friedrich von Uechtritz.

Gesundbrunnen bei Freienwalde,
den 20. Mai 1836.

Euer Hochwohlgeboren

haben mir durch Uebersendung Ihres dramatischen Gedichts die Babylonier in Jerusalem eine Freude gemacht, für die ich Ihnen nicht genug danken kann. Wie hoch ich Ihr Talent stelle, wissen Sie aus früherer Zeit, und werden daher selbst erkennen, mit welcher Theilnahme ich zu Allem greife, das von Ihrem Geiste ausgeht und Zeugniß von dessen Fortschreiten ablegt. In diesem Falle war meine Freude an Ihrer würdigen und schönen Dichtung um so größer, als Bendemann's verwandtes großartiges Kunstwerk auf mich einen Eindruck gemacht hatte, von welchem Ihnen vielleicht ein mit meinem Namen bezeichneter Aufsatz in der Staatszeitung Kunde gebracht hat. In dieser poetischen Freude empfand ich die schönste menschliche in dem Bewußtsein, daß ich, wie mir Ihre Zusendung das Recht giebt, glauben darf, Ihnen auch als Mensch noch nahe zu stehen und bei Ihnen in freundlichem Andenken zu sein.

Daß ich Ihnen erst heute schreibe, verzeihen Sie mir. Ihr Geschenk aber, nach der darin befindlichen Zuschrift den 25. Januar abgegangen, kam mir erst gegen Ende des Monats April zu. Ich war eben beschäftigt alle Geschäftsarbeiten völlig abzuthun und sonst Alles vorzusehen, was vor einer längeren Abwe-

senheit nothwendig ist, weil ich beabsichtigte, mich 4 Wochen lang auf dem Lande und bei einer Brunnenkur zu erholen. Auf die dabei zu erwartende Muße wurde die Beantwortung manchen lieben Briefes, auch der Dank für Ihr Geschenk verschoben, der denn hiermit bestens und herzlichst abgegeben sein soll. Möge Ihnen der Himmel äußeres Glück, inneren Frieden und Freiheit des Geistes erhalten, um sich selbst und Andere auch ferner mit den Gaben Ihres Genius zu erfreuen.

K. Streckfuß.

Arnold Ruge an Friedrich von Uechtritz.

Mit dem Prospekt zu den hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst, den ich die Ehre hatte zu überreichen, wünsche ich Ihnen ein Unternehmen zur Unterstützung zu empfehlen, welches auf Düsseldorf, diesen Lichtpunkt der deutschen Kunst, ganz besonders gerichtet sein muß. Dabei schätze ich mich glücklich, Sie hier zu wissen, und hoffe von Ihnen mündlich zu hören, daß Ihr neuestes Werk, welches gewiß in unsrem Gesichtspunkt ist, bald erscheinen wird. Wann darf ich Ihnen meine Aufwartung machen?

Hochachtungsvoll

Dr. Arnold Ruge
aus Halle.

Düsseldorf, den 7. November 1837.

K. Immermann an Friedrich von Uechtritz.

Düsseldorf, den 12. October 1836.

Ihre werthen Zeilen, verehrter Freund, habe ich erhalten und danke Ihnen recht sehr dafür, daß Sie uns nicht ohne Nachricht von sich gelassen haben. Nur bedaure ich, daß es Ihnen in Dresden so schlecht glückte, die gehäuften Adjective, durch welche Sie jene Damenwelt bezeichnen, geben mir ein sehr deut-

liches Bild von dem Mangel an Substantivität, der in diesem Kreise herrscht. Die Umgebungen berühmter Leute haben immer etwas Hülsenhaftes, mir wollte dieses leere Stroh selbst vor der Gegenwart Tieck's nicht ganz unsichtbar werden. Vielleicht machen Sie es möglich, auf der Rückreise noch einige Tage zu erübrigen, dann sagen Sie Tieck doch meinetwegen, der Spaß im jungen Tischlermeister mit der wörtlichen Ausführung der Räuberschlacht in den Räubern habe mich so amüsirt, daß ich allen Ernstes damit umgehe, den Spaß diesen Winter zur Wirklichkeit zu machen und eine furchtbare Schlacht in jenem Werke zum Entzücken der hiesigen Frauen von H.... nebst Töchtern, der Herren von P.... und D..... in einer gräßlich schönen Exhibition liefern zu lassen. Ich habe meinen Regisseuren die Sache mitgetheilt, sie sind ganz entzückt davon und brennen vor Begierde, etwas nie Erhörtes von Blitz, Feuer, Knall, Metzeln und Würgen zu produciren. Es würde mich unendlich amüsiren, wenn ich durch diese Malice eigentlich erst der recht populäre Mann und theatralische Held hiesigen Ortes würde.

Sie begehren Nachrichten von dem Verlaufe des höchsten Besuches, und so seien sie denn hiermit gegeben, obgleich nicht sonderlich viel davon zu melden ist. Die Festdarstellung im Theater war das einzige Oeffentliche, was sich schicklich und anständig machte, alles Uebrige von der Stadt Veranstaltete war sehr kümmerlich. Jene Darstellung gelang nach meiner Ansicht durchaus, das geschmückte Haus gewährte einen heiteren Anblick, das von mir gedichtete, von Rietz wirklich sehr schön componirte Festspiel machte sich mit seiner Ausschmückung durch lebende Bilder poetisch bunt; im Richter von Zalamea (der verschiedener Umstände halber doch gewählt werden mußte) thaten alle Schauspieler das ihnen Mögliche; eine Balletgesellschaft füllte die Zwischenakte mit Spanischen Tänzen aus. Kurz, es war eine Mustervorstellung, die durch die Menge gestickter Kleider und den Putz der Damen im Publikum etwas recht Glänzendes hatte.

Vorher war er (der Kronprinz) sehr freundlich, die Unterhaltung mit ihm hielt sich auch nicht auf der ganz gewöhnlichen

Fahrstraße, sondern hatte manchen Inhalt; er sagte, daß er für seine Person den Blaubart lieber gesehen, sein Adjutant aber, Graf Gröben, auf den Richter bestanden habe, ließ sich die Aufführung des Blaubart detailliren u. s. w. — Nachher hat er nicht ein Wort über die Vorstellung gesprochen, und während derselben soll er, nach einigen Nachrichten, sehr aufmerksam gewesen sein, nach anderen hin und wieder geschlafen haben. Uebrigens nahmen wir jenen Abend 563 Thlr. ein, und das wenigstens war gut. Auf der Academie soll er klug gesprochen haben, ich hörte dies nicht, denn ich war, durch die Vorbereitungen zum Abend beschäftigt, nicht dort, habe ihn nur auf seinem Dîner und im Theater gesehen.

Nach diesen geräusch- und für mich sehr mühevollen Tagen genoß ich dann mit großem Behagen meiner wieder erworbenen Ruhe, hatte Besuche von einem Dr. Fallati aus Stuttgardt und Dr. Kahlert aus Breslau, die mich ganz angenehm unterhielten. Ersterer namentlich war ein sehr unterrichteter, offener junger Mann, der Ihnen Vergnügen gemacht haben würde. Er theilte mir Vieles über den närrischen Justinus Kerner mit.

Sie sind in der ersten Kammer geblieben und das Instructions-Amt ist Ihnen vorüber an Hr. v. Ronn gegangen. Wir werden also ferner zusammen im Canonicate zur Ehre Gottes wirken. Gegenwärtig gleicht unsre Anstalt einem Spittel, worin wir drei alten Weiber, S....., H.... und ich, die Morgenbetstunden halten. Zuweilen tritt M.... als brummender Teufel mit dieser trinität in Gegenschein. Alles läßt sich seinem Werthe nach nur durch den Contrast erkennen. Unter diesem lerne ich Voß*) als großen Mann, Cardinal Richelieu, Marquis Pombal u. s. w. ansehen und verehren. Sie gehören zu denen, welche, wie Menenius im Coriolan sagt, einen ganzen ausgeschlagenen Vormittag damit zubringen, einen Zank zwischen einem Pomeranzenweibe und einem Kneipspanken abzuhören und dann die Streitfrage über 3 Pfennige auf den nächsten Gerichtstag vertagen.

*) Präsident des Landgerichtes.

Beim Theater hat es manche Veränderung gegeben. Henkel haben wir wegen Pretensionen gehen lassen müssen. Ich werde nun außerordentlich viel im Winter zu thun haben, Manches aber auch neu wieder ausführen können, da mir gegenwärtig lauter junge strebsame Menschen zu Gebote stehen. An das Shakespearische Lustspiel denke ich ganz ernstlich, der zerbrochene Krug soll gegeben werden. Othello, der wunderthätige Magus, das laute Geheimniß, Götz von Berlichingen werden einstudirt. Am schlimmsten wird es in den Assisenzeiten aussehen. Ich erlaube mir die Frage an Sie, ob Sie vielleicht geneigt sind, ein Abkommen mit mir zu treffen, dahin, daß Sie in diesem Winter an den Tagen, an welchem wir nicht zusammen in den Assisen sitzen, für mich eintreten, wogegen ich dann im Sommer dasselbe für Sie thun würde? Auf diese Weise würde ich wenigstens einige freie Tage erobern.

Holtei kennt die hiesigen Verhältnisse nicht, würde er sie kennen lernen, so möchte er sich wohl für die Direction der hiesigen Bühne bedanken.

Nun leben Sie wohl und kehren Sie uns heiter und gestärkt zurück. Die Damen, welche Ihnen für Ihre Erinnerung danken, lassen Ihnen das beste Reiseglück wünschen.

Der Ihrige

Immermann.

Varnhagen van Ense an Friedrich von Uechtritz.

Berlin, den 4. Mai 1836.

Empfangen Sie meinen innigen Dank, Verehrter, für das werthe Geschenk, das Sie mir gütigst zugesandt, und das mir als ein Zeichen der Fortdauer Ihres freundlichen Andenkens besonders schätzbar ist! Gleich zuerst muß ich Ihnen melden, daß das im Januar abgeschickte Buch erst in diesen Tagen zu mir gelangt ist, und ich fühle mich ganz beschämt, wenn ich mir vorstelle, daß Sie dasselbe längst in meinen Händen geglaubt, und mich so großer Säumniß schuldig geglaubt haben. Die Buch-

händlergelegenheit wird bald der völlige Gegensatz der Eisenbahnen sein! —

Ich erhielt Ihr Gedicht in einer Zeit trauriger Krankheit, die sich aus wechselndem Unwohlsein, woran ich seit beinahe einem Jahre leide, in den jüngstvergangnen Monaten zu völliger Bettlägerigkeit ausgebildet hatte. Begierig, diesen bedeutenden Stoff in Ihrer Behandlung aufzufassen, las ich das ganze Gedicht in einem Zuge bis zu Ende. Dies Ereigniß — denn ein solches war es mir selbst — dünkt mich so sprechend, wie eine vollständige Kritik nur sein könnte, und ich denke, Sie lassen mir es an deren Statt gelten? Allerdings haben sich mir während des Lesens auch viele kritische Betrachtungen und Urtheile aufgedrängt, über die alten großen, auch zwischen uns einst vielfach besprochenen Themata, der dramatischen, der romantischen Dichtung, der biblischen Stoffe, der heutigen Bedürfnisse und Stimmungen, und vieles Andre dieser Art: aber dies alles könnte nur in mündlicher Mittheilung erörtert werden, die schriftliche würde auch in gesunden Tagen schwierig sein, in meinem jetzigen Zustande wird sie zur Unmöglichkeit! Denn ich bin leider nichts weniger als genesen, sondern muß mich immer aufs neue niederlegen, und auf das Frühlingswetter wie auf Gesellschaft und Thätigkeit verzichten. Besonders soll ich mein Schreiben beschränken, und zu dem, welches schon mein Zustand untersagt, auch noch freiwillig das missen, welches er allenfalls noch gestattete! —

Ich stelle mir Ihr Leben in Düsseldorf als sehr angenehm vor, mit vielen Vortheilen ausgestattet. In der Litteratur aber scheint der ganze Niederrhein sich zu einer gewissen Absonderung zu neigen, die leicht zur Abgeschlossenheit wird, und dies dünkt mich ein großer Nachtheil, an dem ich besonders einige Bonner Freunde und Bekannte sehr leiden sehe. Auch Immermann hätte meines Erachtens in mehrerem und innigerem Zusammenhange mit unserem Nordosten bleiben müssen, wo unleugbar in vielen Beziehungen ein Mittelpunkt ist. Daß man sich freilich auch dicht neben diesem, und fast in einem eigenen zum größten

Schaden vereinzeln und verfremden kann, beweist das Beispiel von Ludwig Tieck, der mit der Gegenwart immer mehr zerfällt und entzweit wird! —

Leben Sie wohl und bleiben Sie der aufrichtigen Hochachtung und eifrigen Theilnahme versichert, worin ich die Ehre habe zu verharren,

Ihr ganz ergebener

Varnhagen van Ense.

C. F. Lessing an Friedrich von Uechtritz.

Düsseldorf, 1837.

Für Deine Theilnahme, liebster Uechtritz, bin ich Dir sehr dankbar, ängstige Dich meinetwegen aber nicht, denn falsch hat man Dich berichtet. Ich finde es von Bendemann's unrecht, einen geringen Umstand so zu übertreiben. Wahrscheinlich haben sie ihn auch nur darum so übertrieben, um ihn, in Ermangelung anderer Neuigkeiten, doch wenigstens erzählbar zu machen, was er sonst nicht gewesen wäre. Wie mir Steinbrück gesagt, hat er Dir über diesen Punkt ausführlich geschrieben, daher wäre es überflüssig, denselben noch einmal zu berühren. Doch darüber muß ich Dich zur Rede stellen, wie kannst Du meine Elsbeth*) eine Bestie nennen, deren einziger Fehler nur Furchtsamkeit ist, und die sich mit der Zeit auch bald verlieren wird. Was würde man mit Recht darüber spotten, wenn ich Elsbeth gleich abschaffte, weil sie mich einmal abgeworfen hat. Los werden könnte ich sie sehr leicht, denn mehr als einmal hat man deshalb bei mir angefragt. Ich gab aber jedesmal eine kurze und abschlägige Antwort darauf, denn eine Anfrage unter diesen Umständen verdroß mich. Die Zeit über, wo mir das Reiten untersagt war, hat der Gens d'armes Hoffmann meinen Platz eingenommen und ich bin sehr mit ihm zufrieden, denn er hat ihr manches beigebracht, was ihm als alten Praktikus nicht so

*) Pferd, mit welchem er gestürzt.

viel Hitze gekostet hat, als es mir gemacht hätte. Seit zwei Tagen reite ich wieder. Doch jetzt genug davon.

Daß Deine Reise und Dein Aufenthalt in Berlin sehr glücklich gewesen ist, freut mich herzlich zu hören. Deine Schilderungen scheinen mir sehr charakteristisch, besonders bin ich begierig, ob auch meine Vorstellung*), die ich dadurch bekommen, sich als eine richtige bewähren wird. Wie neugierig man hier auf Euch ist, kann ich Dir gar nicht sagen. Von meinem Vater habe ich in diesen Tagen Nachricht gehabt, er wird Ende Sommers, wie er schreibt, mit dem Onkel, dessen Bekanntschaft Du ja jetzt gemacht hast, uns hier besuchen. Was meinen Fleiß anbelangt, seitdem Du von hier fort bist, kann ich Dir nicht viel Rühmliches davon schreiben, da viele nicht zu beseitigende Störungen vorgefallen sind. Dafür habe ich aber auch viel gelesen, unter anderm auch den Simplicissimus, der in seinem ferneren Verlauf bei weitem nicht so interessirt, als im Anfange. Sein Charakter ist durchaus nicht richtig entwickelt. Manche Schilderungen der damaligen Zustände und Denkungsarten haben mich aber interessirt. Keineswegs eignete er sich aber ferner noch zum Vorlesen, und Du bist in meinen Augen ganz gerechtfertigt, es unterlassen zu haben.

In diesen Tagen habe ich eine Landschaft angefangen aufzunehmen, die Dir immer gefallen hat, und über die Hübner den Witz gemacht hat, ich weiß sie Dir wenigstens nicht besser zu bezeichnen. Die Farbenskizze ist dazu auch schon fertig. Außer dieser Arbeit habe ich noch eine angefangen, und zwar die für Liebermann, den Jäger mit dem Geistlichen im Walde, ich bin aber erst bei den Studien.

Jetzt ist bereits der Landtag hier eröffnet, was Dich weiter nicht interessiren wird, mich aber ennuyirt, weil das Gelaufe nach der Akademie sehr zunimmt. Gestern hat die Bullratze mit seiner Frau Gemahlin unsere Ateliers mit ihrer hohen Gegenwart beehrt; wäre es im Ganzen nicht gar zu langweilig, solche

*) Von Uechtritz' Frau.

Besuche daselbst in eigner Person anzunehmen, so hätte ich gestern doch gern den Bullratzen*) vor Bildern beobachtet; er soll höchst närrisch dabei sein. Er betrachtet sie genauer wie mancher andere, denn er sieht sie nicht allein vorne, sondern auch hinten an, eine Ehre, die unsern Bildern höchst selten widerfährt.

Nun, liebster Uechtritz, leb herzlich wohl, es ist Dir zu dieser Reise nichts als gut Wetter zu wünschen, was hoffentlich auch bald der Fall sein wird. Empfiehl mich Deiner Frau Gemahlin aufs angelegentlichste. Auch vergiß nicht, noch einmal zu schreiben, und zwar ausführlich, wie Du versprochen, an Deinen

C. F. Lessing.

Da habe ich doch schon wieder das C. F. hinzugesetzt, ich weiß, Du kannst es nicht leiden, es liegt mir nun einmal in der Klaue. Verzeihe es mir.

K. Immermann an Friedrich von Uechtritz.

Statt meiner, lieber Freund, erscheint dieser Brief, Sie um meine Entschuldigung bei Schramm wegen meines Ausbleibens zu ersuchen. Ich habe mich in den Fatiguen der letzten Tage erkältet und gegen Abend etwas Fieber bekommen, welches vielleicht morgen vorüber ist, wenn ich mich zu Hause halte, sonst aber länger dauern möchte.

Wollen Sie so gut sein, unserm Wirthe nebst meinem Danke für seine Einladung dies sagen, auch mich morgen bei Voß excüsiren, wenn ich nicht zur Sitzung kommen sollte?

Der Ihrige

Immermann,

künftiger Verfertiger bürgerlicher Schauspiele und rührender Familiengemälde.

Varnhagen van Ense an Friedrich von Uechtritz.

Berlin, den 23. August 1838.

Erlauben Sie mir, Verehrtester, Ihnen 2 treffliche Freunde zu empfehlen, Herrn von Neweroff und Herrn von Stanckewitsch

*) Ein Prinz aus einem seitdem ausgestorbenen Hause.

aus Moskau, die sich in unserem Vaterlande, was ihnen geistig schon von bester Seite bekannt ist, nun auch leiblich umsehen wollen. Beide sind mir sehr werth geworden, und werden es auch Ihnen, sofern nur der Augenblick sich dazu darbietet. Wenn ich Ihnen sage, daß ich diese jungen Freunde auch an Tieck empfohlen, so bin ich bei Ihnen weiterer Andeutungen schon überhoben!

Bringen Sie die beiden Herren, ich bitte, doch jedenfalls auch zu Herrn Landgerichtsrath Immermann und zu Herrn Director Schadow, mit meinen besten und eifrigsten Grüßen! Ich vermag nicht, krank und leidend wie ich fortwährend bin, jedem noch besonders zu schreiben, wie ich wünschte!

Lassen Sie sich von Rußland, von den Arbeiten in Kunst und Litteratur daselbst manches Erfreuliche erzählen! —

Schließlich empfehle ich auch mich selbst Ihrem freundlichen Andenken! An Ihrem Wohlergehen, das ich mir gern als das vollständigste und gesegnetste vorstelle, herzlich theilnehmend, in hochachtungsvollster und treulichster Gesinnung

Ihr ergebenster

Varnhagen van Ense.

Helmine von Chezy, geb. v. Klencke an Friedrich von Uechtritz.

München, den 10. Juny 1841.

Nachdem ich voriges Jahr durch einen interessanten, talentvollen Polen, G. Alexander Lesser, Kunde von Ihnen empfangen, die wohlthuend alle Erinnerungsbilder einer reichhaltigen Lebenszeit zu einem neuen Lenzblühen weckte, schreibe ich Ihnen nun durch meinen Max*), der unverschuldete Versäumnisse auf der berühmten gediegenen Kunstschule in Ihrem Wohnort mit neu hergestellten Kräften freudig einzubringen gedenkt. Er ist der kleine blondgelockte, frische Knabe nicht mehr, dem Sie einst wohl wollten, doch innerlich ist noch viel Helles und Blühendes. Er ist der letzte Ruheplatz, das einzige geborgene Gut aus den

*) Ihr Sohn.

letzten Stürmen meiner Tage. Lassen Sie, Verehrtester, sich ihn von seiner leidenden Mutter auf das Herzlichste empfohlen sein. Mir zu Liebe geht er nach der fremden Stadt, entreißt sich hier — von wo ich ihn fern wünsche, da auch ich zurück von hier nach meinem Wohnort in den Elsaß muß — Gewöhnungen und Kreisen, die ihm lieb geworden waren, und einer Fülle stets wechslender neu erstehender Kunstanschauungen, die König Ludwigs großer Geist weckt und belebt — ich hoffe, ihm wird Düsseldorf, das von meines vaterländischen Königs Strahl so innig gehegte, in sich selbst und durch seine Bewohner geistig so reiche und durch des Königs würdigen Stellvertreter so belebte Düsseldorf Ersatz, in mancher Hinsicht vielleicht mehr darbieten, als München bis jetzt zu gewähren vermag — aber das trostlose Gefühl des Fremdseins, des Alleinstehens für ein liebegewohntes Herz, in dem wird Ihre Güte, die im Genius wurzelt und blüht, ihm den Stachel wegnehmen, und mein Trost, meine Hoffnung darin hält die zagende Seele, das wundenmatte, bei der Trennung aus allen Lebenswunden blutende Herz empor.

Auch A. Maltitz verließ München mit Schmerz, er schreibt mir vom 2. Juny: „Gestern stand ich auf dem Jacobskirchhof vor dem Gewölbe, wo Schiller 23 Jahr ohne Grabschrift geschlummert hat. Zum Erstenmal war ich dort in meinem 14. Jahr. In der Nacht vom 11.—12. Mai 1805 zerrissen sich hier die Wolken, und der Mond schien auf Schiller's Sarg! — Sein Haus sieht gebrechlich aus wie seine sterbliche Hülle, wenn ich vorüber gehe, flüstern sich mir immer die Zeilen aus der Melancholie an Laura zu:

„Dieses Moderhaus
Wiegt sich schwankend über mir zur Ruhe,
Und im eigenen Strahle lösch ich aus!“

Diese Wehmuthsgefühle, wie sehr sie der Trauer gleichen, sind doch einer der Reize des Lebens.“ —

Erinnern Sie sich noch des sonnenhellen Nachmittags in Berlin am Dönhoff'schen Platz, wo sie mich bei häuslicher Ge-

schäftigkeit mit Maltitz, den Sie mir zuführten, überraschten? Ach, damals waren Sie mein Nachbar, und die Ferne seither blieb stumm — in mir nicht. Das ist das herrliche Loos der Treue, daß sie stärker ist als der Tod, mir und für mich **lebt** Alles Vergangne, alles Ferne, alles Vorangegangne. Der edlen Elise Hohenhausen sind Sie nicht fern. Haben Sie sie wiedergesehen? Um einen großen, schönen Schmerz ist Ihr Leben, Theurer! reicher geworden. Immermann — doch welches Gemüth weiß es mehr, wie das Ihrige, was es heißt, mit glühender Sehnsucht die Sterne zu fragen, welcher der Wohnsitz des geliebten Dahingeschiedenen nun sei? Jenseits ein Freund ist ein Lebensjuwel, das wie jener gepriesene köstliche Diamant seinen Besitzer vor Giften warnt — und welch Schicksal kann uns das Herz noch entreißen, das schon in Gott die Wahrheit schaut?

Ihrem Bilde, das mich in seiner ganzen damaligen Frühlingsanmuth einer reinen Jugend umschwebt, verdanke ich nun schon eine Linderung des Schmerzes in mir selbst, wie noch so anders werde ich Ihnen danken, wenn Sie meinen Max so empfangen, wie ich Sie einst empfing. Er ist es werth! Möge er mir bald einige Zeilen von Ihrer Hand zugelangen lassen und mir dazu schreiben, wie und in welcher begeisterten Thätigkeit er Sie getroffen!

Helmine von Chezy,
geb. v. Klencke.

C. F. Lessing an Friedrich von Uechtritz.

Düsseldorf, den 12. October 1840.

Liebster Uechtritz.

Da ich den 18. oder 19. dieses Monats nach Gummersbach reise, um meine Schwester und Schrödters abzuholen und ich nicht weiß, wie sich meine Zeit bis dahin zersplittern wird, so benutze ich jetzt die Gelegenheit, um wenigstens ein Stündchen, wenn ich ungestört bleibe, mit Dir zu plaudern.

Ich habe mich herzlich gefreut, Dich wohl zu wissen und Deine Frau am Leben. Denke Dir, ein Gerücht, dem ich aber gleich nicht traute, hatte eine Todesnachricht von Deiner Frau verbreitet. Die Menschen sind ein wunderliches Geschlecht, sie können nie genug Unglück und Schlechtigkeit in Bezug auf ihre Nebenmenschen hören. Es ist zu toll, was in der Welt gelogen wird, bald komme ich auf den Punkt, Keinem mehr etwas zu glauben, ohne nähere Beweise zu haben, und überhaupt den größten Haufen für elendes Gesindel zu halten. —

Dein freundliches Anerbieten, uns bei einer Privatausstellung in Berlin behülflich zu sein, würden wir mit großem Danke angenommen haben, wenn wir nicht beschlossen hätten, jetzt gar nichts hinzuschicken. Es ist Vieles, was uns dazu bewogen hat, obgleich wohl ein oder der andere es seines eignen Nachtheils halber nicht eben billigt, diesmal uns auszuschließen. Alle Beweggründe Dir anzuführen, würde zu weit führen, auch ist es die ganze Sache nicht werth, denn es verbinden sich zu viele Klatschgeschichten damit. —

Du kennst die Leidenschaft in unserem Kreise Feste zu feiern. Es bietet sich jetzt eine ganze Reihe solcher dar. Erstens ist der Geburtstag des Königs nebst der Huldigungsfeier, zweitens Schadow's sehr baldige Ankunft hierselbst und drittens wahrscheinlich die Anwesenheit des Königs, von der man jetzt überzeugt sein will. An Plänen zur Feier dieser Ereignisse läßt man es von unserer Seite nicht fehlen, jedoch glaube ich wird es der sehr geringen Anzahl halber, die jetzt hier ist, dabei bleiben. Denn weder Geld noch Einigkeit ist genug vorhanden, es zur Ausführung kommen zu lassen. Meine Erklärung habe ich bereits gegeben, ich will bei Allem dabei sein, nur allen Straßenskandal wünsche ich zu vermeiden. An dem Essen, was der Advokat Friedrichs im Breidenbacher Hofe veranstaltet, werden Viele von uns Theil nehmen und ich auch nicht dabei fehlen. Ueberhaupt ist ein allgemeines Essen und Trinken bei solchen Gelegenheiten für uns Deutsche das probateste Mittel, seine guten Gesinnungen an den Tag zu legen. — — — — —

Vor einiger Zeit habe ich hier Steinle kennen gelernt, der nicht abgeneigt zu sein scheint, sich hier niederzulassen. Er ist deshalb auch von uns so gut geködert worden, als es die Umstände erlaubten. Etwas Näheres kann ich Dir über seine Person nicht schreiben, als daß er eine täuschende Aehnlichkeit auch in seinem Aeußern mit Overbeck besitzt. Meine Unterhaltung mit ihm war nicht sehr lebhaft, wozu auch der große Spektakle beitrug, der uns umgab. — — — — —

Von Kretzschmer haben wir einen Brief an F. von der Leyen kürzlich zu lesen bekommen, wonach er sich jetzt zu Syra befindet, froh, wieder Europäischen Boden unter sich zu haben. Zuerst will er, ganz abgebrannt, die Zuflucht zu seinem elterlichen Hause nehmen, um daselbst durch Portraits-Malen sich wieder aufzuhelfen. Weiß aber dann noch nicht, ob er nach Dresden oder Düsseldorf gehen soll, es scheint, als habe er sich schon an ein Vagabondenleben gewöhnt.

Nun lebe herzlich wohl, ich muß jetzt schließen.

Dein

Lessing.

K. Jürgens an Friedrich von Uechtritz.

Stadtoldendorf, den 2. Februar 1842.

Ich weiß nicht, mein geehrtester Herr und sehr werther Gastfreund von Düsseldorf, wie viel oder ob Ihnen daran gelegen sein könnte — mir aber war und ist es Bedürfniß, Ihnen nochmal meinen aufrichtigen, lebhaften Dank für Ihre freundliche Aufnahme auszusprechen. Es geschieht freilich sehr spät, indeß ist mir dergleichen öfter begegnet, und ich habe längst die Leidigkeit über Bord geworfen, Briefe gar nicht zu schreiben, weil es versäumt worden, zu rechter Zeit daran zu gehen. Daß ich nun heute gerade zur Feder greife, dazu sind Sie selbst die Veranlassung. Ich stehe nämlich soeben von der Lectüre des trefflichen, mit Ihrem Namen unterzeichneten Aufsatzes in der Vierteljahrsschrift auf, der mir aus der Seele geschrieben ist, dem ich reichen Genuß, Anregung, Förderung verdanke, und der

mir als Ihrer Feder entflossen, doppelt anziehend war. Er rief mir lebhaft unsre Unterredungen und die Eindrücke ins Gedächtniß zurück, die dieselben bei mir zurückließen. Ich kam körperlich krank, grenzenlos verstimmt, in jener Anspannung, die nach tief schmerzenden Geschicken, mörderischen Seelenerschütterungen einzutreten pflegt, nach Elberfeld und Düsseldorf. Die Begegnung mit Ihren Freunden und Ihnen, die Gastlichkeit, die ich erfuhr — welche Anregungen zum Erwachen aus der bleiernsten Stumpfheit, es waren die ersten Lichtstrahlen, die in mein verdüstertes Innere fielen. Sie konnten es nicht wissen, zumal meine Weise ein Gemisch aus Offenheit und Zusammenfassung, Zurückhaltung ist, die oft überwiegt. Ich bin indeß nicht weniger dankbar. Wie oft habe ich noch der schönen in Elberfeld und Düsseldorf verlebten Stunden gedacht. Um so mehr that es mir leid, Sie auf der Rückreise nicht wiedersehen zu können. Ich hatte mich zu lange umhergetrieben, es war schlechterdings keine Zeit mehr zu dem Umwege übrig. Gar sehr verpflichtet fühle ich mich Ihrer Empfehlung an Herrn Loebell, der derselben die möglichste Ehre gethan. Ich durfte einige höchst genußreiche Stunden im Kreise der Seinigen zubringen. Wäre ich noch einmal bei Ihnen gewesen, so würden Sie mich lebendiger und voll von Reiseerinnerungen gefunden haben, deren einige vielleicht auch einiges Interesse für Sie gehabt haben dürften. Ich hatte in Wiesbaden täglich mit den — freilich sehr ungleichen Geistern — de Wette, Hoßbach, Oberst Decken und Christiani, mehrfach mit Gervinus verkehrt, der sich in Schlangenbad befand. Graf Seissel mit Familie sah ich noch einmal auf der neuen Anlage bei Mainz zu meiner großen Freude, leider nur sehr flüchtig. Zuletzt war ich mehrere Tage in Trier. Sie müssen das Schicksal Ihres gütigen Schreibens an Herrn von Hüser wissen. Es war ein betrübtes für mich, ist an seine Adresse gelangt, aber nicht durch mich. Ich war um so begieriger darauf, es abzugeben und Ihrem Freunde aufzuwarten, da mir Hoßbach noch eine Menge mündliche Aufträge dazu gegeben, da ich mit ihm so oft von Herrn von Hüser gesprochen,

so viel Schönes von ihm gehört. Von dem Allen war denn nun auch bald im Kreise meiner Trierer Freunde die Rede. Nun rückte aber oder wollte der Herr Generalmajor eben mit dem Corps zum Manövre ausrücken. Es war geschehen und erst am Abend vor meiner Abreise klärte sich das Mißverständniß auf. Er hatte das Corps nur begleitet und war schon an jenem Tage wieder im Ort. Ich ging damit um, einige Aperçus meiner Reise für irgend ein Blatt niederzuschreiben und Sie und Ihre Elberfelder Freunde sollten das opus mit meiner Epistel erhalten. Auch ist der Gedanke noch nicht aufgegeben. Freilich nehmen meine raisonnableren Arbeiten mich aber hoffnungslos in Anspruch, und ich bin doch gesetzt genug, sie über Allotrien nicht so leicht zu vergessen. Kommt es noch zur Ausführung, so werden Sie durch mich unfehlbar Gelegenheit zur Bewunderung erhalten. Jedenfalls würden keine Schatten auf Elberfeld und Düsseldorf fallen. Darauf und daran bin ich — obwohl durch gelegentliche Arbeiten für die Blätter, das Staatsarchiv u. s. w. mehr als mir lieb hin und her gezerrt — an meinem Luther, in den ich mich zu meiner Freude immer tiefer hineinlebe. Wie es geht, stoßen mir aber auch, wenn ich eine Höhe gewonnen, neue Schwierigkeitsbergspitzen auf. Ich sehe noch kein Ende der Vorarbeiten. Sie sind hoffentlich mit Ihrem Werke weiter vorgerückt, haben es wohl vollendet. Ich erwarte es mit der gespanntesten Erwartung, möchte gar zu gerne hören, daß man hoffen dürfe es bald zu lesen. Ich zweifle nicht von ferne, daß es Eindruck machen wird. Ich habe Ihre Mittheilungen nicht aus den Augen gelassen. Möchte Ihr Weg Sie einmal zu uns Niedersachsen führen, möchte ich Sie einmal bei mir sehen! Mein Wohnort gehört freilich zu den obscursten, ein sehr unlustiger Ort! wie schon Merian's Topographie sagt. Ich würde Ihnen nur große Aussichten, tiefe Waldstille, eine rauhe doch aber malerische Natur zeigen können. Berge und Thäler rings umher, an die sich jedoch anknüpfen Sagen von den Elfen (Mümmelken) in Hünengräbern, Erinnerungen aus der Heidenzeit, Erinnerungen an die

Züge und Schlachten der Römer, an Karls Sachsenkriege, Heinrichs Lust am Vogelstellen, die Verheerungen und manche Kriegsobristen des dreißigjährigen Krieges, die erste Kultur durch die Klöster, die Dynasten des früheren Mittelalters, Hunburg, Eberstein, bis zu der Zeit, wo die sonst so streitbaren Bürger im siebenjährigen Kriege den französischen Husaren die Thore öffneten, oder lieber bis sie als Bürgergarde auszogen, um mit Waffengewalt den vertriebenen Herzog von den Grenzen abzuhalten. — Doch übergenug des Geschwätzes. Seien Sie freundlichst gegrüßt. Meine angelegentlichsten Empfehlungen an Ihre prachtvollen Freunde in Elberfeld. —

Ganz der Ihrige

K. Jürgens.

E. Geibel an Friedrich von Uechtritz.

Berlin, 20. November 1846.

Beigehend, mein hochverehrter Freund, sende ich Ihnen das versprochne Exemplar der neuen Ausgabe meiner Gedichte, mit dem Wunsche, daß Sie sich hie und da an Einzelnem erfreuen mögen. Daß manches Unbedeutende mit untergelaufen ist, weiß ich; aber beim Lyriker will die Individualität ihr Recht haben, ihm ist diese oder jene Kleinigkeit aus subjectiven Gründen liebgeworden, und was ihm eine liebe Erinnerung, eine schöne Stimmung zurückruft, mag er nicht ausscheiden. Nun, den Menschen haben Sie in Marienbad kennen gelernt; nehmen Sie denn die Lieder eben so freundlich hin, wie Sie jenem entgegengekommen.

Zugleich bin ich so frei, Sie an ein Versprechen zu erinnern, welches Sie Ihrerseits mir in jenen Tagen gaben. Ich bat Sie damals, mir im Winter eine Empfehlung an Tieck zukommen zu lassen, und Sie sagten es zu. Jetzt ist der Augenblick da, wo mir eine solche Einführung bei dem alten Klingsor äußerst wünschenswerth wäre. Ich bitte Sie, soweit Sie es mit gutem Gewissen thun können, darin meines Interesses und re-

spectiven Verständnisses für Drama und Bühne zu erwähnen. Das Theaterwesen ist hier so schlecht bestellt, daß es unmöglich noch lange in dieser Weise fortgehen kann. Tieck's Autorität wird bei einer eintretenden Reform natürlich zuerst befragt werden, und mir wäre es aus mehr als einem Grunde lieb, bei einer solchen Gelegenheit irgend ein Feld für praktische Wirksamkeit zu finden. Ob meine Kräfte ausreichen würden, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß Keiner mit mehr Ernst und Hingebung die große Aufgabe erfassen könnte.

Sonst sieht es hier nicht zum besten aus. Eine dumpfe Unzufriedenheit brütet in der Luft, der Einzelne kann sich der Ansteckung kaum erwehren. Heiteres heiter zu schaffen ist fast unmöglich, so daß ich oft den beneiden könnte, der im Kleinen tagelöhnert und darüber die krankhaften Athemzüge des Ganzen nicht vernimmt. Oben ist guter Wille genug, aber der Muth fehlt, groß und frei zu handeln. Gott besser's!

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Herzlich grüßend

der Ihrige

Emanuel Geibel.

G. Kinkel an Friedrich von Uechtritz.

Schloß Poppelsdorf bei Bonn,
den 12. Mai 1846.

Hochwohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr!

Im Begriffe, im Verlage der Bädekerschen Buchhandlung zu Essen ein neues rheinisches Jahrbuch für Kunst und Dichtung (obwohl nicht unter diesem allzuoft gescheiterten Titel) herauszugeben, wünsche ich zu diesem Unternehmen die besten litterarischen Kräfte des Rheinlandes zu vereinigen, unter denen Sie eine der ersten Stellen einnehmen.

Von den ordinären Taschenbüchern soll sich das Rheinische Jahrbuch durch ernstere und belehrende Aufsätze über litterarische und künstlerische Persönlichkeiten des Rheinlandes unterscheiden,

welche neben dem unterhaltenden und lyrischen Inhalt eine Hauptstelle erhalten werden.

Es scheint vor Allem Pflicht, immer und immer wieder auf Immermann hinzuweisen, den Größten der Neueren nicht bloß am Rhein allein, sondern in Deutschland. Ich selbst habe bereits in verschiedenen Blättern Seiner gedacht, und vielleicht ist mein Aufsatz über seinen Merlin Ihnen schon bekannt geworden. Mir läge viel daran, wenn in dem neuen Unternehmen auch eine berühmtere Feder als meine von Ihm ein Zeugniß ablegte.

Sie, hochverehrter Herr, sind im Leben sein Freund gewesen, haben Ihn beobachtet, geliebt, und selbst auf vielen Erkenntnißgebieten gefördert. Nachdem Herr Schnaase den bekannten Nekrolog gegeben hat, ist Niemand wie Sie befähigt, das große Bild dieses Dichters und Mannes wieder aufzufrischen. Ich wage Sie darum für mein Unternehmen zu bitten, und kann Ihnen, sei es um einzelne Züge seines Lebens und Wesens zu schildern, oder den Zusammenhang irgend eines seiner Hauptwerke mit seinem Innenleben hervorzuheben, 2—3 Bogen offen halten.

Aus dem Rheinischen Jahrbuch für 1846 ersehe ich, daß Sie einen Spartakus in Arbeit haben. Wie gern würde ich auch aus ihm eine Stelle mittheilen, wenn Sie mir dieselbe anvertrauen. Nur bäte ich um etwas milderes, als jenes mit so furchtbarer Kraft geschilderte Todtenopfer.

Der Druck des Buches beginnt Ende Mai, da Ende August die Versendung beginnen muß. Vielleicht sind Euer Hochwohlgeboren so gütig, mir mit wenigen Zeilen zu erwidern, ob Sie mich in meinem Plan mit Ihren Beiträgen unterstützen wollen. Unbedingt müßte die Skizze über Immermann binnen 4 Wochen in Druck gehen. Ich hoffe nicht, daß diese Eile, von der das Gelingen dieses ersten Jahrganges abhängt, Ihnen eine Hinderung Ihrer Mithülfe werden dürfte.

Die äußeren Bedingungen für die Prosaartikel sind vom Verleger nicht glänzend (was bei einem neuen Unternehmen

nicht möglich), aber, wie ich glaube sagen zu dürfen, anständig fixirt.

Indem ich Euer Hochwohlgeboren mich mit aufrichtiger Verehrung empfehle und einer baldgefälligen bejahenden Antwort entgegenhoffe, zeichne ich mit hochachtender Ergebenheit

Gottfried Kinkel,
ord. Professor der neuen Litteratur und Kunst
an der Universität Bonn.

O. Roquette an Friedrich von Uechtritz.

Wenn der freudige Drang, sich dankbar zu bezeigen, für eine Quelle der Belehrung und des Genusses, denjenigen zu entschuldigen vermag, der sich persönlich deshalb an den Gegenstand seiner Verehrung drängt, so darf auch ich hoffen, daß Sie, hochgeehrter Herr, die nachfolgenden Zeilen nicht ungütig aufnehmen werden.

Schon vor einiger Zeit wollte ich, noch frisch erfüllt von dem Eindruck des Romans: Albrecht Holm, Ihnen meine Freude aussprechen, wurde aber daran gehindert; doch immer wieder taucht mir jetzt Gestalt um Gestalt, Bild um Bild Ihrer Dichtung so lebhaft auf, daß ich nicht mehr umhin kann, meiner Verehrung Worte zu geben.

Es kommt so selten vor, daß man bei einem Roman mehr findet, denn eine Unterhaltung, und so gelangt man selbst dahin, nichts weiter als diese darin zu suchen. Walter Scott ist Einer der Wenigen, die uns im Roman hohe Dichtungen geschenkt, Charaktere erschaffen haben, die unvertilgbar in der Erinnerung bleiben, einer jener seltnen Genien, welche mit der reinsten Blüthe der Bildung ausgestattet, ganze Historiker und zugleich ganze Dichter sind: so daß ich nicht anstehe, ihn den größten Dichtern aller Zeiten als ebenbürtig zuzuzählen. Wie sehr war ich daher erfreut, als ich im Albrecht Holm den Geist meines bewunderten Schotten wiederfand, dasselbe umfassende Studium, dieselbe Großartigkeit der historischen Auffassung, die-

selbe Liebe der Darstellung bis ins Kleinste, und dabei das Ganze so selbständig einheitlich, so ganz originell, so grunddeutsch aus der Tiefe geschöpft! Hatte ich schon in den ersten Büchern mit dem regsten Antheil gelesen, in den beiden Holm, vornehmlich dem jüngeren, eine tüchtige und doch fein organisirte Natur gefunden, welche würdig ist, daß man Freud und Leid mit ihr durchmache, so mußte ich mich, als der Vorhang Italiens plötzlich aufgezogen wurde, zurückhalten, um das Buch nicht zu verschlingen. Die herrliche Gestalt der Gräfin von Montefelice übt einen wahren Zauber aus. Ganz meisterhaft sind alle jene Darstellungen aus der kirchlichen Gesellschaft, die Charaktere des Papstes und der Kardinäle, und unter diesen nimmt für mich die Geschichte Hieremia's die erste Stelle ein. — Die ganze Reihe religiöser Controversen, in welcher mir das Meiste völlig neu und daher um so belehrender war, ist überaus fein und scharfsinnig durchgeführt, ja sie hat das Vortreffliche, daß durch die strenge Dialektik des Verstandes der warme Hauch des Gemüths weht und den Leser wohlthätig berührt, wenn er in Gefahr kommt, einseitig eine Partei zu ergreifen. Die religiöse Ueberzeugung ist das Pathos dieser Dichtung, der erschütternde Kampf zwischen Freiheit und Schranke des Glaubens, welcher zwar an sich unentschieden, aber wie er dargestellt ist, um so entscheidender der furchtbaren Katastrophe entgegen führt. — Jeder Richtung ist von Anfang an Gerechtigkeit geschehen, jede ist klar und faßlich hingestellt und man muß ihr in soweit Berechtigung zugestehen, als auch die beschränkteste Richtung eine solche beanspruchen kann, wenn sie in sich verinnerlicht und zum klaren Willen geworden ist. — Ich habe oft bewundert, wie der Dichter scheinbar ganz abschweifende Fäden der Erzählung plötzlich zu einem Ideenziele bringt, in welchem man alle Fäden auf die geistreichste Weise zu einem Netze verschlungen und in einem Punkte zusammengefaßt sieht. Dieses geistige Gewebe, welches Sie aus der reformatorischen und antireformatorischen Gedankenwelt erschaffen haben, scheint mir im ganzen Umkreise der deutschen Poesie ganz einzig und unerreicht dazustehen.

Ich weiß nicht, hochzuverehrender Herr, ob Ihnen mein Name schon zu Ohren gekommen, nehme mir daher die Freiheit, Ihnen als einen schwachen Beweis meines Dankes ein Büchelchen von mir „Hans Haidekuckuck" zu übersenden. Es behandelt dieselbe Zeit, in welcher Albrecht Holm lebt, ist aber, wo der Roman das ganze Reich innerlicher Vertiefung durchmacht, bei einer recht äußerlichen Filigranarbeit stehen geblieben. Sollten Sie jedoch hie und da schon etwas von mir zu Gesicht bekommen, und kein Behagen daran gefunden haben, so bitte ich Sie nur, mich nicht für einen von jenen modernen Schock-Poeten zu halten, die im eitlen Flitterkleide sich selbstgefällig spreizen, sondern für einen Jünger der Kunst, der, bei dem reinsten Streben für sein heiliges Ziel, nur zu tief empfindet, wie weit er noch immer hinter seinen eigenen und der Welt Anforderungen zurückgeblieben.

Noch einmal, hochzuverehrender Herr, sage ich Ihnen meinen Dank für die schöne dichterische Welt, welche Sie mir in Albrecht Holm erschlossen haben, und füge die Bitte hinzu, in diesem Briefe nichts Anderes zu sehen, als den Zoll der Hochachtung, welcher dem Schüler für einen Meister deutscher Kunst gebührt.

In herzlicher Hochachtung

ergebenst

Dresden, den 18. Juni 1855. Dr. Otto Roquette,

Lehrer am Blochmann'schen Gymnasium.

C. F. Lessing an Friedrich von Uechtritz.

Carlsruhe, den 14. Juni 1859.

Lieber Uechtritz.

In der Voraussetzung, daß Du nach meinem sehr langen Schweigen nicht zu Uebles von mir denkst, so will ich Dir mit diesen Zeilen wenigstens beweisen, daß das Uebel nicht ohne Ende ist. Entschuldigen kann ich mich deshalb bei Dir nicht, trotz mancher Schreibereien, die ich früher nicht so häufig gehabt.

Daß es uns hier noch immer recht gut gefällt, wirst Du wohl gehört haben, und hoffe das von der Zukunft auch, wo nicht noch mehr; ich meine namentlich, wenn noch Mancher, der uns lieb ist, sich entschlossen haben wird, hierher zu ziehen. Ich habe noch keine Ursache, diese Hoffnung aufzugeben. Wie steht es in dieser Beziehung mit Dir? Hat Dresden noch immer den Vorzug? Dein Schwager, der uns vor Monaten einmal besucht hat, ist nun auch in der Nähe, zieht Euch das nicht an?

Für Maler, die hierher kommen wollen, ist allerdings noch eine bedeutende Schattenseite vorhanden, diese besteht in dem fast gänzlichen Mangel an Ateliers, wozu trotz allen Bemühungen meinerseits und Anderer, ja sogar des Großherzogs selbst, kein Mensch sich entschließt, oder wenn er es einmal gethan, sogleich wieder aufgegeben hatte.

Es herrscht hier sehr wenig Vertrauen zu den bestehenden Verhältnissen, was noch immer vom Jahre 48 her datiren soll. Jetzt wo Alles hier so kriegerisch aussieht, ist das erst recht der Fall. Gott gebe nur, daß das ewige Rüsten der deutschen Fürsten endlich einmal der Nation zum Nutzen gereichen möge; Vertrauen kann man nicht viel in sie setzen, die Beweise liegen wieder vor, und wäre das Volk seit den 80er Jahren nicht klüger geworden, wir erlebten sicher noch einmal ein Aehnliches wie damals. Wenn ich auch die Sympathien, die hier für Oesterreich herrschen, durchaus nicht theile, so ergreift mich das Unglück Oesterreichs doch sehr und benimmt Einem fast alle Ruhe zur Arbeit. — — — — — — — — — — — —

Leider kann alles Raisonniren nichts helfen, man muß den endlichen Anfang, vom Ausgang ist noch nicht die Rede, in aller Geduld abwarten. Es ist gut, wenn man in solchen Zeiten eine Häuslichkeit hat, wo man sich behaglich fühlt; freilich ist diese auch etwas von der Luft angesteckt, wenigstens meine Jungen, die sich gar zu häufig prügeln oder zanken. Zum Glück kommt in diesen Tagen der 2. (Carl) aus dem Hause, ich bringe ihn nach Biberich in eine strenge Pension; Bertha ist schon seit einem halben Jahre in Freiburg gleichfalls in Pension; also zu

jetziger Zeit etwas drückende Ausgaben. Der Aelteste macht sich hier auf dem Gymnasium ganz gut, wie mir seine Lehrer sagen, und macht auch gute Fortschritte auf der Violine; er besucht hier eine Musikschule.

Unser häufigster Umgang mit Verheiratheten sind die beiden Familien Redtenbacher und Will, Ersterer ist Direktor und das Haupt der polytechnischen Schule hier und der Zweite dasselbe an der Musikschule; mit Devrients kommen wir nicht so häufig zusammen, indem er fast nie Zeit hat. Namentlich hat er in der letzten Zeit viel Verdruß mit seiner Intendanz gehabt, aber aus all diesen Streitigkeiten ist er siegreich hervorgegangen; was für seine Sache um so mehr spricht, ist, daß trotz der vielen Gegner, welche er hier hat, es ihm dennoch gut gegangen ist. Der Herzog hat sich aber auch persönlich in diese Angelegenheit gemischt. Vor mehreren Wochen ist in sehr feierlicher Weise von dem Theaterpersonal Devrient's Dienst-Jubiläum gefeiert worden, wozu Redtenbacher und ich als Gäste eingeladen waren. Zur Betheiligung an diesem Feste hat man nicht wagen können die Carlsruher aufzufordern.

Ueber meine Arbeiten kann ich Dir nicht viel melden, obgleich ich sehr fleißig seit vorigem Herbst gewesen. Sie bestehen meistens aus Landschaften. Jetzt habe ich so gut wie fertig, Heinrich IV im Sarge, von einem Mönche bewacht, in einer Dir noch unbekannten Abfassung. — — — — — — — —

Nun lebe recht wohl, lieber Uechtritz, und verzeihe nochmals meine bodenlose Faulheit im Schreiben. — — — —

F. Ritschl an Friedrich von Uechtritz.

Bonn, den 29. April 1861.

Hochgeehrtester Herr Geheimrath.

Das so überaus gütige Geschenk, welches Sie unsrer Universitätsbibliothek mit Ihrem Werke „der Bruder der Braut“ gemacht haben, erst jetzt mit dem geziemenden und lebhaftesten Danke zu erwidern, würde unverzeihlich sein, wenn nicht gerade

die Anziehungskraft des Werkes selbst die Verzögerung herbeigeführt hätte. Kaum gebunden, ging es, vielseitig begehrt, von Hand zu Hand; daß es namentlich auch in Frauen-Händen und -Herzen festhing, ist so verständlich, wie auch Ihren Intentionen, vermuthe ich, nicht widerstrebend; da sich nun mit Frauen nicht wohl à la rigueur des Reglements verfahren läßt, ist es mir wirklich erst in diesen letzten Tagen gelungen, seiner habhaft zu werden. Von Inhalt, Geist und Standpunkt nicht minder als von Färbung, Licht und Ton gefesselt, kann ich mir es nicht versagen, Ihnen auch persönlich von Herzen für den Genuß dieser Lectüre zu danken: einer Lectüre, die freilich erst mit manchem Nachsinnen über diesen und jenen Widerspruch, der sich im Gemüth, der Empfindung oder der Gesinnung des Lesenden regt, zu Ende geführt sein will, ehe es gelingt, über das Ensemble mit sich selbst zu einer abschließenden Klarheit zu gelangen. Wenigstens so viel wollte ich Ihnen aber doch menschlicher Weise gerne aussprechen können, ehe ich mich zu einem bloßen trocknen Geschäftsdank entschlösse. Mit der Bitte, mich Ihrer verehrten Gemahlin angelegentlichst zu empfehlen und den aufrichtigsten Wünschen für Ihr — leibliches und geistiges — Wohlbefinden, bin ich in Ihnen bekannter hochachtungsvoller Ergebenheit

F. Ritschl.

E. Bendemann an Friedrich von Uechtritz.

Düsseldorf, den 24. Januar 1863.

Sehr geehrter Freund!

Da ich Ihnen meinen Dank nicht gut mündlich sagen kann, wozu es mich drängt, so will ich Ihnen mit diesen Zeilen wenigstens einen Beweis von der Freude geben, welche mir Ihr Geschenk, der Brief meiner verewigten Mutter, gemacht hat. Meine Frau wird es mündlich thun.

Daß Ihr damaliger Plan*) nicht zur Ausführung kam, ist

*) Ein ähnliches Lebensbild wie über C. F. Lessing auch über E. Bendemann zu schreiben.

für mich ein großer Nachtheil gewesen, obgleich ich glaube, daß der Inhalt des Briefes nicht gerade viel Wichtiges enthält. Aber die Wahrhaftigkeit und Schönheit des Charakters meiner Mutter, welcher sich lebhaft in demselben abspiegelt, hat mich außerordentlich erhoben und freudig gestimmt. So ist sie fast in jedem Augenblicke ihres Lebens ganz und gar gewesen!

Also nochmals meinen herzlichsten Dank! und meine beste Empfehlung an Ihre verehrte Frau.

Ihr treu ergebener

E. Bendemann.

C. F. Lessing an Friedrich von Uechtritz.

Carlsruhe, den 6. April 1863.

Lieber Uechtritz.

Herzlichen Dank für Dein liebes Schreiben. Dein Plan, Düsseldorf zu verlassen, war mir schon durch Deinen Bruder, den General, verrathen worden, den ich vor nicht langer Zeit auf einem hiesigen Hofball getroffen hatte. Ich natürlich bin darüber sehr erfreut, denn ich habe auf diese Weise viel eher die Gelegenheit, Dich wiederzusehen, als wenn Du in Düsseldorf geblieben wärest. Du weißt vielleicht gar nicht einmal, daß Ebers, welcher meine Schwester Fanny zur Frau hat, auch nach Görlitz gezogen ist. Du kannst demnach versichert sein, daß, wenn ich einstens Dresden besuche, ich die wenigen Stunden Eisenbahn sicher nicht scheuen werde; auch ohne Eure Gegenwart würde ich Görlitz aufsuchen, denn es hat mich zur Zeit, als ich es nur im Vorbeifahren gesehen, sehr angezogen und habe es auch sehr gut im Gedächtniß behalten, was nicht immer bei Eisenbahnbekanntschaften der Fall ist.

Deine Mittheilungen über Koberstein's Florian Geyer sind uns natürlich von außerordentlichem Werthe, und meine Frau hat nichts Eiligeres thun können, als Deinen Brief an mich Koberstein zuzusenden, und zwar ohne mein Wissen, so daß ich nun, wo ich ihn zur Beantwortung nöthig hätte, ihn noch nicht

erhalten habe. Daß ich Dir erst so spät antworte, ist eine kleine Reise nach Frankfurt und Biberich Schuld, die ich theils zum Vergnügen, theils darum gemacht, um dem Examen meiner Jungen beiwohnen zu können, was an letzterem Orte gewesen. Otto, der Aelteste von den Beiden, bleibt nun ganz hier und wird zur Zeit das hiesige Polytechnikum besuchen, er will Architekt werden, dadurch wird die Lücke in unserer Häuslichkeit, die bald entstehen wird, einigermaßen wieder ausgefüllt. Der zweite, Karl, geht nach den Ferien wieder zurück. Mit der Pension zu Biberich habe ich alle Ursache zufrieden zu sein, namentlich hat Otto in den alten Sprachen sehr gute Fortschritte gemacht, auch in der Musik; kurz, ich bin froh, daß das viele Geld für den Unterricht nicht vergebens ausgegeben worden ist.

Von jeher überzeugt von dem Antheil, den Du an uns genommen hast, so glaube ich auch, daß Du einen Theil davon unseren Kindern zuwenden wirst, wenn Du in Zukunft ihnen nahe in Görlitz lebst. Ich zweifle nicht daran, daß Dir Koberstein gefallen wird. Alle, die mit ihm verkehren oder verkehrt haben, sind für ihn.

Mit meinem Bilde, den Kreuzfahrern, bin ich seit einem Monat fertig geworden; es ist hier noch ausgestellt, und mit Erlaubniß des Besitzers, des Großherzogs, wird es eine Reise machen nach einigen Städten, wo es zum Besten des hiesigen Künstler-Unterstützungsvereins ausgestellt werden soll. Wohin? ist noch nicht festgestellt.

Um die nächste Zeit, in die Dein Umzug fällt, bist Du nicht zu beneiden, da kannst Du Dich auf allerlei Verdruß und Verlust gefaßt machen, wir haben es aus Erfahrung kennen gelernt. Wenn Du aber einen Waggon bis in Deine Heimat bekommen kannst, dann nimm Alles mit und verkaufe nichts; wir hatten Letzteres gethan; haben das Meiste mehr verschenkt als verkauft, und hatten hier zur Wiederanschaffung enorme Kosten gehabt. Also viel Geduld und Glück zu Eurer Umsiedelung! Ich hoffe, daß wir uns recht bald auf diese Weise wiedersehen werden! — — — — —

K. v. Holtei an Friedrich von Uechtritz.

Breslau, den 15. März 1867.

Das war ja eine freudige Ueberraschung, mein theurer Herr, ein Brief Ihrer Hand, an mich gerichtet. Es fehlt meiner Autographensammlung nicht an Blättern, die in der Mappe Litt. U unter „Friedrich von Uechtritz" eingereiht liegen, doch keines derselben spricht direkt zu mir. Desto besser weiß ich das Schreiben, dessen Sie mich würdigten und welches gütige Gesinnungen ausspricht, zu schätzen. Wenn mir nun auch, wie wir in Schlesien sagen, das Weinen beim Erwachen so vieler alter, lieber Erinnerungen näher war als das Lachen, mußte ich doch unwillkürlich losplatzen, da ich an die Worte kam: „Sie Leichtbeweglicher!" Ach, lieber Freund! Seit länger wie zehn Jahren, daß die holde Nervengicht in mir bohrt, meinen Nächten den Schlaf raubend, bin ich ein Schwerbeweglicher geworden. Und jetzt, wo meine preußische Treue mir die Pflicht gegen mich selbst und gegen meine Gesinnungen auferlegte, die Gräzer Heimath, die Meinigen, die hübsche anmuthige Einrichtung, die ich mir durch eisernen Fleiß errungen, aufzugeben, und als siebzigjähriger Wanderer in der alten, mir fremd gewordenen Heimath dem Grabe zuzuwanken, wage ich mich kaum noch ein paar Meilen weit zu Verwandten auf's Land. Jedes Lüftchen wirft mich darnieder. Ich lebe wie in Baumwolle gewickelt, — wenn das leben genannt werden darf. Dabei lieg' ich an der Kette unerläßlicher Arbeit, die oft durch Krankheit, oft durch unabweisliche Ansprüche an meine Dienstwilligkeit unterbrochen, immer wieder aufgenommen werden muß, weil man leben, d. h. existiren, und den „äußeren Anstand" (bis auf die Glacéhandschuhe hin) aufrecht erhalten soll. —

Denken Sie darum nicht, daß ich murre. Es geht mir immer noch viel besser, als ich's verdiene, das fühl' ich wohl; und manches Zeichen wohlwollender Anerkennung, welches mir in späterer Zeit zukam, hat mich mehr beschämt, wie übermüthig gemacht. Gleichwohl bleibt es noch sehr problematisch, ob ich

fähig sein werde, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten? Daß ich den innigen Wunsch empfinde, Sie, den ich so aufrichtig verehre und liebe, noch einmal zu sehen und mich im Gespräche mit Ihnen zu verjüngen, sei's auch nur auf Stunden, das wollen Sie mir glauben!

Ich weiß Ihren Titel nicht und adressire auf gutes Glück. Die Görlitzer Postbeamten werden wissen, wo Sie, auch falsch betitelt, zu finden sind.

Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin zu Gnaden und halten Sie sich überzeugt von der unwandelbaren Anhänglichkeit des alten

Holtei.

E. Kuh an Friedrich von Uechtritz.

Brunn am Gebirge, bei Wien, 103.,
den 11. August 1867.

Hochgeehrter und verehrter Herr.

Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß ich der Herausgeber der sämmtlichen Werke Hebbel's und der Vollstrecker seines litterarischen Nachlasses bin. Ein zehnjähriger engster Verkehr mit dem Verewigten, und die leidenschaftliche Liebe für ihn, aus der meine Erkenntniß seines Wesens aufgestiegen ist, berechtigen mich wohl zu dem Glauben, daß ich kein ungeeigneter Biograph Hebbel's sein werde. Die Vorarbeiten zu dem Werke, dessen Mittelpunkt sein Leben darstellen soll, sind nun bereits so weit gediehen, daß ich demnächst an die Ausführung der Biographie schreiten kann. Sowohl über Hebbel's Jugend als über die Epochen seiner Entwickelung liegt ein reiches Material an Briefen und Denkschriften vor mir, welche die Mittheilungen ergänzen, die mir seine Tagebücher bieten.

Unter die wenigen Verhältnisse Hebbel's, welche bedeutungsvoll genannt werden müssen, zählt das Verhältniß zu Ihnen, hochzuverehrender Freiherr. Hebbel äußerte häufig gegen mich: „meine Briefe an Uechtritz sind die wichtigsten confessionellen

Denkmale meines Geistes.“ Nicht selten schilderte er mir mit jenem Feuer, das nur der große Gegenstand und der hohe Lebensmoment in ihm entfachen konnten, Ihre Natur, Ihr geistiges Gesicht, und auch Andre außer mir haben seinen Ausspruch vernommen: Uechtritz ist der gebildetste Mensch und Dichter, dem ich überhaupt auf dieser Erde begegnet bin. Einen seiner Briefe an Sie — ein kleines Manuskript — las er mir einmal als sein „Glaubensbekenntniß“ vor, und die Abschrift dieses Briefes fand sich auch in seinem Nachlasse.

Meine inständige Bitte, hochgeehrter Herr, geht dahin: Sie mögen mir die ganze Correspondenz Hebbel's mit Ihnen gütigst anvertrauen, damit ich dieselbe für die Biographie benutzen kann. Ja, meine Bitte ist noch nicht vollständig ausgesprochen; ich habe auch die Kühnheit, Sie um eine Schilderung zu ersuchen, welche den Eindruck zeichnet, den Sie bei Ihrer Begegnung mit Hebbel in Marienbad empfingen und wobei Sie gewiß auch der Gespräche über den „Moloch“ gedenken würden, dessen Ideen — nach Hebbel's Versicherung — Niemand so in der Tiefe begriffen und erkannt habe, wie Sie.

Ueber die Art der Benutzung der mir etwa mitgetheilten Briefe Hebbel's an Sie, haben Sie selbstverständlich Ihre Wünsche kundzugeben, und ich verpflichte mich natürlich, dieselben bis in's Kleinste zu respektiren. — Einen „Lichtfreund“, einen Seifensieder, wie Prof. Franz Pfeiffer gegen mich die seichten Rationalisten nannte, brauchen Sie in mir nicht zu befürchten: auch ich, das darf ich sagen, habe den „großen Knäuel“ zwischen den Fingern, der niemals abzuwickeln ist, und den nur halten zu können das Seelenglück der Demüthigen ausmacht.

Mit Zagen, weil es wie Berechnung aussehen könnte, bekenne ich, daß Ihre Briefe an Hebbel das Werthvollste sind, was sich an solchen Zeugnissen Mitlebender unter den Papieren des Hingeschiedenen befindet. Mich erinnerten diese Blätter, in Hinsicht der adeligen Form, der ruhigen Schönheit, die in ihnen waltet, an Goethe'sche Blätter. Darf ich noch hinzufügen, daß Ihr „Alexander und Darius“ mit zu dem magischen

Lichte beigesteuert, das aus der romantischen Poesie auf meine Jugendtage fiel!

Nehmen Sie meine Zeilen, hochverehrter Herr, nicht ungünstig auf und zweifeln Sie nicht an der Aufrichtigkeit meiner Worte.

Mit dem Ausdrucke ausgezeichneter Hochachtung, hochgeehrter Herr und Freiherr,

Ihr ganz ergebener

Emil Kuh.

J. Hübner an Friedrich von Uechtritz.

Dresden, den 28. Februar 1871.

Verehrter Freund!

Heute sende ich Ihnen nun endlich, was Ihnen lange zugedacht war, meine Gedichte, die freilich nicht auf die große bewegte Zeit gemünzt waren, aber nun wenigstens mit den ersten Friedenspalmen und den ersten Lerchen Ihnen zufliegen sollen. Die Zeiten müssen ja nun doch auch wiederkehren, wo Lust und Leid des Einzelnen wieder in dem großen Schöpfungsconcert mitklingen darf, ohne von Kanonen und Trompeten überdröhnt zu werden! und Sie werden ja überhaupt an hundert Stellen den Eindruck der Zeit unverkennbar finden, unter dem diese Lieder entstanden sind. Namentlich schließen ja die beiden letzten ganz unverkennbar an die Gegenwart an. Ich bin nun auf's äußerste begierig, Ihr Urtheil, verehrter Freund, zu hören und den Eindruck zu erfahren, den das Büchlein auf Sie macht. Ich sollte kaum sagen „Büchlein", denn es ist für eine Gedichtsammlung schon ziemlich beleibt, aber der Plan, die Eintheilung des Tage- und Jahrbuches beizubehalten, der doch sehr viel Gutes hat, zwang mich, doch wenigstens 365 Tage zu bedenken, und nun sind gar noch ein paar mehr geworden. Da die Mehrzahl Sonette, so ist wenigstens die Zahl der Strophen im Ganzen genommen nicht so übermäßig, als es scheinen möchte. Ein sehr lieber Gedanke ist es mir, voraussetzen zu dürfen, daß Ihre ver-

ehrte Frau Gemahlin, meine liebe Freundin, die Dolmetscherin meiner Gedichte bei Ihnen sein wird, denn am Ende ist doch alle Poesie laut gedacht und das Lesen nur Surrogat; Manches möchte man ja am liebsten gesungen hören, wie es in ursprünglicher Melodie dem Ohre des Dichters erklungen ist. — Hoffentlich geht es Ihnen beiden leidlich, wir hörten gelegentlich von Lyda Bendemann Gutes von Ihnen, und so schließe ich meine Epistel mit meinen eigenen und den herzlichsten Grüßen meiner Frau und Tochter, und bin wie immer in treuer Ergebenheit

Ihr alter Freund

Julius Hübner.

Marie Wiegmann*) an Friedrich von Uechtritz.

Düsseldorf, den 31. März 1871.

Holtei „aus meinem Leben".

Goethe konnte unerbittlich streng den Stab brechen über Arbeiten Derer, die er sonst gern um sich sah; er konnte sich kindlich freuen über poetische Erstlinge ihm sonst fremder Leute. Ich erinnere mich, daß sein Sohn August mir erzählt hat, welch eine herzliche Freude „der Vater" gefunden am Drama: Alexander und Darius von Fr. v. Uechtritz, welches ihm der ihm gänzlich unbekannte Verfasser eingesendet. „Wie ein Kätzchen", versicherte August, „trug er's unterm Arme mit sich herum, gab es nicht aus den Händen, ging, glaube ich, damit zu Bette, ergötzte sich liebkosend daran, wie an einem edlen, rein poetischen Werke."

Lieber Herr von Uechtritz, ich bitte, lachen Sie mich nicht aus, daß ich Ihnen dies Fragment aus einer Zeitschrift abschreibe und schicke. Natürlich wissen Sie von dem alten Olympier selbst, was er von dem schönen Drama dachte, vielleicht

---

*) Bekannte Portraitmalerin, welche ihren Sohn auf den Höhen von Spichern verloren hatte.

kennen Sie auch zufällig die Holtei'schen Plaudereien, in denen sich diese Worte finden. Mich haben sie so gefreut, daß ich nicht widerstehen konnte, sie Ihnen auf gut Glück zu senden. Es freut mich so wenig mehr. Vielleicht daß ich noch wachse mit der großen Zeit, bis jetzt bin ich kläglich hinter ihr zurück, oder kann doch nur in seltnen Stunden ihr nach auf die Höhe!

So helf' mir Gott, mir und den vielen Tausenden, die Keinen zurück erwarten, wenn die Regimenter heimziehen, und die — Ich kann eben nicht weiter, auch überhaupt nicht mehr schreiben. Es ist frisch wie am ersten Tage —

Gott segne Ihnen Ihr schönes grünes geistiges Alter. Ich hoffe, Sie sitzen noch am Webstuhl und weben an großen Bildern. Ich küsse Ihre liebe Frau, und bin mein Leben lang, theurer und gütiger Freund,

Ihre sehr getreue

Marie Wiegmann.

Th. Paur an Friedrich von Uechtritz.

Charlottenbrunn, den 16. August 1871.

Verehrter Herr Geheime Rath!

Vier Wochen sind seit unserem Abschiede von Görlitz verflossen und wir stehen auf dem Punkte, unsre verschiedenen, an Volumen sehr umfangreichen Bündel zu schnüren, um der Heimath zuzusteuern. Vor Ihnen liegt noch eine schöne Zeit; möchten Luft, Licht und wohlthuende Schatten Ihren weiteren Aufenthalt in Johannisbad auf das Erfolgreichste begünstigen und Ihrem körperlichen Befinden ebenso eine wahrhafte Kräftigung gewähren, wie Ihrer Erinnerung für den ganzen Winter ein erquickendes Bild! Wir hier haben tagtäglich mit neuer Ueberraschung uns an der Lieblichkeit und Mannigfaltigkeit der Gegend erfreut: zwar nirgend die Großartigkeit des Riesengebirges, aber der anmuthigste Wechsel von Berg und Thal, von Wald und Wiesen, und letztere so malerisch in die Waldstrecken von

Nadel- und Laubholz eingreifend, als wenn es ein Parkkünstler besonders ausgedacht hätte. — — — — — — Doch verzeihen Sie mir gütigst diese Mittheilungen, die mir wie unwillkürlich in die Feder gekommen sind! Die eigentliche Absicht dieser Zeilen ist eine ganz andre und doch untrennbar mit unserem hiesigen Aufenthalte verwachsen, nämlich bevor wir denselben verlassen, Ihnen unsern aufrichtigen und lebhaften Dank zu sagen für die treue geistige Geleitschaft, welche Sie uns durch die Lectüre Ihres Buches über die Düsseldorfer Zustände haben angedeihen lassen. Die letzten Seiten davon, die ich den Meinigen am Montage vorlas, nöthigten ihnen unwillkürlich den Ausdruck ab: „schon zu Ende?" Sie mögen daraus erkennen, wie sehr Sie durch Ihre Entwickelung und Ihre Mittheilungen unser Interesse gefesselt und wach erhalten haben. Für das unübertrefflich anschauliche, mit so belebender Wärme ausgeführte Bild Lessing's sowie für die tief angelegte, nach meinem Urtheil durch und durch gerechte Würdigung Goethe's sind wir Ihnen zu ganz besonderem Danke verpflichtet. Es hat meine Bewunderung erregt, wie scheinbar bequem und leicht es Ihnen gelungen ist, Düsseldorf zum Centrum und Ausgangspunkt der ganzen weltgeschichtlichen Kunstentwickelung zu machen, und ich habe daraus auf's Neue gelernt, daß es wirklich auf den Standpunkt der Betrachtung weniger ankommt, als auf die Sehkraft des Betrachtenden. Dabei darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre allgemeinen Deductionen nicht ohne Schwierigkeiten sind; der Eindruck, den ich davon empfing, daß Sie nicht eigentlich fertige Resultate hinstellen, sondern vor dem Leser in fortschreitender geistiger Arbeit erscheinen, hat mich dagegen immer auf's Neue anregend in Anspruch genommen. Es ist begreiflich, daß Sie mit Ihrer offnen Beleuchtung der Düsseldorfer Kunstbeflissenen minorum gentium sozusagen in ein gefährliches Wespennest stachen; die Art und Weise, wie Sie hinterher die Sie Umschwärmenden von sich abwehren und ihnen, in der Form der Beschwichtigung, die unliebsame Wahrheit mit doppelt starker Betonung vorspielen, ist mir als höhere Komik vom besten

Schlage erschienen. Gibt es denn ein zweites Buch von verwandter Form und verwandtem Inhalt, von gleich festem Kern und gleicher Unendlichkeit des geistigen Umfangs, und dabei von solcher Ungezwungenheit der Entwickelung und der Mittheilung? Doch Eins darf ich schließlich nicht vergessen, womit Sie uns unzufrieden gelassen haben, daß Sie uns nach Immermann eigentlich nur den Mund wässerig machen, während Sie zugleich merken lassen, wie viel Sie gerade darüber zu sagen hätten. Doch Ihr Werk ist ja Torso geblieben, und wir haben wahrhaftig mehr Grund, uns des Fertigen zu freuen, als um des Fehlenden willen mit Ihnen zu markten. Doch genug! Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin unsere besten Empfehlungen, mit der Bitte, in freundlichem Andenken zu behalten

Ihren verehrungsvoll ergebenen

Theodor Paur.

S ch l u ß.

Schnaase an Uechtritz' Wittwe.

(Wenige Monate vor dessen eigenem Tode.)

Wiesbaden, den 5. März 1875.

Meine theure Freundin!

Ich sehne mich danach, Ihnen unmittelbar ein Paar Worte der Theilnahme an Ihrem großen Verluste und meines eigenen Schmerzes zuzurufen, und will es versuchen, ob meine Hand dazu im Stande sein wird. Die Nachricht von dem Abscheiden des geliebten Freundes, die Sie uns zukommen ließen, traf mich wie ein Blitz von heiterm Himmel. Lottchen wollte sie mir verbergen, aber ich durchschaute diese Absicht und drang darauf, den Grund zu erfahren. Freilich dachte ich dabei nicht an Uechtritz, dessen Krankheitszustände durchaus keine plötzliche Gefahr vermuthen ließen. Ich hatte es schon längst schmerzhaft empfunden, daß die Möglichkeit schriftlichen Verkehres uns entzogen war, aber ich war fest überzeugt, daß bei seiner ruhigen und vorsichtigen Lebensweise und seiner Gemüthsruhe sein Leben ein sehr langes, jedenfalls über das meinige hinausgehendes sein würde, so daß der Schlag mich ganz unvorbereitet und um so erschütternder traf. Mein erster Gedanke war also der des eigenen Verlustes. Er war mein nächster, jetzt ältester Freund, die

Möglichkeit eines Wiedersehens im Leben war noch vorhanden und mir jetzt entzogen! Aber sogleich trat mir auch der Gedanke an Sie vor die Seele! Wer so nahe gestanden wie wir, so sehr die Innigkeit und Gemeinsamkeit Ihres Bündnisses gekannt hatte, mußte sogleich an die Schwere Ihres Verlustes denken! Bei dieser Empfindung waren denn schon die Nachrichten, welche uns Ihr Neffe Max gab, und noch vielmehr die, welche uns später Ihr eigner Brief brachte, eine Wohlthat. Der ganze Hergang seiner letzten Tage ist so beruhigend und harmonisch, daß er auch seine Freunde ruhiger stimmen muß; man darf es als eine That seines Geistes ansehen, daß er Ihnen auch die richtige Auffassung seines Abscheidens gegeben, daß seine fromme Gesinnung Ihnen als ein Erbtheil geblieben ist und mildernd und verklärend auf Ihre Trauer zurückwirkt. Auch das gehört zu diesem Harmonischen, daß es ihm noch gelungen ist, das Werk, mit dem er sich die letzten Jahre beschäftigt hatte, völlig und selbst bis zur Vorrede abzuschließen. Er war eine treue, gewissenhafte Seele, die nicht ruhte, bis sie zur Wahrheit durchgedrungen war, und es ist herrlich, daß es ihm gegönnt war, nun auch seine letzten Gedanken zu völliger Reife auszubilden und in sorgfältig ausgeprägtem Worte zu hinterlassen. Ich bin höchst begierig auf diese seine letzte Arbeit. Seine Werke haben nie einen geräuschvollen, berauschenden Erfolg gehabt, aber sie werden die tiefe kräftigende Wirkung, die sie gerade in ihrer genau abgewogenen Form auf geeignete Leser ausüben, bleibend behalten.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Gott tröste und stärke Sie!
Erhalten Sie uns Ihre Freundschaft!

Ihr alter Freund

Schnaase.

Vorstehendem Briefe sich anfügend im Gedenken des hinterlassenen Werkes von Friedrich von Uechtritz: „Studien eines Laien über den Ursprung, die Bedeutung und Beschaffenheit des Evangeliums nach Johannes"*) möge zum Schluß folgende Charakteristik ihre Stelle hier finden, mit welcher in der Meßner'schen Allgem. Evang. Kirchenzeitung im Sommer 1876 die längere Besprechung des Buches beendet wurde:

„Der Laie, der dieses Buch geschrieben, hat die Glaubens-„wärme des Christen, die Gelehrsamkeit des Theologen, den „Scharfsinn des Richters und die schaffende Phantasie des Dich-„ters zu seinem Werke mitgebracht."

---

*) Gotha, bei Friedr. Andr. Perthes.

L. em

Berichtigungen.

Seite 5, Anmerkung lies: Oberst von Below, Erzieher des Kurprinzen, nachherigem depossedirten Kurfürsten von Hessen.

„ 33, Zeile 15 v. o. lies: äußeren statt äußre.

„ 172, „ 13 v. u. lies: haben statt habe.

„ 227, „ 11 v. o. lies: aber sie nicht statt aber nicht.

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.

